

Der Tanz der Koperwasy

[Übersetzung: Zbigniew Wilkiewicz]

Tante Gienia starb viele Male. Man könnte ohne größere Übertreibung sagen, dass sie diese Kunst in vollkommener Weise beherrschte. Dann kamen bei den Koperwasy alle Familienangehörigen zusammen, die engeren und die ferneren, in erster Linie aber ihre neun Kinder, und jedes von ihnen mit dem eigenen, zahlreichen Anhang. Es kamen alle, sogar „die Stettiner von hinter dem Bug“, die von der Familie am weitesten entfernten Umsiedler. Im Haus wurde es eng und dunkel, man hörte Geflüster und fieberhaftes Aufzählen von Details, man zählte die Ansässigen und die Angereisten, aber alle wussten, dass auf den Listen sowieso jemand fehlen würde. Immer wenn sie im Sterben lag, warteten wir auf die Anreise einer weiteren Person. Gienia erwartete die Ankunft ihrer Schwester, Tante Marta. Und immer wartete sie umsonst.

Das Sterben fand im größten Zimmer des Fachwerkhauses statt, wo die Tante die Angereisten in dem bald nach dem Krieg irgendwoher beschafften Ehebett liegend empfing.

„Meine lieben Kinder...“ seufzte sie auf den ihren vollbusigen Körper stützenden Kissen. „Ihr seht mich zum letzten Mal, danke, dass ihr gekommen seid... Ist Iryś auch da? Aha, er soll übermorgen kommen, dieser Schlauberger taucht immer als letzter auf. Du, Aloch, bist sicher wieder besoffen, was? Kannst du nicht die paar Tage abwarten, du siehst doch, wie schwach ich bin...Geh lieber und hilf Sabcia, das Mädchel hat alle Hände voll zu tun.“ – so dirigierte sie aus der Höhe ihres Todesthrons und zeigte damit allen, dass sie die Situation im Griff hatte und ihre Herrschaft bis zum letzten Atemzug verteidigen würde.

Bei keinem dieser Auftritte vergaß sie, zumindest für einen Moment einen Schwächeanfall zu erleiden und eine ihrer Hände so herabsinken zu lassen, dass sie schließlich kraftlos herabhing. Diese leblose Gelöstheit, die leicht geöffneten, altersschwachen, leberblauen Lippen und ihre durch Kosmetika balsamierte Blässe hielten sie nicht davon ab, den Moment abzuwarten, bis ihr eine der Töchter einen Becher mit leicht verdünntem Kompott an den Mund hielt. Verstohlen lugte sie unter ihren Lidern hervor, welche von ihnen die erste sein würde. Und gerade in diesem Moment, urplötzlich, wenn das Ritual beendet schien, warf sie die noch heute in meinen Ohren nachklingende Frage in den Raum:

„Habt ihr Marta ein Telegramm geschickt?“

Langsam und etwas zögerlich antwortete eine Stimme mit einem „ja“.

Dann erteilte uns die zweite Frage:

„Hat sie geantwortet?“

Es wurde still. Schließlich erklärte ein etwas Mutigerer:

„Wir waren heute noch nicht auf der Post, Tante, aber wahrscheinlich noch nicht...“

Dann drehte sich Gienia, deren letzter Wunsch unerfüllt geblieben war, zur Wand, und wir – ignoriert und voller Hochachtung – schoben uns in die Küche hinaus, wo sich, so weit ich zurückdenken kann, schon immer das Familienleben abgespielt hatte.

In der westfälischen Küche war es ruhig und heimelig, wie mit Resten jener anderen, deutschen Gemütlichkeit durchsetzt, die auf häuslichen Gerüchen und der vom Ofen her pulsierenden Wärme beruht. So war es hier, dort aber, im Zimmer der Tante, herrschte Starre, Ruhe und Kälte. Und all dies, damit die Kranke leichter atmen und besser schlafen konnte, wobei jedem klar war, dass sich das Leben mit den sich zwischen unseren Beinen tummelnden Hunden und Katzen ganz auf unserer Seite vollzog. Auf Seiten der Tante gab es

nur noch die zur vollkommenen Starre heruntergekommene Zeremonie der letzten Vermählung.

Wir, die Heranwachsenden, lungerten ziellos herum wie irgendwo vergessene Jungs und warfen verstohlene Blicke auf die selten gesehenen Altersgenossen der fernerer Verwandtschaft. Die blasse Sabina, die Tochter der Tante, schon ein wenig Hausfrau, kochte irgendetwas, ihr Mann, der von der Sterbenden erwähnte Aloch, nahm aus dem Backofen Gefäße mit aromatischem Punsch heraus, feierlich wie aus einem privaten Tabernakel. All dies geschah, um sich aufzuwärmen, denn der Zufall wollte es, dass das Sterben der Tante auf die Wintermonate fiel, wenn die Feldarbeiten beendet waren und das Geschäft mit dem Vieh weniger wurde. Wenn – kurz gesagt – die Zeit fürs Sterben am günstigsten war.

Man muss zugeben, dass Gienia es verstand, den Moment fehlerfrei zu wählen, um für uns alle die Langeweile, die uns wie eine dunkle Herbstnacht zusetzte, erträglicher zu machen. Ich glaube, alle Verwandten waren ihr ein wenig dankbar, dass sie die Feiertage um einen neuen, etwas makabren Brauch bereicherte. Gerne fuhren wir selbst vom ganz anderen Ende Polens zu ihr. Gerne kämpften wir uns durch das Land, froren in schlecht beheizten Bahnhöfen, garten in überfüllten Abteilen, nur um die in der Kindheit so verlockende Odyssee erleben zu dürfen.

Bis zu einem bestimmten Alter fuhren wir zu zweit, Ania und ich. Später fuhr ich meistens allein und ein oder zwei Mal mit Michał. Am liebsten war ich mit Ania unterwegs, denn dann war ich mir sicher, dass nichts passieren konnte, dass sie es immer schaffen würde mir zu helfen. Später wurde ich alleine losgeschickt, man kaufte mir die Fahrkarte und erinnerte mich daran, wo ich umsteigen musste.

Zur Sicherheit nahm ich allerdings eine Landkarte mit: vergilbt und abgewetzt, mit nicht mehr gültigen Grenzen, aber mit den gleichen Verbindungen wie vor dem Krieg. Grenzen lassen sich ändern, aber Schienen bleiben am Ort, selbst nach allen noch so großen Verschiebungen. Damals bemerkte ich, dass man sich mit Hilfe des Schienenetzes leicht orientieren kann, wie weit der Einfluss der einen Zivilisation reicht und wo eine andere beginnt. Oder – genauer gesagt – gar nicht vorhanden ist. Und auf einer solchen Landkarte zeichnete ich mir mit einem dicken Strich meine eigene, von Süden nach Norden führende Trasse ein.

Wir kamen im Morgengrauen an. Der Zug hielt an einer kleinen, in einem Tal gelegenen Station, und wir suchten mit unbeholfenen Füßen nach den hölzernen Stufen des Waggons, um – mit dem Kofferchen beladen – nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Das schwarze Ungeheuer fuhr weiter, während wir, zwei auf dem geschotterten Bahnsteig stehende Kinder, die nach Ferienfrische duftende Landschaft in uns aufnahmen.

Wir gingen dann den leeren, sich wie alle pommerschen Chausseen schlängelnden Weg entlang. Wir schritten wortlos nebeneinander her, mit in Träumen verfangenen Gedanken und mit Augen, die die vertrauten Orte wieder erkannten. Den Backsteinschlot ließen wir hinter uns und in der Ferne zeichneten sich das Kirchlein und der Dorffriedhof ab, auf dem die Zwillinge Martas lagen. Beim Sägewerk dufteten die Bretter und gleich dahinter fiel einem der rote Backstein der Tabakfabrik ins Auge. Hier hatte direkt nach dem Kriege Marta gearbeitet, die von allen nur „die Amerikanerin“ genannt wurde.

Wir wussten nie, auf welche Situation wir treffen würden. In den Telegrammen stand, dass der Zustand der Tante bedenklich sei, dabei war seit der frühesten Kindheit, seit den ersten Besuchen klar, dass sie krank war. Man sprach bei jeder möglichen Gelegenheit darüber. Ringsherum wuchsen die Kinder heran, gingen zur Kommunion, die Familie kam zu Kirchweihen und Hochzeiten zusammen und die Tante lebte gleichsam neben her und außerhalb der Zeit, mit einer für die Ärzte ungeklärten Erkrankung ausgestattet. Wenn wir uns also zum wiederholten Mal dem Ort näherten, von dem aus die Fachwerkmauern dieses in der ganzen Gegend größten Hauses sichtbar wurden, wich die durch die Reise verursachte Aufregung jäh einer die Kehle zuschnürenden Angst.

Die Tante fragte auch uns wegen Marta und jedes Mal mussten wir hervorbringen, dass sie „momentan nicht vorhaben zu kommen“. Marta hatte sich mit unserer Großmutter angefreundet und schrieb ihr oft, aber aus dem, was man mitbekam, zeichneten sich keine Reisepläne ab. Zunächst dachte ich, dass es eine Frage der Entfernung und der vielen Dollars sei, und erst später erfuhr ich, dass es um mehr ging. Ein wenig von der Großmutter und ein wenig aus den in den Ferien aufgeschnappten Äußerungen folgerte ich, dass es zwischen ihnen Dinge gab, die viele Jahre zurücklagen, aber für ein Kind war es schwer sich zu orientieren und noch schwerer sich Fragen zu erlauben. Es ging nicht um Geld, denn die kinderlose und berufstätige Marta war eine der wohlhabendsten Personen in unserer Familie und musste nicht auf jeden Groschen achten. Außer dieser Tatsache verstand ich nicht viel, die halb ausgesprochenen Worte und Andeutungen vergrößerten die Verwirrung nur. Immer dann, wenn der Name Marta fiel, öffnete ich aus purer Neugier den Mund.

Der Weg nach rechts führte nach Brachlewo, wohin ich als Kind trotz zahlreicher Streifzüge niemals kam. Die Grenze meiner Welt verlief unmittelbar am Anwesen der Tante entlang, am Ansatz der asphaltierten Gabelung, dahinter begann ein unbekanntes Land. Der dortige Himmel, weiter weg, war wie aus Blei, durch das kein Strahl hindurch dringt, nicht hindurch gelangen kann, obschon es doch etwas Verkehr in beiden Richtungen der Chaussee gab. Manchmal sprang hinter der Kurve ein LKW hervor, nicht selten fuhr an mir ein PKW vorbei und ich war so vergafft, dass der auf die Hupe drückende Fahrer kurz abbremsen musste, um mir mit der Faust zu drohen. Doch die Fahrgeräusche brachen – was mir erst jetzt bewusst wird – schon ein paar Meter weiter wie abgeschnitten ab. Die Fahrzeuge, egal welche, wurden unglaublich schnell kleiner und verschwanden zusammen mit den Motorgeräuschen und den sich ringelnden Abgasen im Raum, so als würden sie aufgesogen.

Nicht nur ich, sondern keiner von der Familie, die doch zahlreichen Geschäften nachging, fuhr jemals in diese Richtung. Schon bei der Nennung des Ortsnamens spürte man geradezu Abneigung. Auch den Pfarrer von Brachlewo (manche sagten noch immer Brachnebrau) tolerierte die Tante kaum. Die offizielle Ursache war seine berüchtigte Gefräßigkeit, die jede Hausfrau fürchten musste, aber auch in dieser Angelegenheit witterte man eine durch das familiäre Beschweigen bemäntelte Unklarheit. Die Abneigung war gegenseitig. Der Pfarrer kam, wenn er zur Kirchweih erschien, niemals auf meine Tante zu.

Wir gingen weiter, vorbei an dem zu dieser Tageszeit abgezaunten Kóleczo, wo ein mir wenig bekannter Teil der Familie lebte. Die in der dortigen Häusern wohnenden Anverwandten und Verwandten gehörten – obschon vom Stamm der Koperwasy – zu einem Seitenzweig der Dynastie. Ich erinnere mich wie durch einen Nebel an diese Menschen; sie waren klein, dunkel, mit etwas semitischem, rötlichem Einschlag und trugen Vornamen, die mir heute nicht mehr geläufig sind. Der Stammbaum des Geschlechts war recht verworren, so dass mir manchmal schien, dass jeder mit jedem verwandt war, was wohl in gewisser Weise auch stimmte. Niemand außer Großmutter Weber war in der Lage, diese Verwandtschaftsverhältnisse zu entwirren.

Nach Kóleczo ging man, um mit anderen Jungs zu spielen. Dort war es leichter, einem der Altersgenossen zu begegnen, während andere in den auf den Feldern verstreuten oder sich an der asphaltierten Chaussee hinziehenden Gehöften unauffindbar blieben.

Die Gehöfte hießen nicht wirklich Kóleczo. Vielmehr bildeten sie das eigenständige Dorf Ołdry Sztumskie. Allerdings benutzten alle den verkürzten Ersatznamen, indem sie etwas hervorhoben, was sowieso klar war: das Dorf war in Kreisform aufgebaut. Dort, mitten auf dem Platz, stand eine der wichtigsten Requisiten meiner Kindheit: eine große gusseiserne Pumpe mit einem abgewetzten, glänzenden Griff. Dieses Meisterstück deutscher Gusskunst, das unter unseren Füßen unsichtbar blieb, hatte eine Eigenart, die mich immer wieder neugierig machte. In gewisser Weise identifizierte ich mich sogar mit ihr, ich kann sogar behaupten, dass sie genauso stotterte wie ich. Wenn man den Hebel bewegte und nicht das Wasser, sondern die neben dem Kolben entweichende Luft angesaugt wurde, gab die Pumpe

Geräusche von sich, die aus dem Innern der Erde zu kommen schienen. Sie stieß lange, metallische Selbstlaute aus. „Aa...Aahh...Iiii...Aaa Aah“ – stöhnte sie armselig und einsilbig vor sich hin, als könne sie trotz der Anstrengung nichts anderes hervorbringen.

Doch diese Spiele dauerten selbst im Sommer nicht lange. In der Abenddämmerung wurde Kóleczo mit einem breiten, unüberwindlichen Zaun abgesperrt. Wir spürten, dass die Kinder von dort doch etwas anderes waren als die an der Chaussee oder die aus den im Tal verstreuten Gehöften. Die Dorfbewohner bildeten eine Gruppe für sich, mit einem Ritual des Absperrens, während alle anderen ein weitaus weniger geregeltes Leben führten. Für uns war das beschwerlich, denn manchmal wären wir gerne bis abends geblieben, aber da wurde schon der Palisadenzaun aufgestellt und wir mussten weichen. Die aus Kóleczo blieben auf der Wiese und mit der geheimnisvollen Pumpe zurück, wir aber gingen zögerlich in alle Richtungen auseinander. So richtig spürte ich diese Beschwerlichkeit aber erst viel später. Und zwar erst, als mich die dort – wie hinter der Palisade einer von Schwarzerde umgebenen Burg – eingesperrte Kasia Kurcjanówna zu interessieren begann.

Kasia war die erste Altersgenossin aus der Familie, bei der ich schon lange die immer größer werdenden Wölbungen der Brüste wahrgenommen hatte. Sie registrierte meinen ebenso verschämten wie kühnen Blick genau und erwiderte ihn mit der ganzen Direktheit einer zum Leben erwachenden jungen Frau.

Sie sah mir gleichermaßen mutig wie schamlos in die Augen. Sie war älter und brauchte mich nicht ernst zu nehmen, weshalb sie bei mir weiter gehen konnte als bei anderen. Mit den anderen hatte sie sicher schon das eine oder andere ausprobiert, sie musste sich also vor ihnen in Acht nehmen, aber mit mir konnte sie sich alles erlauben. Ich glaube, dass ich für sie so etwas wie ein bequemes Versuchskaninchen war, von dem man sich, wenn es denn so weit ist, ein für alle mal trennt. Das verstand ich erst viel später, während ich zuvor überzeugt war, dass sie für mich die gleichen Gefühle hege wie ich für sie. Dabei handelte es sich – ich muss den Mut haben, die Dinge beim Namen zu nennen – um Provokation mit Erbarmen und Mitleid vermischt.

Wir bogen nach links ab und gelangten vorsichtig durch das verwaschene Ultramarin des Morgens zu den an doppelten Bogen – aus Weg und Bachlauf – gelegenen Gebäuden. Das große Haus mit dem unter einem Dach eingezwängten Wirtschaftsteil war im Schlaf versunken. Manchmal klirrte ganz kurz eine von einem Kuhschädel bewegte Kette. Ihr antwortete von der gegenüberliegenden Seite des Hofes die andere, durch die Schwelle der Hütte hindurch gezogene und auf dem Holz schnarrende Kette des Hundes. Der alte Schäferhund, der von Aloch als einsteuereich bezeichnet wurde, begrüßte uns als erster. Wir waren immer ein wenig verwundert, dass in dem Trauerhaus kein Licht zu erblicken war, dass alle schliefen, so als ob nichts passiere. Und dass es nicht gelingen würde, dem für alle unangenehmen Wecken, den verschlafenen Gesichtern und den nächtlichen, uns küssenden Lippen zu entgehen.

Zunächst ein schüchternes, dann ein zweites Anklopfen, und danach die blässliche Kusine Sabina in der Tür, der die Mutter einst, als es ihr schlecht ging, die Schlüssel übergeben hatte. Danach das Eintreten, das Hinstellen der Koffer und der Blick in die nach Knoblauch duftende Küche, während Sabina, noch immer in dem mit braunen Punkten bekleckerten Nachthemd, die Herdringe abnahm und Feuer machte. „Wie geht es der Tante?“, fragten wir, nachdem wir einen Moment gewartet hatten, um im Gegenzug das zwischen das Kratzen der Schaufel erwiderte „Krank... gestern war der Arzt da.“ zu hören.

Nach dem Frühstück, bei dem kaum gesprochen wurde, legten wir uns für zwei, drei Stunden hin; wir in unser kühles Bett, die blasse Sabina in ihr warmes, zu dem im ganzen Haus vernehmbar schnarchenden Aloch. Es schickte sich zu so früher Tageszeit nicht, in das von Krankheit erfüllte Zimmer der Tante hineinzuschauen. Sie schlief.

Während unserer Besuche erhielten wir immer dasselbe Zimmer. Auf der einen Seite des Korridors befand sich der Kuhstall, auf der anderen der Wohnbereich, der aber nur dort,

wo die Küche und die drei größten Stuben lagen, eingerichtet war. Unsere Tür war die zweite, die dritte führte zu einer Stube, die nie genutzt wurde. Dahinter befand sich noch eine Stube, mit Blick auf die Darre, das sogenannte Gästezimmer, das den Trauernden zur Verfügung gestellt wurde. Gerade hier sollte später, für ein paar Wochen, Marta wohnen.

Auch unsere Stube war, bis auf zwei Betten und einige Stühle, von denen jeder einzelne einer anderen Garnitur entstammte, nicht eingerichtet. Als Tante Gienia einmal gefragt wurde, warum dort niemand wohne, erwähnte sie die Feuchtigkeit, die man zwar noch nicht spüre, aber die noch kommen werde, die unter dem Fußboden scharrenden Mäuse und noch etwas anderes... Sie gab mir aber niemals eine klare Antwort.

Das Haus der Tante war mit allerlei Absonderlichkeiten vollgestopft, die für ein Kind unverständlich blieben. Oben der verwahrloste Dachboden voller Gerümpel, hinter dem Kuhstall der verfallende Keller, schließlich die in der Scheune stehenden, niemals in Gang gesetzten Maschinen. Dies alles formte sich zu einer unverständlichen und dadurch noch attraktiver werdenden Chiffre. Es wurden keine neuen Zäune aufgestellt und nur selten nahm man Reparaturen am Gehöft vor. Sicherlich, keiner konnte in jenen Jahren wissen, wie lange er dort bleiben würde, aber man hätte doch die einstdutschen Werkzeuge oder das niemals in Bewegung gesetzte und mit Grünzeug überwucherte Göpelwerk benutzen können. Zur Rechtfertigung von Frau Koperwas muss allerdings ergänzt werden, dass die Gerätschaften der Tante nicht die einzigen waren, die ungenutzt herumlagen. Jeder, der sich in jenen Jahren nach Pommern verirrt, konnte mit eigenen Augen wesentlich schlimmere Dinge erblicken.

Wir erhoben uns von unseren Schlafstätten, wenn das Haus schon lange auf den Füßen war. „Die Kinder sollen sich richtig ausschlafen, sie waren die ganze Nacht unterwegs, Gott verhüte, dass sie krank werden...“ rechtfertigte uns die von einem aufs andere Jahr schmaler werdende Sabina. Man weckte uns also erst, wenn das Mittagessen schon fertig war, so dass wir uns wieder schläfrig abermals an den Tisch setzten. Es wurde erzählt, man unterhielt sich und erkundigte sich nach unseren Angelegenheiten, also nach der Großmutter und der Schule; wir fragten umgekehrt nach der Tante, nach ihrem Befinden und der neuesten Entwicklung ihrer Erkrankung. Ich wusste, dass ich sie auch diesmal im gleichen Zustand erblicken würde. Dass wir wiederum ein ums andere Mal bei ihr hineinschauen würden, immerzu verlegen und unsicher und selbst nach einigen Tagen nicht wissend, ob wir uns auf die Rückreise vorbereiten oder auf ihren Tod warten sollten.

Im Trauerhaus wurde natürlich nur halblaut gesprochen. Man fragte uns nach Marta, nach den Chancen für ihr Kommen und nach anderen Neuigkeiten, worauf wir aber nur wenig zu antworten wussten. Im Laufe der Jahre schrieb Marta immer seltener und beschränkte sich auf Postkarten, die sie zu bestimmten Anlässen verschickte. Ihre langen und auf Deutsch verfassten Briefe (sie hatte es ein wenig während der Besatzungszeit und später gut von Kurt gelernt) erhielt die Großmutter, die uns Kindern allerdings nicht erzählte, was darin stand.

Ich verbrachte jede Ferien in Koperwasy, und das nicht nur deshalb, weil Gienia für mich wie eine enge Verwandte war, sondern aus dem einfachen Grund, weil es in den Nachkriegsjahren kaum Orte gab, wohin man reisen konnte. Allein hätte man mich nicht reisen lassen, und beide Kinder irgendwohin zu schicken, konnte sich die Großmutter nicht leisten. Um sich zu revanchieren, schickte Marta, meine Patin, etwas Geld, Pakete mit Kleidung und für die Erwachsenen Ansichtskarten, die hinter die Scheibe der Anrichte gesteckt. Im Gegenzug wurden wir Kinder von den Koperwasy ein wenig umsorgt.

Eine besondere Betreuung ist in diesem Alter übrigens nicht nötig. Wir verbrachten viel Zeit damit, bei der Arbeit zu helfen, den Rest der Zeit war ich auf Streifzügen durch die Gegend oder in der immer interessanten Ziegelei mit ihrem System aus Lehmhöhlen. Die Tante mochte mich wohl trotz all meiner Wunderlichkeiten und drückte mich öfters an sich als ihre echten Enkel, die das ganze Jahr über in ihrer Nähe waren. Ich muss allerdings jetzt schon und etwas beschämt feststellen, dass die Aussicht auf ihren Tod mich nicht so richtig ängstigte. Nicht nur deshalb, weil ich die mit der Möglichkeit ihres Ablebens verbundenen

Zweifel der Erwachsenen wahrnahm, sondern weil ich selbst den Eindruck hatte, dass all das – diese ganzen Todesvorbereitungen – eine mit unbekanntem Zweck erdachte Inszenierung darstellten. Man hatte den Eindruck, dass Gienia, nachdem sie auf die Idee mit dem Todesspiel gekommen war, sie immer dann, wenn die Bedingungen günstig waren, in Szene setzte. Damals war noch niemand von der Familie gestorben, es gab also keinen Grund, solch extreme Lösungen vorauszusehen. Auch der in der Nähe gelegene Friedhof weckte keine Unruhe. Sicher, ich ging da ab und zu hin und ich kannte schon das kleine Grab von Martas Kindern, aber all das, was aus einer anderen Epoche stammte, konnte die bestehende Bedrohung nicht sinnfällig werden lassen.

Die fast alljährlichen Querelen mit der Tante sorgten für Situationen, denen ich niemals Glauben geschenkt hätte, wäre ich selbst nicht einmal ihr Zeuge geworden. Es geschah, wenn ich mich recht erinnere, im Herbst nach einer der ersten Genesungen. Es goss damals in Strömen, wohl an die zwei Wochen lang und niemand wollte sich rühren. Es stellte sich aber heraus, dass Aloch hinaus musste und zwar bis nach Sztum, um einen Auftrag zu stornieren. Ob er wollte oder nicht, er musste sich auf das nasse, unter der Dachtraufe stehende Fahrrad setzen und losfahren. Wegen der Blumen. Denn gerade damals, hatten sie es, wie sich herausstellte, mit der Ausstattung übertrieben.

Seit dieser Zeit zahlte die Familie für die Blumen einen kleinen, immer wieder verfallenden Vorschuss, während sie bei anderen Einkäufen Abmachungen traf, die an konkrete Bedingungen geknüpft waren.

Ich erfuhr nämlich, dass dies nicht die einzige Vorbereitung war und dass sich die engsten Verwandten der Tante schon seit einiger Zeit um die Ausstattung für ihren letzten Weg gekümmert hatten. Ich wunderte mich über diese Art zu denken, ich war sogar bestürzt, aber im Laufe der Jahre verstand ich, dass sie diese traurigen Probleme nicht so behandeln konnten, als würde zukünftig nichts geschehen.

Einige Dinge erledigte man früher, andere, die heikel waren, sah man für die letzte Stunde vor. Im Falle der Kleidung gelang es zum Beispiel einen vorsichtigen, absolut vernünftigen Kompromiss zu schließen. Die von dem mehrjährigen Tanz erschöpfte Familie kam zum Ergebnis, keine Kleider zu kaufen, die sämtliche Merkmale von Einmaligkeit trugen, sondern sowohl das Kostüm als auch die Stiefel sorgfältig auszuwählen. Sie sollten der Tante länger als nur eine Saison dienen. Man vermied Schwarzes und wählte Brauntöne, die zu älteren Damen passten, und man ergänzte das Ganze um geschmackvolle Schuhe mit niedrigen Absätzen. Die schwarze Unterwäsche hatte die Tante selbst gekauft. Sie hob sie im Wäscheschrank auf dem Todesregal auf.

Es gab noch ein anderes Problem. Das war für ein Kind zwar sonderbar, aber nicht ganz so makaber. Viele alte Menschen, die sich eine Ruhestätte sichern möchten, kaufen auf dem Friedhof eine Parzelle und bereiten sie vor, indem sie einen Grabstein aufstellen und auf der Platte ihren Namen sowie den Namen ihres Ehepartners eingravieren lassen. Die Tante machte das auch. In ihrem Fall stellte sich die Angelegenheit allerdings einfacher dar als sonst. Es war bekannt, dass sie auf Ewigkeit alleine ruhen würde, obwohl sie weder verwitwet noch geschieden und schon gar nicht Jungfrau war.

Ich erinnere mich an sie und sehe immer wieder vor mir, wie sie aus dem Zug steigt, ihre Frisur automatisch richtet und – sich rasch aus der Menschenmenge lösend – entschlossenen Schrittes in Richtung Laden geht. Ich höre noch heute, wie sie mit ihren wohlgeformten, in Leder glänzenden Beinen den Asphalt bearbeitet. Leicht tragen die guten Schuhe den nicht gerade kleinen Körper, während sich das anmutige, hoch erhobene Köpfchen kaum bewegt. Ich sehe sie inmitten des Dorfladens mit dem vergitterten Fenster mit den zwei Töchtern, die sich in ihrer Gegenwart schneller hinter der Theke bewegen als gewöhnlich. Die Tante macht sich an der Kasse zu schaffen, schaut in das Lager, füllt irgendwelche Rechnungen aus und setzt sich schon wieder in Richtung Wirtshaus in Bewegung, um die Höhe der für den Markttag bestimmten Lieferungen festzulegen.

Gienia, die auf der vom Regen glänzenden Straße entlang marschiert, an der Kapelle den Gruß des Kirchendieners erwidert, das verrauchte Wirtshaus betritt (der Lärm ebbt respektvoll ab), das sind Bilder aus all meinen Ferien. Irgendwann einmal wurde dieses Portrait durch einen Spazierstock – einem Herrschaftszeichen gleich – ergänzt. Aber das war nur ein Detail. Ehrlich gesagt hatte ich während meiner ganzen Kindheit den Eindruck, dass meine Tante, außer während ihrer Krankheitsphasen, wirklich unsterblich sei. Dass dies, wem sonst, wenn nicht ihr ganz sicher gelinge. Gelingen müsse.

Sterben ist keine einfache Angelegenheit. Und auch nicht komisch. Man kann darüber zuweilen einen Scherz machen, wie man über ernste Dinge scherzt, also nur des Scherzes wegen. Das weiß man, selbst wenn man es nur einmal in seinem Leben mit einer nicht simulierten Agonie zu tun hatte. Deswegen wäre es falsch anzunehmen, dass Gienia nach jedem ihrer Tode wieder so auferstand, als sei nichts gewesen, wie bis zur nächsten Folge einer nie endenden Serie. Das war durchaus nicht so. Die Tante behandelte den Tod mit vollkommenem, seiner Majestät angemessenem Ernst. Dies ergab sich aus der schlimmen Überzeugung, dass diesmal – und bei jedem anderen Mal auch – ihr letzter Moment gekommen sei. Andernfalls wäre es von ihrer sowie von der Seite der Trauernden eine nie endende Komödie gewesen. Sicherlich, wir lächelten dümmlich vor uns hin, wie Kinder das so tun, allerdings nicht so sehr deshalb, weil wir nicht an den nächsten Akt dieses düsteren Trauerspiels glaubten, sondern weil wir nicht in der Lage waren, auf die uns über den Kopf wachsende Situation angemessen zu reagieren. Diejenigen, die die Wahrheit über die Erkrankungen der Tante kannten, kannten ihre todbringende Klinge, die in jedem Moment – wie ein Stilet – den letzten Stoß setzen konnte.

Ich erinnere mich gut an das dunkelblaue Gesicht Gienias und die Gesichter der anderen. Und an die verzweifelten, unsere Blicke suchenden Augen. Ich spüre den stummen Druck der erkaltenden Hand auf meinem Arm und ebenso den stummen Mund, der nicht mehr weiß, was er noch fragen soll. Ferner herrscht bereits jene gänzlich hoffnungslose Leere, die keinerlei Worte durchdringen können.

Dass Genia so oft an die Grenze des Zerfalls geriet – und so oft wieder zurückkam – grenzte an ein Wunder. Man sieht, Wunder geschehen, ich selbst kann es bezeugen. Unabhängig davon spürte ich – trotz der glücklichen Rückkehr –, dass etwas, irgendeine Welt zu Ende ging. Dass diese neue Welt, die nach dem für den Moment aufgeschobenen Tod ein wenig anders war. Die Leere nach dem Tode der Tante musste noch niemand füllen, aber leichte Verschiebungen waren zu bemerken. Jedes Mal übernahm einer der Hausgenossen einen Bruchteil ihrer vorherigen Anwesenheit. Die erste war die schwächliche Sabina, danach der nicht mehr nur mit seinen Angelegenheiten beschäftigte Iryś, und schließlich, nach dem Tode Sabinas, Aloch, der wie im Scherz – aber eben doch – diese neuen Grenzen absteckte. Das Herrschaftsgebiet von Gienia Koperwas begann zu schrumpfen.

II

Ein oder zwei Jahre, genau weiß ich es nicht mehr, waren vergangen und ich fuhr wieder in die Gegend meiner Kindheit, zur nächsten Beerdigung meiner Tante. Und wieder war alles so wie in einem geheimnisvollen, warmen Märchen. Man stand nachts in winterlicher oder herbstlicher Dämmerung auf, ging das Stück Weg zur Station, setzte sich in das Bähnlein und schlief wieder ein, bevor die Waggonen es geschafft hatten, so richtig loszuschaukeln. Danach wachten wir – am Ärmel gezupft – auf, um umzusteigen, suchten unseren Bahnsteig und kletterten auf den hohen Stufen in den nächsten, gemütlichen Waggon. Jetzt war es am wichtigsten, sich in den Mantel der Schwester oder eines zufällig Mitreisenden hinein zu schmiegen und mit der vor sich hin pfeifenden Lokomotive durch die samtschwarze Nacht zu gleiten. Schwaden weißen Dampfes umhüllten die hölzernen Waggonen und die vom Frost

bereiften Beschläge, die Scheiben blitzten im widergespiegelten Licht der Laternen und wir, einer neben dem anderen, Abteil für Abteil, einem dahinrasenden Gruppenschlafraum gleich, fielen in einen harten, selbstgenügsamen Schlaf. Die schwarze Gestalt des Schaffners, die einen wankenden Schatten auf den Boden des Pullmannkorridors warf, tauchte dann und wann in den Türen des Abteils auf, stellte sich so in sie hinein, als erwarte sie den Fluchtversuch eines der Mitreisenden und prüfte – um den Anschein zu wahren – die Gültigkeit der hingehaltenen Fahrkarten.

Und so vergingen die Stunden. Wenn der Zug mit Getöse über Weichen rollte, betrachtete ich, vom veränderten Rhythmus geweckt und ohne zu wissen, wo ich war, verwundert und im flimmernden Licht der Lampen die verschlafenen Gesichter meiner Mitreisenden. Mit geweiteten Pupillen, nach hinten geworfenen Köpfen und am Körper herunterbaumelnden Armen ließen wir uns – resigniert oder unbewusst – in den schwarzen, wolledichten Abgrund der Nacht tragen. Ein Lichtbündel hinter dem Fenster strich über die Wände des Abteils, war, nachdem es geschwind über die ewigen Schlafmützen hinweggehuscht war, auf dem Rückzug nach draußen und ließ uns wieder in der undurchdringlichen Schwärze der Nacht zurück. Unter den mit Getöse überquerten Brücken schimmerten die schwarzen Wellen der Flüsse, dann wurden irgendwelche Waggons abgekuppelt, wir hielten auf Nebengleisen und änderten die Fahrtrichtung. In dieser gleisverwirrten Expedition verloren wir vollends die Orientierung und nur mit einem kleinen Rest an Vertrauen war daran zu glauben, dass wir am Ende der Reise an dem uns vertrauten Ufer ankommen würden.

Ein matter Morgen graute, danach stellte sich der Tag ein, der die erschlafften Körper der Reisenden zur Ordnung rief. Sie gerieten ins Licht, kniffen die Augen zu und ergriffen, während sie ihre Ausgehanzüge glattstrichen, ihr Pappdeckelgepäck, um in den Bahnhofspassagen zu verschwinden.

Wir wohnten damals in der Breslauer Provinz, wo Großmutter die einzige Ambulanz in der Gegend unterhielt. Unten befanden sich das Sprechzimmer, der Warte- und der Behandlungsraum, oben wohnten wir, fünf durch den Krieg zusammen gewürfelte Menschen. Von dort brachen wir im Laufe etlicher Jahre mehrmals nach Danzig auf, um nach einigen Tagen, nachdem die Familienbande erneuert worden waren, auf derselben Trasse wieder ins alte Leben zurückzukehren. Denn in eben diese ehemalige Danziger Wojewodschaft verschlug es einst die durch das zerstörte Land streifende Tante. Als mutige und rührige Person häufte sie mit einer Pionieren gerne zugeschriebenen Leichtigkeit ein beträchtliches Vermögen auf, das sie in dem von ihr geführten Laden verdiente, den größten Profit zog sie jedoch aus dem auf Nachkriegsdiebstählen beruhenden Schwarzhandel. Offiziell nannte Gienia dies die Suche nach dem im Krieg verloren gegangenen Ehegatten. Sie wurde dabei von zweien ihrer Söhne, später von allen vieren, unterstützt und machte aus den Koperwasy in Kürze eine sehr gut bekannte, angesehene und respektierte Familie.

Es gibt verschiedene Versionen über diese Ereignisse, aber sicher ist, dass es die Tante war, die sich als erste in dem von den Deutschen verlassenem Dorf niederließ. Sie begab sich als erste in die Minenfelder und als erste reparierte sie die durch die Kriegshandlungen zerstörten Zäune. Die Minen erwiesen sich als Gerücht, was aber niemand von den Zugereisten wissen konnte. Später lief alles glatt ab. In Anerkennung ihrer Verdienste und um die Bürgerin Genofewa Koperwas für ihre erneuernd-patriotischen Aktivitäten gebührend zu würdigen, schlugen ihr die neuen Herrschenden vor, in die lokale Parteiorganisation einzutreten. Die Tante trat ein. Dem erbeuteten Dorf gab man ihren Namen.

Das Dorf hieß seitdem Koperwasy. Dieser Name verwischte den Unterschied zwischen Familie und Dorf und machte aus zwei Dingen eins. Er war auch eine Quelle des Stolzes. Man ging zu den Koperwasy, bei den Koperwasy war das Licht am längsten an, die Kinder stammten von den Koperwasy ab, obwohl die Tante alle neun ganz alleine erzog. Nebenbei

bemerkt war dies – außer dem Namen – das einzige Geschenk, das ihr der nach Australien geflüchtete Onkel hinterlassen hatte.

Die Geschichte von Tantes Ehe wurde oft erzählt. Die einen behaupteten, dass die Koperwasy ein ideales Paar gewesen seien und dass sie mit dem gleichem Eifer Handel trieben wie sie sich vermehrten. Andere neigten dazu zu behaupten, dass die Mehrung der Kinderzahl sowie des Vermögens die Sache von Gienia war. Auf diese Weise versuchte sie den Luftikus Koperwas an sich zu binden. Dies gelang ihr lange, aber – wie das bei immer wieder gekitteten Ehen so ist – es musste der Tag kommen, von dem an sich die Ereignisse in eine von der Tante unerwünschte Richtung bewegten.

An jenem Tag geriet der Onkel, der ein wütendes Gespräch mit harmlosen Worten eingeleitet hatte, mit seinem Teilhaber in Sachen Kriegsproduktion von Schwarzgebranntem in Streit. Ab einem bestimmten Moment der Fehde, bereits nach der Phase der Verkostung, kam es zu Handgreiflichkeiten. Es ist unmöglich zu ergründen, wer anfang und worum es ging. Bekannt ist, wer aufhörte. Mir nichts, dir nichts traf der streitsüchtige Onkel den armen Teufel mit einem am Herd stehenden Kartoffelstampfer.

Von hier an wurde die Erzählung über die Kriegsgeschichte der Familie noch verworrener. Einige erwähnten Verrat und einen Volksdeutschen, andere eine geheime Bestattung sowie ein getarntes oder wieder entdecktes Grab, genug, um den Onkel zu verhaften. Er wurde zur Zwangsarbeit mitgenommen, von wo er nie mehr zurückkehren sollte. Nicht, dass er sie nicht überlebt hatte; man wusste, dass er nach dem Krieg Frankreich bereiste, das Benelux streifte, wo ihn Argonauten aus dem gleichen Dorf gesehen hatten. Später jedoch, in Dünkirchen, bestieg er ein Schiff, um es erst in Australien zu verlassen. Hier verlor sich die Spur und man hörte, abgesehen von einem einzigen Brief an den ältesten Sohn Iryś, nichts mehr von ihm.

Zur Überraschung aller Familienangehörigen weinte sich die Tante nicht die Augen aus. Nur einmal, anlässlich eines Namenstags, brauste sie in Gesellschaft auf. Später, aller Illusionen beraubt, nahm sie das Steuer der üppig bevölkerten Arche in ihre Hände und segelte durch die unsicheren Zeiten. So begann bei den Koperwasy das über lange Jahre anhaltende Matriarchat.

Es stellte sich heraus, dass die erzwungene Wendung zur Frauenherrschaft kein Hindernis für die Erweiterung des Familienbesitzes darstellte. Auf der einen Seite dehnte die Tante, die die Kriegspfründe nutzte, die Latifundien aus, auf der anderen tat es die Familie. Diese bevölkerte, sich mit plebejischer Verbissenheit vermehrend, sehr bald nicht nur dieses Dorf, sondern auch die benachbarten. So waren in dieser Gegend alle mit den Koperwasy verwandt, väterlicherseits, mütterlicherseits – oder auf nicht ganz so formale Art.

Es gelang es mir nie, mich im komplizierten Netz dieser Verwandtschaftsverhältnisse zurechtzufinden. Sie waren Oma Weber bekannt, die bei den meisten Geburten geholfen hatte, sicherlich auch Marta, obwohl ich mit ihr darüber nie sprach. Tante Gienia antwortete mir, wenn ich sie nach jemandem fragte, aus Zeitmangel gewöhnlich mit einem Scherz. „Das sind die aus dem Haus mit dem Schornstein“ oder „die selben, bei denen wir die Gänse gekauft haben“ – und ähnliche Rätsel. Die von allen und am häufigsten benutzte Abkürzung war die Antwort Alochs, die zu einer Art Familienspruchwort wurde. „Das ist der Sohn des Onkels von Vaters Bruder“ – antwortete er zuweilen genervt...und dann gab es nichts mehr zu entwirren.

Marta war die Lieblingsschwester von Gienia. Aufgrund des Altersunterschieds behandelte sie die jüngere wie ihr Kind. Aber dieses Kind verhielt sich widerspenstig. Kurz nach dem Krieg fuhr es über den Ozean und nicht nur, dass es nicht zurückkommen wollte, es antwortete sogar (außer mit den erwähnten Karten) nicht auf Gienias Briefe. Aus nebulösen Erzählungen wusste ich, dass Marta aus dem Land geflohen war und zunächst nicht mehr einreisen durfte, es später aber nicht mehr wollte. Ich dachte, sie sei einfach an ihrem neuen Ort fest verwurzelt, aber später begann ich aufgrund der von Aloch hingeworfenen Worte

etwas anderes zu vermuten. Wie schon erwähnt, soll es zwischen den Schwestern nach dem Krieg eine Angelegenheit gegeben haben, in die der erste Mann Martas, Kazik, verwickelt war, irgendein Gefängnis, die Deutschen, aber auch ein Russe mit einem Hengst (oder vielleicht nur mit einem Hengstfohlen). Das war ein Gewirr, das ich nicht zu einer Familienlegende zusammenfügen konnte. Es half mir auch niemand dabei. Gienia selbst sprach nicht nur nicht darüber, sie schien es den anderen zu verbieten. Ausgerechnet Aloch stieß ab und an etwas hervor, natürlich erst nach einem tiefen, versonnenen Schluck. Viele Jahre später erfuhr ich von der Großmutter mehr.

Sie war also schon wieder krank. Ihre engsten Verwandten bezweifelten dies manchmal, natürlich taktvoll, doch man erlaubte sich nie, die Diagnose des Arztes offen in Frage zu stellen. Doch noch wichtiger war der tatsächliche Zustand der Tante. Wie auch immer, einige Male ergab es sich, dass sie bei der Leitung der vielköpfigen Familie pausieren musste. Im Laufe der Jahre lieferte sie – in diesem sehr schwierigen Handwerk geübt – durch Leber- oder Bauchspeicheldrüsenattacken hervorgerufene Beweise für ihre Leiden. Ihr Echo ließ das Haus still werden und bewirkte, dass alle mit versteinerten Gesichtern umhergingen. „Sie stirbt“ – flüsterten sie oder hoben, wenn sie zufällig im Korridor aufeinandertrafen, den Blick mit der eindeutigen Frage „Lebt sie noch?“

Außer der Bauchspeicheldrüse (genauer gesagt des „Sechlers“) war der Organismus der Tante auch mit dem „Zwölfer“ ausgestattet. Diese beiden Organe, die sie am häufigsten plagten, waren ihr bestens vertraut. Es ist nicht bekannt, welche Nummern die übrigen erhielten, aber übrigens ist auch nicht auszuschließen, dass sie überhaupt keine besaßen. Diese drei, die Leber mitgezählt, befanden sich in der ersten Frontlinie. Sie mussten über Jahre mit dem unbändigen Appetit zurechtkommen und die mehrtägigen, üppig begossenen Zechgelage aushalten. Ein durch nichts eingeschränkter Lebensstil war ihre zweite Natur, die viel üppiger und breiter war als die Seele der Dorfladenbesitzerin. Zu diesem Stil kehrte sie nach jedem ihrer Tode zurück, vielleicht nicht gestärkt, aber gleichsam verjüngt. Sie kehrte zurück, ohne die Abreise der Trauernden abwarten zu wollen, vielmehr nutzte sie ihre zahlreiche Anwesenheit geradezu aus. Wie auch immer, solche doppelten Anlässe ergeben sich nicht gerade häufig, zunächst der kritische Zustand und dann die wundersame Gesundung. Es wäre leichtsinnig gewesen sie nicht auszunutzen. So nahm Genia mehrmals an ihrem eigenen Leichenschmaus teil, nicht in Gestalt einer aus Alpträumen wieder auferstandenen Leiche, sondern als erster Beweger und Organisator eines Mehrgenerationenfestmahls. Natürlich freuten wir uns alle, dass die Tante wieder der Sense entkommen war und dass jetzt, nach kurzem Koma, alles zum alten Rhythmus zurückkehren würde.

Eines Tages komme ich recht zufällig nach Koperwasy und stoße mitten in der Woche auf einen seltsamen Feiertag. Im Dorf wird nicht gearbeitet. Scharen in der Kirche, Scharen vor der Kirche, das Volk vereint und eifrig betend, obschon wir weder Mariä Geburt noch Mariä Himmelfahrt haben. Im Alltag waren sie weder besonders fromm noch gottlos, aber dass man einen Werktag in einen Feiertag ummünzt? Ich betrete das Haus der Tante – niemand da. Alles ist abgeschlossen, sogar die Kinder sind abwesend, nur der Schäferhund trippelt vor der Bude hin und her und wedelt mich mit seinem einsteuerten Schwanz an. Ich setze mich auf die Bank vor der Darre und warte. Schließlich sehe ich wie die Gesellschaft zurückkommt. Feierlich angezogen in weißen Hemden und dunklen Hosen, die Kinder vorneweg, die Junggesellen und jungen Frauen hinten. Wir begrüßen uns, ich frage nach dem Grund der Feierlichkeit und bekomme „Dankgottesdienst“ zu hören. Ja, gerade in der Wochenmitte, „denn am Dienstag gab es eine Explosion“. Was für eine Explosion, wundere ich mich. „Na eine Explosion. Im Wirtshaus“. Die Tante, die an diesem Tag das Lager der Garküche „Hafen“ betrat, bemerkte, dass der Zeiger des auf dem Kessel befindlichen Druckanzeigergeräts bereits am Anschlag stand und dass im nächsten Augenblick alles in die Luft fliegen würde. Also kommt Gienia mit Geschrei und die einzelnen Wörter in Kleinteile zerlegend in den Gastraum gelaufen: „Leu-te!! Flüch-tet!! Den Kes-sel zer-reißt's gleich!“

Die Leutchen springen auf, rennen aus dem Lokal und kurz darauf eine gewaltige Explosion. Sie riss eine ganze Wand heraus und zerstörte das Buffet. Die Tante kam als letzte heraus.

Das Volk versammelte sich, kam zur Messe zusammen, der Pfarrer sprach schön über die Vorsehung, er empfahl die Gläubigen der Obhut der Mutter Gottes der Empfängnis und alle Anwesenden der Obhut der Gottesmutter Gebärerin, aber diese wussten sowieso, dass sie vor diesem Unglück nicht durch den goldzüngigen Priester und auch nicht so sehr durch die Vorsehung bewahrt worden waren, als vielmehr durch die allgemein geschätzte Genofewa Koperwas. Sie, die jetzt durch Krankheit gefesselt auf ihrem Totenbett dahinsiechte. Gerade trat der Arzt aus ihrem Haus.

In jenen Jahren schien es mir, dass die Konzession der Tante lediglich aus dem makabren, nicht ganz verständlichen Spiel mit dem Tod bestand. Jetzt, wo ich das schreibe und mir aufs Neue Gedanken mache, neige ich zur Ansicht, dass die Kunst des Sterbens ein Werkzeug war, mit dessen Hilfe sie an Dinge herankam, die anderweitig nicht zu erreichen waren. Sicherlich, mit dem Komödiantentum setzte sie eine wahrlich theatralische Maschinerie in Gang, aber ich denke, dass das nur ein Nebeneffekt war. Dieses Komödiantentum erlaubte ihr, eine Grenze zu erreichen, hinter der alles tödlich und unumkehrbar wurde. Sie berührte sie, zog sich zurück und lieferte einen Vorgeschmack dessen, was einst unentrinnbar eintreten und von wo es keine Rückkehr mehr geben würde.

Es ist schon seltsam, aber alles Wichtige geschah damals in der Abenddämmerung oder aber bei vollkommener Dunkelheit. Nicht auf dem Feld, sondern eher im Haus und wenn überhaupt woanders, dann im Wald. Sogar jetzt, wenn ich daran denke, zöge ich es vor, wenn Dunkelheit herrschte. Gerne lege ich mich auf das Sofa und kehre – mit der bis über den Kopf gezogenen Decke – zu den Waisenjahren zurück. Niemand wird mich besuchen, niemand wird anrufen, ich kann also in aller Stille noch einmal versuchen, das einstige Durcheinander zu entschlüsseln.

Ich hatte damals, wie jeder Junge, mein kleines Versteck. Wenn mir der Tag zu sehr zusetzte oder wenn mich die Spielkameraden zu sehr gepiesackt hatten, streifte ich durch die nahen Wälder, versteckte mich in der Darre oder des Sommers in der hinter dem Haus in den Hügel getriebenen Erdhöhle. Es genügte den halbrunden, kaum geschlossenen Einlass zu lüften, um sich in Sicherheit zu fühlen. Ich konnte hier so lange bleiben bis ich genug Kraft gesammelt hatte, um jenes endlose großfamiliäre Treiben wieder aushalten zu können.

Es zog mich mit einer geradezu krankhaften Leidenschaft in diese undurchdringliche Dunkelheit. Dort konnte ich ohne den Widerstand der Dinge und Farben in die Tiefe unbekannter oder momentan vergessener Kontinente vorstoßen. Der irdene Einbaum trug den durch Bewegungslosigkeit taub gewordenen Körper in Zonen, in denen ich mich nach Belieben an der kindlichen Einsamkeit berauschen konnte. Gerade dort blieb ich – als kleiner zu einem Bündel zusammengerollter Junge –, der in halb wache Betrachtungen vertieft war, häufig so lange sitzen bis jemand hineinschaute und mich mit scharfen Worten zum Abendessen rief.

„Junge, Junge“ – nörgelte die Tante aus Gewohnheit. „Ich hab‘ dir doch gesagt, dass du da nicht hineingehen sollst... Für welche Sünden straft mich der Herrgott nur so?“ – fragte Genia weder mich noch den Himmel.

„Hör doch auf Mama“ – verteidigte mich Aloch. „Er ist doch ein braver Junge, er hat nichts angestellt...“

Genia winkte ab und ging – die Resignierende mimend – zu irgendwelchen Tätigkeiten über. Der siegreiche Aloch drehte sich augenzwinkernd auf dem Absatz um und tätschelte mir den Kinderrücken.

So waren ihre Dialoge, immer in derselben Tonlage, immer im Rahmen bewährter und sicherer Worte.

Einmal erlebte ich, in Fragen der Endgültigkeit so etwas wie ein ständiger Gesandter unserer Familie, in Koperwasy andere, wenn auch unterschwellig mit der Krankheit der Tante

verbundene Gefühle. Von Empfindungen zu sprechen ist etwas übertrieben, denn es waren eher erahnte als vollendete Dinge, aber – wie auch immer – sie ereigneten sich zum ersten Mal.

Eines Nachts träumte ich von der nicht so nah-, aber doch blutsverwandten Kusine. Nicht von der aus Koperwasy, sondern von jener Kasia Kurcjanówna. Mit einem kurzem, von oben auf französische Art eingeflochtenem Zopf. Das war nichts Ungewöhnliches. Sie kam häufig ins Haus der Tante, um sich – ähnlich wie ich – nach ihrer Gesundheit zu erkundigen und die Neuigkeiten dann der engeren und weiteren Familie in Kóleczo zu überbringen.

In diesem Traum schwammen wir zu dritt, zusammen mit meiner Ania, in den warmen und sicheren Gewässern der Lehmhöhle. Wir badeten nachts, ich vollkommen nackt und sie in weißen und nassen, sich an ihre blutjungen Körper anschmiegenden Gewändern. Die Stimmung des nächtlichen Bades verband sich mit dem im Hause der Tante hängenden, kitschigen Öldruck, auf dem mitten im Wald und im obligaten Mondlicht einige Damen mit offenen Haaren in einer Muschel badeten, die von Schwänen gezogen wurde.

Die Mädchen aus meinem Traum, stärker entblößt und fülliger als jene anderen, teilten mit ihren Armen das Wasser. Ihre mit kleinen Brustwarzen besetzten Brüste und ihre Hinterbacken, als kugelige Wiederholung jener anderen, wogten immer näher an mich heran und setzten einen fernen, übersüßen Rhythmus in Gang. Angesichts der wachsenden Erregung hatte die kitschige Entourage keinerlei Bedeutung.

Die Kusine war nicht weit entfernt, die Schwester schwamm davon und kam so lange nicht zurück, dass sich die Gelegenheit des näheren Kennenlernens von Kasia bot. Kühn, wie das im Traum so ist, entledigte ich mich aller lästigen Ängste.

Ich wachte am ganzen Körper zitternd auf. Kataleptisch und steif saß ich auf dem von Schweiß und nächtlichem Samenerguss feuchten Laken. Ich war entsetzt. Ich zog alles aus, nahm das Laken vom Bett und weil ich nicht wusste, wie ich die Spuren beseitigen sollte, stand ich mitten in der Nacht da, vor einem durch das Fenster lugenden, spöttischen Mond.

Schließlich fand ich einen Weg, um mit der kompromittierenden Situation fertig zu werden. Ich stellte zwei Stühle auseinander, spannte das blasse Laken über den beiden Lehnen auf und beschloss, mich an die warmen Kacheln des Ofens lehnend zu warten bis die Spuren verschwänden.

Als ich die Augen öffnete war es Tag. Die Stühle standen auf ihrem Platz, das Laken war spurlos verschwunden.

Ich zog mich an und öffnete ängstlich die Tür. Das Frühstück wartete an der Tischecke. Ich aß und spürte, wie ich vor Scham im Erdboden versank. Ich aß lange, ganz auf die Bewegungen des Bestecks konzentriert, mit einem in den Teller versenkten Blick. Aber niemand hat an diesem oder an einem der folgenden Tage auch nur mit einem einzigen Wort das Thema berührt. Heute denke ich, dass die Person, die mir half die Spuren meiner einsamen Initiation zu beseitigen, ausgerechnet Sabinka war. Mit dem für Frauen eigenen Takt beschwieg sie – so wie sich das wohl jeder Junge wünscht – mein schamvolles Geheimnis.

Am Nachmittag als Kasia vorbeikam, um nach dem Zustand der Tante zu fragen, begegneten sich unsere Augen so, als hätten wir denselben Traum gehabt.

III

Krankheiten kommen – sagen Menschen, die in Gesundheitsdingen über größeres Wissen verfügen, – grundsätzlich vom „Zug“ oder vom „Überheben“. Alle anderen, die nicht in reiner Form auftreten, bilden eine Kombination dieser beiden grundlegenden Typen, ihrer Ausmaß und ihrer Stärke. Die Krankheiten der Tante hatten die erstere Erscheinung zur Ursache, denn seit frühester Jugend konnte sie dem Überheben entgehen. Sie heiratete im Alter von sechzehn

einen zehn Jahre älteren Handelsreisenden und führte an dessen Seite ein leichtes, auskömmliches Leben.

Onkel Józef war auf größere Waren spezialisiert. Landwirtschaftliche Geräte, die Versorgung der Schmiede mit Rohstoffen, schließlich – und danach vor allem – den Handel mit gestohlenen Pferden.

Józef kannte alle Geheimnisse der Branche. Er wusste, wie man ein Pferdefell farblich nachbessert und wie man es aufhellt, wie viel Alkohol man einer Mähre einflößen muss, damit sie im Moment der Transaktion so munter wie ein Jungpferd wirkt. Schließlich wusste er, wo, von wem und wie viel Mal ein Pferd verkauft worden war.

Man sagte, dass es keine Kunst sei, einen Wallach so betrunken zu machen, dass er sich auf sein Hinterteil setzt und verdächtig wiehert. Die Kunst bestand darin, die dem Alter und der Kondition entsprechende Dosis zu verabreichen, die die wundersame Verwandlung der Ware in Bargeld garantiert. Perfekt konnten das die Zigeuner und nur sie. Ihre Frauen, die Zigeunerinnen, wurden zu minderen Tätigkeiten abgeschoben, zum Diebstahl von Ferdervieh und zur kartenlegerischen Manipulation fremder Schicksale. Der Onkel ging umgekehrt vor. Sich mit Gienia verbindend, stieß er sie nicht in die Sphäre der Hilfsarbeiten ab, sondern behandelte sie partnerschaftlich. Deshalb wurden sie sehr bald zu einem sich hervorragend ergänzenden Paar.

Gienia half auf vielfältige Weise bei der Arbeit. Sie überredete und ermutigte die Käufer, flirtete mit ihnen, scherzte, schlüpfte manchmal in die Rolle der Konkurrentin und bot „zum guten Anfang“ immer ein Glas Grog an. Da der Bauer zu Frühlingsanfang auf den Markt kam, bot sich ein Glas zum Aufwärmen auf jeden Fall an.

Den so aufgeweichten Delinquenten ließ die Tante nicht mehr aus ihren Fängen. Sie verstand es ihn aufzuhalten, den Preis hochzutreiben oder – ohne mit der Wimper zu zucken – einen Vortrag über die Vorzüge des Braunen zu halten, während sie nicht vergaß, dem frierenden Interessenten ein wenig von ihrem „Tee“ einzuschenken. Später, nach dem abgeklatschten Handel, folgte der schönste Augenblick, wenn sie den beiden beschwipsten Glückspilze, dem Pferd und seinem Herrn mit ungetrübtem und höflich schmachtendem Blick folgte. Sie war die geborene Spezialistin für psychologische Kriegsführung. Ich denke, dass die damals erworbene Selbstständigkeit ihr später, als der Onkel nicht mehr zurückkam, erlaubte die schlimmsten Jahre zu überstehen.

Der Beruf des Pferdediebs erfordert Beweglichkeit, gute Beherrschung der Topographie, schließlich die Fähigkeit, seine Ware rasch loszuschlagen. Die Tante musste das nicht erlernen, eher lernte der Onkel von ihr. Das war ein aktives Leben an der frischen Luft mit guter Kost. Es half, Figur und allgemeine Leistungsfähigkeit zu erhalten. Sie lebten mit einem Wort glücklich und aßen ein leichtes, umso schmackhafteres Brot. Seit Jahren in der Branche tätig, war sie keine Feldarbeit mehr gewohnt, zu der sie die Eltern seit Kindesbeinen („Erde macht nicht schmutzig!“) vergeblich anhielten. So also, niemals schwer hebend war sie auch nie krank. Erst später, nach der Flucht des Onkels, ließ ihre Gesundheit nach.

Von den neun Kindern Gienias war Iryś außergewöhnlich gelungen. Eher Philosoph als Schmied (er führte die Werkstatt von Fred weiter, als dieser im Gefängnis landete) war er der einzige, der das Matriarchat der Tante in eine Männerwirtschaft hätte umwandeln können. Als Ältester begann er recht bald den Platz des abwesenden Vaters einzunehmen.

Seine Führungsqualitäten kamen nicht nur darin zum Ausdruck, dass er bei jedem Dorftanzfest die tonangebende Person war. Denn er war nicht nur ein hervorragender Tänzer, sondern konnte sich auch wie kein anderer prügeln. Dafür war er berühmt und zwar nicht nur im eigenen Dorf. Er entschied, wenn eine Schlägerei begann, wer schuld war und auf wessen Seite man zu stehen hatte, er sprach, wenn nötig, auch zahlreiche Urteile. Manchmal, wenn eine Feier schon im Gange war, kam man zu ihm nach Hause gelaufen, weil es dort zu brodeln begann und jemand sofort auf seelische oder körperliche Unterstützung angewiesen war. Sich seiner Verantwortung bewusst, ließ Iryś alles stehen und machte sich auf den Weg.

Die Tante musste ihn nicht einmal bitten vorsichtig zu sein. Sie wusste, dass Iryś, wer sonst, wenn nicht er, keinen Fehler machen würde. Genau damit bezauberte er Jadzia.

Wie jeder Führer fürchtete er sich weder vor fremdem noch vor eigenem Blut. Er war immer bereit, es wegen einer gerechten oder weniger gerechten Sache zu vergießen. Seit seiner Kindheit hatte man ihm eingeflößt, sich niemals gegen die eigenen Leute zu wenden, also stellte er sich immer, auch wenn die Situation nicht ganz eindeutig war, ohne zu zögern, auf die Seite der Koperwasy.

Aus Gesprächen hatte ich noch eins erfahren. Er war es auch, der die erste Bestattung der Familie Wuttke durchführte. Ich sage erste, denn nach einer Weile hat man sie ausgegraben und auf den Friedhof umgebettet. Iryś nahm genauso wie er sie begrub auch an ihrer Exhumierung teil. Er wies den Platz und griff zum Spaten.

Er war zusammen mit der Tante nach Sedlenken, also dem heutigen Koperwasy, gekommen. Gienia ging trotz ihres Muts nicht alleine auf solche Erkundungsreisen. Immerhin herrschten noch Kriegszeiten. Die Front war gerade vorbeigezogen und es war gefährlich für eine junge Frau alleine unterwegs zu sein.

Sie hatten auf der Suche nach etwas Passendem gemeinsam schon ein großes Gebiet durchstreift und bei dieser Gelegenheit das eine oder andere mitgenommen. Als sie schließlich auf jenes riesige Gehöft mit Fachwerkmauern stießen, als sie schon aus der Ferne entschieden hatten, dass es das war, ergab sich eine Komplikation. Die mit den Körpern der Getöteten. Sie fanden sie gleich hinter der Darre. Genau so auf einem Haufen liegend wie man sie zu einem Haufen zusammengedrängt erschossen hatte.

Man könnte meinen, dass er, als er die Familie an Ort und Stelle begrub, ungebührlich handelte. Heute ist es leicht, so zu urteilen, damals standen die Dinge allerdings ganz anders. Da herrschte Krieg, immer noch Krieg, die Toten bestattete man wo auch immer, denn für etwas Anderes fehlte die Zeit. Besonders, wenn es um die Front und das an oder hinter der Front liegende Gebiet ging. Dass man sie überhaupt begraben hatte, war bereits ein humanitärer, für die Koperwasy überraschender Akt. Wer dachte damals an ein normales Begräbnis und einen Pfarrer. Wo hätte man ihn suchen sollen, musste man doch nicht selten gerade einen Pfarrer begraben.

Das Gleiche gilt für die Verwaltung. Es gab in diesen Gebieten keine Ämter, die für Bestattungen zuständig gewesen wären oder Totenscheine hätten ausstellen können. Solche Dinge waren weder möglich noch wurde darauf – wie heute – Wert gelegt. Nicht nur solche Menschen wie die Koperwasy, sondern auch diejenigen, die wirklich an die Wiederauferstehung der Leiber glaubten, konnten nicht viel mehr tun als die Toten in die geduldige Erde zu legen.

Jene, die Iryś nicht mögen, können sagen, dass er einfach das Terrain reinigte. Wenn sie wollen, sollen sie so reden, man sollte aber daran erinnern, was die Tante sagte: „Söhnchen, das war Krieg. Und das waren doch Deutsche.“ Trotzdem hat Iryś es gemacht.

Er verspürte wohl auch keine größeren Hemmungen. Alle haben damals Leichen gesehen. Die von Deutschen, von Russen und auch polnische. Außer ihm war damals niemand dabei; hätte es die Tante vielleicht tun sollen? Sie half ihm sowieso, die Grube zuzuschaukeln, nachdem er die Leichen dort hineingelegt hatte. Man sollte darin eher einen Akt des Mutes erblicken. Genauso, wie er sich später mitten in eine Keilerei begab, genauso tat er bereits am ersten Tag etwas, wofür sich nicht jeder andere entschieden hätte.

Wenn ich heute über sie alle, diese Koperwasy, nachdenke, weiß ich, dass sie vielleicht gar nicht zu denen gehörten, die es in den Augen anderer verdienen hervorgehoben zu werden. Der Blick des Erwachsenen reduziert solche Größen auf ihr eigentliches Maß, verschiebt sie sogar manchmal ins vollkommene Vergessen. Damals aber waren sie für mich die Wichtigsten. Sie verdienten in den Augen des Kindes, die einem Vergrößerungsglas gleichen, Aufmerksamkeit. Sie füllten den Horizont der Kindheit.

Sicherlich waren sie keine Persönlichkeiten, aber gerade deshalb trieben sie auch niemanden in die Enge. Jeder wuchs so auf wie er wollte. Ohne züchterische Eingriffe, wie größeres oder kleineres, mehr oder minder gelungenes Unkraut. Nur Marta war vielleicht eine Ausnahme.

Das muss ich allerdings präzisieren. Jeder von ihnen war für mich wichtig, denn jeder unterschied sich durch irgendetwas vom anderem. Schon die grundsätzliche Teilung in Frauen und Männer bildete für die Koperwasy die Grundlage für weitere Unterscheidungen. Außerdem die Kleidung und die Gesichter. Die Kleidung vielleicht am wenigsten, denn damit beschäftigten sie sich angesichts ihrer Möglichkeiten in geringem Maße. Doch die Gesichter, obschon ähnlich, waren der Anfang weiterer Klassifizierungen. Nicht für äußere Unterscheidungen, sondern für die in die Tiefe reichenden. Und menschliche Gesichter waren für mich — trotz allem — ein großes Geheimnis; sie sind es noch immer. Als der am stärksten vergeistigte Teil des Menschen, mit Augen und Nase, ließen sie darunter die Existenz — noch nicht der Seele — aber eines Innenlebens voller Rätsel und Möglichkeiten vermuten. Sie verbargen unter der Haut der Stirn die Erinnerung an all das, was sich viele Jahre vor mir ereignet hatte, und bewahrten eine unzugängliche und unverständliche Weisheit. Ich war nämlich zutiefst überzeugt, dass alle Erwachsenen das verstehen, was man in meinem Alter nicht wissen kann. Dass man automatisch nach Überschreitung einer recht vagen Grenze eine Erleuchtung erfährt und weiß oder zumindest vermutet, wofür man lebt. Und — wie man leben sollte. Woher sollte ich, ein Kind, wissen, dass dies nur eine weitere Mystifikation war.

Iryś war einer der begabteren Diebe. Onkel Fred, ein guter Kumpel Kazik Krupniaks, des ersten Mannes von Marta, nahm ihn — trotz seines jungen Alters — auf seine Streifzüge mit. Sie fuhren bis zur *Festung Breslau*, um von dort mit Fuhrwerken zurückzukommen, die mit allerlei Gut beladen waren.

Die Tante begleitete sie. Sie wusste nur zu gut, dass diese Philosophen ohne sie nichts, was für die Hauswirtschaft nötig war, herbeischaffen würden. Gerade zu jener Zeit versorgten sie die Gegend mit starken Pferden, die auf deutschen Höfen davongekommen waren. Und mit Aloch, wenn man das so sagen darf. Denn bei einer dieser Unternehmungen kam er mit ihnen hierher. Und blieb.

Die ersten waren die besten Monate. Später fingen schlechtere an. Es wurde kontrolliert, man forderte Empfangsscheine und Genehmigungen oder immer größere Schmiergelder — was so weit ging, dass sich die Sache nicht mehr lohnte. Iryś hatte noch die Idee, die Güter per Bahn herzuschaffen, aber das gelang nicht öfter als zwei Mal. Beim dritten Mal bekam es jemand mit — und alles ging verloren. Es gelang ihnen noch, die jungverheiratete Marta mit hineinzuziehen. Nur einmal, was aber genügte, dass sie — nach der Geschichte mit dem Russen und nach dem Tod der Kinder — gerade in jene Gegend reiste.

Nicht reiste, sondern floh. Dort eine neue Bleibe zu finden und von neuem anzufangen, war recht einfach. Es genügte, an die Haustür eines verlassenem Hauses einen Zettel „Von einem Polen belegt“ zu hängen, und man wurde zum Besitzer des gesamten Gehöfts mit all seinen Gerätschaften. Sie war eine der ersten. Sie wählte ein hübsches Haus mit kleinem Garten und wirtschaftete einsam auf ein paar Morgen Land.

Diese Einsamkeit war, wie sich bald herausstellen sollte, unvollkommen. Man wunderte sich, dass sie die Offerten der von hinter dem Bug heranströmenden Freier ablehnte. Man wusste nicht, dass der Platz an ihrer Seite bereits besetzt war. Durch Kurt. Eines Tages nämlich, als sie in den Schweinestall ging, um etwas zu holen, stieß sie auf einen vor dem Trog knienden Soldaten in Uniformfetzen. Er nahm gerade das restliche Schweinefutter heraus. Niemand von den beiden geriet in Panik; beide hatten schon so viel gesehen, dass sie sich über nichts mehr wunderten.

Der mit deutschen Uniformresten bedeckte und von mehrtägigem Bartwuchs schwarzgesichtige Kurt sah aus wie ein menschlicher Fetzen. Der junge Organismus sollte aber bald wieder zu Kräften kommen. Nach ein paar Wochen kam Kurt wieder zu sich und

begann mit seinen Reisevorbereitungen. Marta besorgte ihm einen Anzug und eine hübsche Reisetasche.

Eines Tages verschwand er aus dem Dorf, im letzten, für die Flucht geeigneten Moment. Sie verschwanden beide. Kurt wusste nur zu gut, dass sie ihn erschießen würden, wenn sie ihn fänden. Bevor er auch nur im Stande gewesen wäre den Mund aufzumachen.

Die Abwesenheit Martas entdeckte man erst nach vier Tagen. Direkt vor der Flucht hatte sie den Tieren noch Futter in den Trog gelegt, aber als keines mehr da war, alarmierten die im Stall eingeschlossenen Kühe die nächsten Nachbarn durch lautes Brüllen. Diejenigen, die das Haus als erste betraten, fanden eine in der Eile hinterlassene Unordnung vor, ein Koppel mit der Aufschrift *Gott mit uns* sowie zwei Knöpfe. Gerade wegen dieser, auf die Phantasie eines Kindes wirkender Accessoires und der über sie verbreiteten, halb legendären Erzählung, schlichen sich vollkommen neue Gedanken in meine Kindheit ein. Das, was magisch und unschuldig war, begann unumkehrbar auszutrocknen. Ich betrat den schwierigen Weg von Gut und Böse.

Die Geschichte Kurts erfuhr ich erst später, übrigens von Marta selbst. Er war einer der wenigen, dem es gelungen war, aus Lambsdorf zu entkommen. Von polnischen und sowjetischen Kommandos verfolgt, schlug er sich nächtens nach Westen durch. Er versuchte zu Großmutter Weber, seiner Mutter, zu gelangen, die in der Hoffnung, dass sie ihm würde helfen können, von Pommern dorthin, in die Nähe gezogen war. Vollkommen entkräftet, nachdem er zahlreiche Märsche zu Ehren Adolf Hitlers – wie dies von den polnischen Kapos bezeichnet wurde – hinter sich gebracht hatte, konnte er kaum noch die Beine heben. Als der erste Schnee fiel, beschloss er abzuwarten. Hungrig und frierend stieß er auf den Schweinestall Martas. Sie wurden ein Paar und verbanden so meine beiden Familien, die der Koperwasy und der Großmutter Weber miteinander.

All dies blieb über die Jahre in geheimnisvollen Vermutungen versunken. Entweder wusste Gienia nicht so viel oder sie wollte das Thema nicht berühren. Aber es war ausgerechnet die Tante, die mir bewusst machte, dass es schien als würde jemand, wenn nicht das Schicksal aller, so doch das von Marta lenken. Als hätte sie jemand von hier, wie einst aus Ägypten, herausgeführt. Wie durch Zufall flüchtete ihr zweiter Mann aus dem Gefängnis, als ihr erster Mann Kazik gerade seine Strafe absaß. „Das Gefängnis hat ihr einen Kerl genommen und einen Kerl gegeben.“ – erklärte sie mir philosophisch. „Es hat ihr den besseren gegeben und den schlechteren genommen. Weil Kurt, obwohl Deutscher, besser ist.“

Damals verwunderte mich dieser Satz, denn ich wusste, dass Kazik Krupniak gleichsam ein Zögling der Tante war. Aus dem Priesterseminar geflogen, wurde er von den Koperwasy noch vor dem Krieg, als das junge Ehepaar seine Karriere begann, aufgenommen. Relativ schnell erreichte er die bequeme – wenn auch der Würde etwas abträgliche – Position eines angeflickten Bruders. Als man begann, nach einem Heiratskandidaten für Marta Ausschau zu halten, kam die Familie einvernehmlich zum Ergebnis, dass es wenig Sinn mache einen fremden zu nehmen, wenn man einen eigenen hat. Einen guten, recht vermögenden und allseits bekannten. Auch vom Aussehen her fehlte es ihm an nichts. Hochgewachsen und dunkel, mit weißen Zähnen und gelockten Haaren war er ein im Dorf auffallender junger Mann. Marta ließ sich überreden, obwohl ihr Kazik, warum auch immer, nicht so ganz gefiel.

Über das Schicksal der ersten Ehe von Marta erfuhr ich zunächst etwas von Aloch, später von dem unglückseligen Kazik. Den Rest erzählte sie mir dann selbst.

Es war schon nach Kriegende. Die Russen kehrten etwas lustlos ins sowjetische Paradies zurück, Dankbarkeit und Angst legten einem nicht nur nahe, alles mit ihnen zu teilen, sondern sich auch über ihre Anwesenheit und die neue Form von Freiheit zu freuen. Also freute man sich auch. Gerade da tauchte Grischa im Dorf auf.

Onkel Ed, Inhaber einer erbeuteten Hufschmiede, freundete sich schnell mit dem Offizier an und bewirtete ihn wochenlang auf den gerade in Besitz genommenen Ländereien.

Es fanden mehrtägige Zechgelage statt, die mit dem vor Ort beschafften Schwarzgebranntem versetzt waren. Unters Messer kamen Ferkel und schließlich auch Ziegen, die die Kriegswirren überstanden hatten. Gemordet wurde alle Schöpfung, die man anfangs noch abtastete, dies aber später ließ.

An der nicht enden wollenden Feier der Sieger nahm auch Krupniak, ein enger Freund des russischen Leutnants teil, dem er die wärmsten – wenn auch recht trunkene – Gefühle entgegenbrachte. Bis zur Besinnungslosigkeit betrunken küsste man sich und weinte, schließlich sang man traurige – Kazik nur brummelnd – Volksweisen. Der Russe trug ihnen lebenslange Freundschaft und sie boten ihm Blutsbruderschaft an. Später, nachdem sie sich aus dem Haus gewälzt hatten, schossen sie mit Pistolen Salut oder – nüchterner geworden – auf die sogenannte Freiheit und den Sieg. „Das waren“ – erinnerte sich die Tante – „wirklich großartige Zeiten“.

Der Gesellschaft schlossen sich auch andere an. Die Männergesellschaft (manchmal wurde eine der Soldatinnen mitgebracht oder, was besser war, eine erbeutete Deutsche) lumpte besinnungslos vor sich hin. Fast jeder der Russen schleppte all das mit sich herum, was er gestohlen hatte. Auf seine Findigkeit stolz, war man sofort bereit, einen Tauschhandel – etwas gegen nichts – abzuschließen.

An einem dieser Tage wurde beschlossen, das Zechgelage mit der Heirat der jungen Leute zu verbinden. Marta wehrte sich, stimmte aber – in den Wahnsinn der Feier mit einbezogen – schließlich zu. „Koperwasy! Koperwasy!“ schrie man bei Tisch und stieß so mit den Gläsern an als wäre dieser Name mehr als nur ein Name. Als wäre es der alte Schlachtruf eines Geschlechts, das man jetzt neu entdeckte und ausstellte – wie ein frisches Wappen.

Die Hochzeitsfeier musste natürlich drei Tage dauern. Niemand von den Hochzeitem konnte sagen, wann die Feier begann und wann sie endete. Noch lange nach der kirchlichen Trauung (die ausgerechnet der Pfarrer aus Brachlewo vollzog) wurde vom Kuchen gegessen.

Der Russe hatte aus einem bei Berlin gelegenen Gestüt einen stattlichen Hengst mitgebracht. Die Onkel, obschon betrunken, kalkulierten dessen Qualitäten nüchtern. Als der Leutnant aus Meve (heute das Städtchen Gniew) auf ihm angeritten kam, traten nur wenige Dorfbewohner heraus, um zu schauen. Braun, glänzend vor Sauberkeit und Haferkost, ging er in leichtem, alle Muskeln bewegenden Trab. Er glich einem fremden, aristokratischen Tänzer gleich.

Diese Freundschaft, selbst die hochzeitliche, konnte nicht ewig währen. Es kam die Zeit des Abzugs – und der Russe reiste ab. Der Befehl sprach von Montag. Grischas aber war schon freitags abgezogen... allerdings stand der rassige Deckhengst weiter im Stall der Koperwasy.

Es dauerte einige Monate bis das NKWD auf eine Spur stieß. In der Scheune wurde Grischas Leiche ausgegraben, und die als Hauptschuldige verurteilten Onkel Fredek und Kazik gingen für lange Jahre ins Gefängnis von Sztum. Dass sie entgegen den Erwartungen nicht zum Tode verurteilt wurden, hatten sie angeblich Gienia zu verdanken.

Freds Schmiede wurde geschlossen, die Pferde Kaziks wurden verkauft und Marta – gerade erst Braut geworden – blieb alleine auf dem Hof. Fünf Monate später gebar sie die Zwillinge, nach neun Monaten begrub sie die Kinder. Sie waren aus ungeklärter Ursache in einer Nacht gestorben.

Man bestattete sie in einem kleinen Grab, direkt neben den Kriegsgräbern. Ohne Grabstein und Tafel; nur die Familie wusste, wen diese Grasdecke barg.

„Der Krieg hat alles durcheinander gebracht...“ – seufzte die Tante einmal, ganz im Begriff sich anzuvertrauen. „Marta war jung und die Zeiten unsicher. Ich dachte, es wäre gut, wenn sie den ihren hätte. Aber es kam anders...“

IV

Wir fuhren in den Ferien und zu Beerdigungen manchmal zu Taufen oder zu Erstkommunionen nach Koperwasy, aber nicht an Feiertagen. Und zwar niemals, wenn ich mich recht erinnere.

Nicht nur deshalb, weil es an Feiertagen ganz wenig Zeit gab, es zu weit war und die Züge überfüllt und teuer waren. Die Ursache lag wo anders. Großmutter hätte uns nicht gelassen. Während der Feiertage wollte sie uns alle bei sich haben. Das waren Familientage, die nur einer Sache gewidmet waren, deren Wesen, Kern und Zentrum das frühe Aufstehen zur Ostermesse, der Gang zur Christmette, das Teilen der Oblate oder das österliche Frühstück waren. „Was wir ersehnten, haben wir erhalten, Alleluja“ – sprach Großmutter ohne ihre Rührung zu verbergen. Oder, wenn die Schneeflocken vor dem Fenster tanzten und das Mondlicht von den Feldern und Dächern widergespiegelt wurde, sprach sie in dem ihr vertrauten Latein den wunderschönen Satz: „Gloria! Gloria in excelsis Deo“.

An diesen Tagen wurden wir von nichts anderem abgelenkt. Weder von der Schule noch von Freunden oder von dem damals noch nicht vorhandenen Fernsehen. Und die Großmutter nicht von ihrer Arbeit. Es war seltsam und überraschend, dass nicht einmal die Arbeit als Hebamme, die ihrem Wesen nach Überraschungen und unmöglich festzulegende Termine in sich trägt, uns die Großmutter wegnahm. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie uns jemals an einem dieser Tage hätte allein lassen müssen. Sie war immer mit uns zusammen. So, als ob man da oben irgendwie wusste, dass man jetzt nicht stören durfte, besonders in einer Situation, in der wir für alle anderen Dinge so viele Tage hatten, an denen wir uns nicht auf die Angelegenheiten Gottes und – was vielleicht noch wichtiger war – der Menschen konzentrieren. Angelegenheiten der Eltern, Brüder und Schwestern. Der Eltern, die als erste am Tisch fehlen würden. Der Brüder, die – wie das eben so ist – den Vater und die Mutter verlassen, um ihrer Frau zu folgen. Der Schwestern, die ihre Nester bauen. Ihre neuen Nester, die für sie wichtiger sind als jene, aus denen sie kamen. Jetzt also, so lange es nur geht, sollten wir uns gemeinsam an uns erfreuen, uns in die Gesichter schauen, uns mit Armen und Blicken umgarnen, denn der Moment, in dem jemand von uns nicht mehr da ist, könnte näher sein als wir in unserer Weisheit meinen. Also sollten wir zusammen bleiben, so lange es nur geht.

Während der Festtage blieben wir also zu Hause. Die Großmutter und unter ihren Fittichen wir sechs. Mit einer einzigen Ausnahme. Aber das erzähle ich später.

Tante Gienia erwartete uns nicht und lud uns auch nicht ein. Ihr Kalender, von dauernder Agonie und der Perspektive auf die Beerdigung geprägt, trat in diesen Fällen hinter den Kalender der elementaren Liturgie zurück. Der kirchlichen, die in einem mindestens so hohen Grade in die natürliche Ordnung eingeschrieben war wie ihre eigene. Eine Ordnung, die im Handumdrehen ausgedacht worden war, einst in plötzlicher Not schnell geschaffen und später für immer in die Familienfeste hineinmontiert. Was auch immer man über ihre Marotten sagen mochte, hier ordnete sie sich klaglos dem Lauf der Dinge unter. Ich denke, dass sie ihn aus verschiedenen Gründen sogar heimlich unterstützte. Denn obschon wir in der Lage sind, einzelne Tage aus dem Strom der Zeit herauszuberechnen, so müssen wir uns doch in bestimmten Momenten einer höheren Ordnung unterwerfen. In der keimenden Hoffnung, dass wenigstens sie uns nicht in den Abgrund der Stille, der Sinnlosigkeit und des Vergessens reißt. Und da war noch die Sache mit der Konkurrenz. Gienia spürte instinktiv, dass sie sich nicht in sie hineinbegeben sollte. Besonders nicht mit Ostern, angesichts dessen ihre Prozeduren und deren – verglichen mit der echten Auferstehung – totale Vergeblichkeit zum Vorschein kam und sogar für die Jüngsten erkennbar war. Sehr viel später machte ich mir bewusst, dass es ihr deshalb immer gelang, ihre Festtage in einem zeitlichen Abstand zu jenen anderen durchzuführen, damit niemand – und zwar möglichst lange – die einen mit den anderen in Verbindung bringen konnte. Damit man nicht das Universelle mit dem Individuellen, das der

Tante mit dem Göttlichen verglich. Die ungleichen Kräfteverhältnisse, das Zweitrangige ihrer Liturgie, der Kitsch des häuslichen, mit einstdutschen Gegenständen angefüllten Tempels musste gegen jene andere Liturgie verlieren.

Die Tante besaß also so viel Weisheit, um sich nicht auf ein Terrain zu begeben, wo die Niederlage von Beginn an beschlossene Sache gewesen wäre. Ob sie sich sofort oder später einstellen würde, war dabei von keiner größeren Bedeutung. Ich denke, dass im Falle des Weihnachtsfestes, das von ihr nicht strapaziert wurde, noch etwas anderes von Bedeutung war. Etwas sehr Verlockendes, Attraktives und uns allen Nahes. Die Tatsache, dass wir ein Fest haben, das wir begreifen, erfüllen und erleben können. Und dass wir es so begehen wie eine ersehnte Situation, die uns und die Welt erneuert, still und geborgen. Es gibt noch einen anderen, ebenso fundamentalen Grund. Die Tatsache, dass die Geburt eines Menschen, selbst wenn es Gott ist, nicht über unser Begreifen hinausreicht.

Weihnachten. Immer wieder verwundert mich die Anziehungskraft eines Säuglings. Man stelle sich vor: unter uns taucht ein Wesen auf, dem alles fehlt. Manchmal fehlt es ihm auch an gutem Aussehen. Nicht selten sehen wir (obwohl man das erst später, nachdem man wieder zu Hause ist, sagt), dass das Neugeborene hässlich ist wie die Nacht. Wie sein Vater. Hässlich wie ein Popo mit Ohren. Dennoch wird dort, wo es ist, ein ununterbrochenes Fest gefeiert. Und manchmal erlebt man, wie das mit Gästen gefüllte Haus, sich auf nichts anderes konzentriert. Es wird nicht gesprochen, nichts anderes ist attraktiv, und wenn etwas eingeschaltet wird, so ist es die Videokassette mit dem Film über die ersten Tage. Über diesen kleinen, wehrlosen und gänzlich schwächlichen Schatz. Und dies geschieht aus einem Grund, den wir alle kennen. Denn es ist ein Mensch zur Welt gekommen, der noch alles vor sich hat, der ein Geheimnis und das Wunder des sich erneuernden Lebens darstellt. Eines Lebens, das genauer betrachtet gar nicht notwendig ist. Das in einer nicht nur durch von geschaffenen Welt, sondern im gesamten Weltall keine Chancen hat. Ein Leben, das nicht das Recht und die logischen Voraussetzungen hat, um zu existieren. Und dennoch ist es da. In der Wiege, im Steckkissen oder im Bettchen. Das große, herrliche Leben mit feuchter Windel zwischen den Beinen. Und wenn dieses Leben Gott ist – wer wird ihm dann widerstehen können?

Aus diesen Gründen, die wir als Kinder gar nicht formulieren konnten, blieben wir während der Festtage zu Hause. Wie gingen zur Christmette und danach, am zweiten Feiertag und in der Zeit der gesamten Oktav zur Krippe. Begeistert und entzückt von diesem in einer Position erstarrten Püppchen, kalt und in der kalten Kirche liegend, aber immerhin lächelnd. Geheimnisvoll lächelnd, nicht zu uns hin, sondern wie zu sich selbst, in Gedanken an das Wunder, das geschehen war – aber vielleicht auch zu dem Vater, mit dem man zu dritt diese in ihrer Art einzigartige Ankunft erdacht hatten. Und dieses Lächeln, das von Seinem Gesicht erstrahlte, füllte den gesamten Kirchenraum aus, setzte sich allmählich wie die Schneeflocken draußen auf Kleidung und Gesichter und erneuerte uns zumindest ein wenig. Wenn auch nur für diesen einen Tag. Wegen dieses Tages und dieses Gefühls waren wir immer mit Großmutter zusammen. Außer einer einzigen Ausnahme. Als wir an Weihnachten zu den Koperwasy fuhren. Die Kinder alleine, denn Großmutter wollte aus uns unerfindlichen Gründen zu Hause bleiben. Warum das so sein musste, erfuhr ich erst Jahre später.

Die Feiertage bei den Koperwasy begeisterten uns nicht. Zwar vollzog sich alles wie es sich gehört: Heiligabend, Christmette, Geschenke. Und nach den Feiertagen organisierte Aloch eine gemeinsame Schlittenfahrt – aber es war dennoch nicht so wie es hätte sein sollen. Es war nicht bei uns. Nicht zu Hause, nicht im eigenen Nest, nicht bei Großmutter. Wie waren nicht unter uns, sondern wie Anhängsel. Und wir spürten das alle. Immer wieder sah ich, dass jemand von uns allein in der Ecke saß, was bedrückend traurig war.

Aber es hatte so kommen müssen. Heute weiß ich, dass es sein musste. Dass Großmutter richtig gehandelt hatte. Was war passiert? Es war nichts passiert, was für Großmutter neu gewesen wäre. Nur, dass es diesmal im Geheimen und in unserem Haus geschah. Sie

hatte uns zu den Koperwasy verfrachtet, damit das Haus leer war. Großmutter nahm während unserer Abwesenheit eine Entbindung vor.

Eine Schwangerschaft lässt sich nicht verbergen, eine Geburt sowieso nicht, sie ist recht gut voraussehbar. Aber diesmal geschah es plötzlich, genauer gesagt, Großmutter erfuhr erst im letzten Moment davon. Eines Tages, bereits zu Beginn der Ferien, wurde sie von einem Mann besucht. Es war der Vater von derjenigen, die sich auf das Wochenbett vorbereitete, einer jener wenigen Deutschen, die übrig geblieben waren. Nach eben diesem Gespräch mit ihm, das natürlich auf Deutsch geführt wurde, verkündete Großmutter, dass wir über die Feiertage zu den Koperwasy fahren würden. Wir waren überrascht, aber Großmutter antwortete auf unsere fragenden Blicke nur: „Es muss sein“. Danach – wie zur Abmilderung – fügte sie hinzu: „Irgendwann einmal erkläre ich euch das“. Und damit genug.

Also fuhren wir hin. Und Großmutter führte die Entbindung durch. Das Mädchel wurde im Schutz der Nacht gebracht. Und danach, als alles zu Ende war, auch wieder nachts weggebracht. Nicht in ihr Dorf, sondern nach Breslau. Wo sie niemand kannte. Sie fuhr zusammen mit ihrem Bruder, der einige Jahre lang ihren Ehemann mimen sollte. Und den Vater des Neugeborenen. Der echte war unbekannt und nicht feststellbar.

Es gab mehrere echte Väter. Das Mädchel war von Russen und Polen, siegreichen Soldaten, vergewaltigt worden. Wie durch ein Wunder kam sie mit dem Leben davon und wie durch ein Wunder wurde sie von ihrer Familie wieder gefunden, die wusste, dass sie sich an niemanden wenden konnte. Die, wenn sie sich sogar für eine Abtreibung entschied, keine Möglichkeit hatte, sie durchzuführen. Also gab es nur die Zeit und das Warten. Die Zeit und die Hoffnung, dass es gelingen würde, sich etwas auszudenken. Eine Lösung zu finden. Ich weiß nicht, was und wie sie dachten, ob sie etwas entschieden oder sich dem Schicksal ergeben hatten. Immerhin war an jenem Tag ihr Vater zu Großmutter gekommen, die ohne zu zögern alles bei Seite schob, sogar uns und Weihnachten.

Damals also, an Heiligabend 1946 kam jener Junge zur Welt. Von einer deutschen Mutter, von einem unbekanntem Vater, einem Polen oder Russen. Der vielleicht bis heute noch unter uns lebt. Der – um mich so auszudrücken – wie ein lebendiges Denkmal jener Zeiten weiter lebt. Chaotischer und schlimmer Zeiten, wie die Abgründe der menschlichen Seele.

Die Geburt erfolgte in der Nacht. Ebenfalls in der Nacht kam der Pfarrer zu Großmutter, um das Neugeborene zu taufen. Er kam allein, von Großmutter gerufen, die wieder einmal Taufpatin wurde.

Der Pfarrer kam mit einem dicken Buch unter dem Arm und mit einem Gefäß voll Weihwasser. Er kam wie einst jene drei Könige zu dem Kind, ohne Gold, aber mit Weihrauch. Mitten in der Nacht lief er mit dem Weihrauchfass durch das ganze Haus. Denn in dieser Nacht führten diese zwei Menschen, von denen der Mann nicht nur kein Vater, sondern etwas wie ein Anti-Vater war, den kleinen Jungen in die Welt ein. In eine Welt, die rings um sie herum wütete. Eine von Herodessen erfüllte Welt, der sie sich entgegenstellten. Gegen die sie, eingeschlossen und bei verschlossenen Fensterläden, ein Leben vor einem rachsüchtigen Blutbad bewahrten.

V

Ich war wohl sechzehn Jahre alt, als das größte der Begräbnisse der Tante stattfand. Nichts wies anfangs auf das Ereignis hin, über das man noch viele Jahre später sagen sollte, dass es wichtiger gewesen sei als das wirkliche.

Ich reiste in der Osterzeit an. Wieder ging ich auf der Chaussee von der Bahnstation zum Gehöft, und wieder schaute ich auf dem Friedhof vorbei. Ich blickte zur Ziegelei und zur Darre hinüber und ließ Kóleccko seitlich liegen. Alles war wie früher: in der Ferne die blaue Wand des Waldes, auf der Chaussee ein Radfahrer – nur die Häuser schienen kleiner zu sein.

Die Tür öffnete Sabina. Aloch schnarchte im Schlafzimmer, die Tante schlief im größten Zimmer. Ich war alleine gekommen, man bot mir dasselbe Bett wie gewöhnlich an. Am Mittag wurde, nach den üblichen Gesprächen, ein Glas Schnaps vor mich hingestellt. Das war etwas Neues.

„Trink nur Junge, du bist ja jetzt erwachsen. Nach der Reise tut das gut.“ – sagte die gutmütige Sabina.

„Jo, jo.“ – pflichtete ihr Aloch bei. „Nimm nur einen, der Klare macht keine Flecken aufs Herz.“

„Suchst wohl bei dem Kind nach einem Saufkumpan?“ – fuhr ihn seine Frau an. „Du bist mir ein rechter Känder der Klarheit.“

Aloch ließ sein gerötetes Auge durch die Küche kreisen. Dann richtete er es zwinkernd auf mich: „Ja, ja, einem Weib machst du’s halt nie recht.“

Nach dem Frühstück gingen wir in den Stall hinaus. Aloch wollte unbedingt mit seinem neuen Pferd prahlen. Schön und störrisch, dem keiner hatte beikommen können und das er gerade gekauft und gezähmt hatte. Nichts wird die Koperwasy jemals von dieser fatalen Liebe heilen, fuhr es mir durch den Kopf. Aloch, obschon nur ein angeflickter Koperwas, war in dieser Hinsicht genauso.

Er tätschelte dem Braunen das Hinterteil und zog hinter dem Leiterchen eine bereits gut begonnene Halbliterflasche hervor.

„Der Tante geht’s so schlecht wie nie zuvor.“ – bemerkte er den Korken herausziehend. Ich wurde verlegen, denn bisher hatte ich nicht einmal nach ihr gefragt. „Aber sie ist immer so.“ – setzte er mit dem angedeuteten Lächeln eines Säufers hinzu. Er beugte sich vor, nahm einen tüchtigen Schluck, lächelte säuerlich und stellte das Glas auf den Krippenrand. „Trinken heißt leben.“ – entfuhr es ihm in einem Atemzug.

Wir traten vor den Stall hinaus, um auf die zum Leben erwachende Erde zu schauen. Wir standen schweigend da, und wollten nicht, dass sich irgendwer äußert.

„Meine ist irgendwie krank.“ – teilte er mir unerwartet mit. „Sie leidet an Blutungen... Weißt du, sie möchte, dass man sie verbrennt?“

„Die Tante?“

„Nein, Sabcia.“ – seufzte er. „Was für ein Haus. Wird Marta kommen?“

„Wird sie von der Tante erwartet?“

„Ohne sie stirbt sie wahrscheinlich nicht.“ – lachte er auf und schwieg, als er merkte, dass das ein ungehöriger Scherz war. „Aber Kazik würde sich freuen... Über Martas Kommen.“

„Krup-niak?“ fragte ich verwundert.

„Ja sicher. Ich habe ihn vorgestern gesehen, wir haben sogar miteinander gesprochen. Er sagte, dass er dir einmal auf dem Weg begegnet sei. Dass du ihr ähnelst.“ Er lächelte. „Kennst du ihn nicht? Er kümmert sich um die Kirche. Ist Kirchendiener. Sitzt auf dem Turm.“

„Auf dem Turm?“ wunderte ich mich erneut.

„Sicher. Im Wald. Auf dem Feuerwehrturm.“

Plötzlich wurde mir klar, dass ich niemals darüber nachgedacht hatte, was mit ihm geschehen war. Von jenen fünf Personen war die Tante hier, Fred lebte nicht mehr. Zwei in Übersee – Józef Koperwas in Australien und Marta in Amerika. Was Kazik anging, so war das so, als hätte er aufgehört zu existieren. Bei den Koperwasy sprach man nicht über ihn, erwähnte ihn mit keinem Wort – bis ich plötzlich erfuhr, dass es ihn gab. Und zwar im selben Dorf.

Also war er die ganzen Jahre hier gewesen und sie haben nicht einmal über ihn gesprochen. Gott weiß, wie das alles an der Tante vorbeiging. Onkel Fred ließ sich nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnis in Iława nieder, eröffnete einen Dorfladen und starb bald. Die Kinder starben, Marta wanderte aus – und er fand sich außerhalb des Beritts der großen

Familie der Koperwasy. Dazu kam, dass er ein zweites Mal heiratete, niemanden von unseren Verwandten und sich – wie man so sagte –,„selbst zurückzog“. Ich wusste nicht, dass ich ihn in ein paar Tagen nur direkt vor mir sehen würde.

Schon in den ersten Stunden des damaligen Aufenthalts wurde mir klar, dass die Dinge wirklich schlecht standen. Vieles wies darauf hin, dass die Tante diesmal einverstanden war endgültig zu sterben. Die Vorbereitungen schienen in der letzten Phase zu sein. Die Kranke hatte selbst nach einem Priester gefragt und darum gebeten, dass man einige Trauermessen bezahlen sollte.

Ich dachte damals, dass der Tod der Zwillinge wohl einfacher gewesen sein muss. Dass der Tod eines Kindes eine relativ einfache Tatsache sei, weil sich eigentlich noch niemand so recht an etwas hatte gewöhnen können. Weder es an das Leben noch wir an es. Wenn es fortgeht, zerreißt es nur einen dünnen Faden. Mit einem Erwachsenen ist es umgekehrt. Er muss nicht einen, sondern tausende ihn mit dem Leben verbindende Knoten lösen – und das schmerzt sowohl ihn als auch uns. Das, was Tante Gienia tat, war so als wolle sie dem Schmerz zuvorkommen und das Leben Faden für Faden ausreißen. Es war ein systematischer, zelebrierter Abschied vom Leben.

Aus Neugier ging ich an einem Vormittag los, um mir die von der Tante ausgesuchte Stelle anzuschauen. Der banale Grabstein, auf Hochglanz gebürstet und sorgfältig umharkt, stand mitten auf dem Friedhofs. Sie sollte an der Seite jenes aufgeblähten Grabhügels der Zwillinge liegen, der nicht größer war als der Bauch einer schwangeren Frau.

Und ausgerechnet dort, auf dem Friedhof, begegnete ich Kazik.

Ich konnte kaum glauben, dass er es war. Sicherlich, ich hatte ihn schon früher gesehen. Das gewöhnliche Aussehen eines Bauern in Drillichweste mit verschossener Schirmmütze in der Hand – keine besonderen Kennzeichen. Ich hatte mir ihn anders vorgestellt. Er soll ein gut aussehender, resoluter Junge gewesen sein, mit ewigem Lachen im Gesicht und göttlichen Funken im Auge. Aber bei den Bauern gibt es das oft. In der Jugend mit gutem Aussehen beschenkt, verlieren sie später durch Nachlässigkeit und schwere Arbeit die von großzügiger Hand verliehene Anmut.

Es schien mir, dass ich inmitten all dieser Gräbern alleine sei. Erst nach einer Weile erblickte ich in der ältesten, sich in eine Grabhügellandschaft verwandelnden Ecke des Friedhofs einen Mann. Er wuchs gleichsam aus der Erde heraus. Als ich ihn bemerkte, richtete er sich gerade auf. Später, als er auf mich zukam, nahm ich seine verschmutzten Knie wahr.

Ich stand vor dem kleinen Grab der Zwillinge und er näherte sich in Schleifen. Er blieb immer wieder stehen, richtete den Blick hin und wieder auf ein Grab, schaute manchmal zu mir hinüber, als wolle er sicher gehen, dass er sich nicht irrt. Er ging in meine Richtung.

Er trat nicht von der Seite, sondern eher von vorne an mich heran. Im Übrigen kam er nicht besonders nah heran; er blieb ein paar Schritte vor mir stehen und fragte aus der Distanz:

„Und warst du auch schon im alten Teil?“

Da war ich nicht gewesen, aber seiner Tonlage entnahm ich, dass ich dort hingehen musste. Er ging als erster los, ich hinter ihm her. Wir betraten den zugewachsenen, einstdutschen Teil.

Er blieb stehen. Vor uns in der Friedhofsecke waren zwei Gräber, die sich von den übrigen unterschieden. Er deutete auf ein Grab mit rotem Stern, das ummauert war.

„Das ist der, den ich getötet habe.“ – sagte er leise. „Ich fürchte mich nicht mehr vor ihm.“

Ich schwieg. Sprachlos geworden durch dieses plötzliche Bekenntnis, versuchte ich für mich irgendeinen Aufhänger zu finden. Ich schaute zur Seite, auf ein – wodurch auch immer – schwarz angelaufenes Aluminiumtäfelchen und buchstabierte: *Fa-mil-ie Wut-tke*.

Kazik kniete nieder. Ich machte es ihm wie nach unten gezogen nach. Ich wollte beten, aber in meinem Kopf herrschte vollkommene Leere.

Er stand auf. Stellte sich schweigend neben mich und klopfte nicht einmal seine Knie ab. Danach beugte er sich herunter und richtete die gerade stehenden Lämpchen. Seufzend flüsterte er:

„So, haben sie sie hier bestattet...“

Was hätte ich, ein Kind, ihm sagen können? Was wusste ich über all das und was wollte er von mir? Was erwartete er von mir, dass ich, ein Kind, das alles verstünde? Dass, wenn vielleicht nicht alles, doch wenigstens ihn? Dass ich entsetzt sein würde, dass ich ihn vielleicht tröstete. Dass vielleicht ich, ein noch unschuldiges Kind, eine andere Macht haben könnte als er? Für mich war das Vergangenheit, an der niemand etwas ändern und die ich nicht ergründen konnte. Er, Kazimierz Krupniak, konnte das vielleicht, aber ich nicht. Ich nicht mehr.

„Es wird Zeit für mich“ – sagte er mit einem Blick auf die Uhr. „Ich habe heute Dienst. Vielleicht sehen wir uns einmal wieder.“

Ich fuhr zusammen, als wäre ich berührt worden. Krupniak fügte zögerlich hinzu: „Wenn du willst, kannst du mich ein Stück begleiten.“ Wir durchschritten das gusseiserne, seit Jahren nicht mehr benutzte Tor. Wie ließen den kreisrunden, von drei Seiten umpflügten Friedhof langsam hinter uns zurück.

„Das ist der alte Weg.“ – brachte er munter wie ein Reiseführer hervor. „Die Deutschen beerdigten von dieser Seite, nach dem Krieg wurde ein neuer gebaut.“

Danach, als wären die vorigen Sätze nur gesprochen worden, um eine Stimme zu hören, stieß er in einem Atemzug hervor:

„Ich habe einen Menschen getötet. Das ist meine sehr große Schuld. Was nutzt es schon, dass mich Gienia dazu überredet hat.“

Das wurde, diese beiden einzelnen Sätze, in ein und derselben Tonlage ausgesprochen, wie ein Blitzschlag. Oder zwei Blitze, die an der gleichen Stelle einschlagen. In der Ferne bewegte sich der wogende Wald. Ich ging neben ihm her, aber ich war abwesend. So liefen wir einige Minuten lang, keiner sprach etwas. Er erwartete keine Antwort und das nicht nur deshalb, weil er meine Verwirrung wahrnahm. Dann blieb er stehen, lehnte sich an das Fahrrad und streckte die Hand aus:

„Auf dem Pfad kommst du bis zur Chaussee, dort, wo die Pappeln stehen.“ Ich war wie vom Blitz getroffen. Durch die Blitze von vorhin. Alles, was er gesagt hatte, hämmerte wie ein Echo in meinem Kopf. Im Tal lag, einem Familiennest gleich, der Hof der Koperwasy. Was mit sich selbst anfangen, was tun? Etwa unter ihnen sitzen und so tun, als wüsste ich nichts? Nicht zugeben, dass ich ihm begegnet war? Vielleicht wussten ja alle schon lange alles und nur ich allein hatte es verpasst und erfuhr es zuletzt?

Ich bog ab, um es weiter zu haben. Um wenigstens ein paar Minuten mehr zu haben. Wem würde ich begegnen, vor wem würde ich Normalität mimen, was würde ich nur sagen? Das waren die ersten Gedanken, die sich fast automatisch ergaben, dann aber verdrängt wurden, weil etwas Schlimmeres an ihre Stelle trat.

Angst stellte sich ein, Angst vor den Menschen, die mir plötzlich unbekannt vorkamen. Fast fremd, obwohl ich so viel mit ihnen zusammen gewesen war und – wie ich glaubte – so viel von ihnen wusste. Das war keine Angst davor, dass sie mir etwas tun könnten, nein. Es war eher die Furcht vor allen und vor allem. So wie, wenn du plötzlich etwas von einer Seite zu sehen beginnst, die du vorher nicht kanntest. Ich hatte bei der Tante meine Kindheit verbracht, ihr Heim war für mich wie ein zweites Zuhause und jetzt stellte sich heraus, dass ich in Wirklichkeit so gar nichts über sie wusste. Warum lebte sie so, warum taten alle so, als wäre nichts passiert?

Ich kehrte um. Ohne zu wissen, was ich tun würde, lief ich zurück. Ich lief, wohin mich die Füße trugen. Ich lief in den Wald hinein und überlegte, ob ich nicht auf den Turm hinaufklettern und von Krupniak den Rest erfragen sollte. Aber so richtig kannte ich ihn gar nicht und war das, was ich gehört hatte, nicht schon genug? Nein, es war nicht so, dass ich

mich vor ihm fürchtete. Umgekehrt, ausgerechnet er, so hatte ich wahrgenommen, war ruhig und sanft. Anscheinend war alles Böse, das jeder in sich trägt, in ihm vollkommen ausgebrannt. Ich spürte, dass es übertrieben wäre, Dinge zu erfragen, über die er so viel gesagt hatte wie er es wollte. Und auch das Ersteigen des Turms war irgendwie... ging irgendwie nicht. Mit diesen Zweifeln lief ich weiter, an seinem Pfad vorbei, bis mir plötzlich bewusst wurde, dass ich bis Sztum laufen wollte. Dass ich die Grenze der Kindheit überschreiten und endlich jenes Städtchen sehen wollte, das sich einer so düsteren Berühmtheit erfreute.

Nachdem ich mich entschieden hatte, bewegte ich mich schneller voran. Zuerst lief ich noch, später begann ich zu rennen. Ich wusste nicht, ob in die richtige Richtung, ich wusste auch nicht, wie viele Kilometer ich vor mir hatte, aber das war alles nicht so wichtig. In diesem Moment genügte das schon; wichtig war, sich nach vorwärts zu bewegen. Vorwärts, die ganze Zeit vorwärts. Flüchten, ja flüchten von jener Stelle, an der ich mich von Kazik getrennt hatte. Vor den Koperwasy und vor der Tante, über die er mir jene schreckliche, unbegreifliche und unerträgliche Sache erzählt hatte.

Ich rannte. Zuerst langsam, dann beschleunigte ich. Ich spürte, dass ich so rasch wie möglich müde werden musste. Rennen ist wie eine Erlösung. Es erlaubt einem, nicht nur sämtliche überflüssigen Kräfte, sondern auch Gedanken loszuwerden. Nach einigen hundert Metern hast du eine einfache, rhythmische Losung im Kopf, die du ebenso sinnlos wiederholst wie ein hundertfaches Mariengebete oder ein anderes entliehenes Mantra. Ja eben, nur Körper sein. Ein ermüdeter Körper, der zu nichts Kraft hat. Nicht zum Denken, nicht zum Überlegen.

Der Waldweg war nicht länger als einige hundert Meter, er kreuzte die Chaussee, die auf beiden Seiten von einer Baumreihe gesäumt wurde. Sie war wohl eher von den einstigen Bewohnern benutzt worden als von den heutigen, denn jetzt war, wohin das Auge auch reichte, keine lebendige Seele zu sehen. Der Asphalt fühlte sich unter den Füßen wie vermodert an. Niemand benutzte und niemand pflegte ihn. Ich überlegte einen Moment, ob ich weiter rennen sollte. Ich wollte nicht, dass mich jemand ohne ersichtlichen Grund rennen sah. Ich schaute mich noch einmal nach allen Seiten um – da war niemand.

Ich rannte auf dem Straßenbankett. Vielleicht einen halben Kilometer, vielleicht etwas mehr. Als unweit hinter der Kreuzung die Gebäude eines verlassenen Bauernhofes dunkelten, beschloss ich dort zu halten und auszuruhen. Den Atem für einen Moment beruhigen und dann weiterlaufen. So lange, bis ich nicht einmal die Kraft hätte zu gehen. Ich verließ den Weg und sprang über den Graben.

Das sah aus wie das Gehöft von Onkel Fred, allerdings in einer noch stärkeren Phase des Verfalls, wohl der letzten. Es stand einsam und unbewohnt da. Der Hof war schon lange von Grünzeug und verwildertem Gras überwuchert. Vor der nachgedunkelten Scheune versanken die rostroten Maschinen in Brennesseln. Ihre hölzernen Teile waren verfault und abgefallen, die metallenen Nägel und Nieten wirkten – als ich mir sie näher betrachtete – wie durch unbekanntes Gewürm abgenagt. Die Knäufe waren zwar noch da, aber der Rest war so abgefressen, dass sie bei der ersten Berührung brachen. Eine Seite der Scheune sah so aus als wäre sie von einem apokalyptischen Ungeheuer aufgerissen worden. Über mir baumelten Bretter, die für eine menschliche Hand unerreichbar waren.

Ich schaute durch das Fenster in das Innere des Hauses. Im Küchentrakt gähnte statt des Fußbodens ein großer Trichter, wie von einer Bombe. Über ihm hingen die an die Wand geklebten Reste eines gekachelten Küchenherds. Einige himmelblaue Hollandkacheln waren unversehrt geblieben. Im Hausinnern in den anderen Zimmern war sonst nichts. Gesplittertes Holz ragte aus den herausgerissenen Fensterrahmen.

Ich rannte weiter. Mich wieder an Sztum erinnernd, beschleunigte ich meine Schritte. Es musste schon Nachmittag sein und ich wusste weder, wie weit ich es noch hatte noch, ob ich auf dem richtigen Weg war. Einen Moment später klärte sich alles auf. An einen an der

nächsten Kreuzung stehenden Baum hatte jemand ein wie einen Wegweiser zugespitztes Brettchen genagelt. Die handgeschriebene Aufschrift informierte: *Brachlewo Wiel. 4 km.*

Ich machte also einen Kreis, schlug einen großen Bogen um das Haus der Tante. Ich umkreiste die Sztumer Heide an ihren Rändern. Irgendwo – dachte ich – muss diese kleine Straße mit der, die am Haus der Tante vorbeiführt, zusammentreffen. Mit der, auf der ich schon so oft herumgeschlichen war, und niemals den Mut gehabt hatte sie weiter zu gehen. Ich entschied sofort. Ich werde weit entfernt von der verbotenen Kurve sein und – von niemandem bemerkt – bis nach Brachlewo gelangen können

Und sobald ich dort bin, gehe ich zum Pfarrer. Zu dem aus Brachlewo. Und erfahre mehr als mir Kazik erzählt hat. Er, der schon seit Jahren hier ist, wird sicher wissen wie das alles wirklich war.

Jetzt wusste ich, wozu ich unterwegs war. Und ich war überzeugt, dass sich die in Gesprächen chiffrierten Geheimnisse endlich würden erklären lassen. Diese vier Kilometer waren nicht weit, ich hatte doch genauso viel zur Bahnstation, von der ich zur Schule fuhr. Schon bald, nach der nächsten Biegung und unter der Wand des dunkelblauen Waldes erblickte ich das Dorf.

Die zu einer Herde zusammengedrängten Häuser gruppierten sich um den Turm der neogotischen Kirche. Neben der Kirche stand, ebenfalls aus Backstein, das offensichtlich gleichzeitig errichtete Pfarrhaus. Die Fensterrahmen waren weiß, die Fensterläden und Türen dagegen von dunkelgrüner Farbe, die hier und da in kleinen Spänen abblätterte. Ich klopfte an.

Ich wartete einen längeren Moment, aber niemand öffnete. Schon wollte ich zum zweiten Mal anklopfen, als ich auf dem Türrahmen eine runde Klingel entdeckte. Ich drückte auf den knochenweißen Knopf. Drinnen gab es irgendwo einen schrillen Ton und fast sofort begannen die Hunde zu bellen.

Durch den Lärm drang die Bassstimme des Pfarrers hindurch. Ich kannte ihn nicht, aber niemand außer einem Dorfpriester besitzt eine so laute Stimme. Dem Eingang näherten sich allerdings nicht seine Schritte, sondern ganz deutlich die von Damenschuhen. Die Tür öffnete sich so weit, wie die Kette dies zuließ und im Türspalt zeigte sich das reife Gesicht einer Frau.

„Was gibt es, Junge?“ – fragte sie verwundert, als hätte sie eher eine erwachsene Person erwartet. Das machte mich sofort verlegen. „In welcher Angelegenheit?“

„Ich wollte zum Pfarrer“ – brachte ich heraus, und wusste nicht weiter.

„Ja, das dachte ich mir.“ – lächelte sie mich freundlich an.

„Aber in welcher Angelegenheit?“

„Ich möchte ... mit ihm spre-chen.“

„Hat dich jemand hergeschickt?“ fragte sie mit ganz anderer Stimme und schaute über meinen Kopf hinweg auf die Straße. „Braucht jemand den Pfarrer oder ist es wegen einer Taufe? Kannst du mir den Namen sagen?“

Ich kam mir vor als wäre ich verdächtig. Ich muss wohl rot geworden sein, denn die Frau, die mich für einen der weniger intelligenten Fälle hielt, begann zu erklären:

„Der Herr Pfarrer ist nicht da, er wird erst übermorgen da sein, verstehst du? Wenn du etwas hast, dann kannst du kommen, aber am besten mit deinen Eltern, nicht wahr? Weil der Herr Pfarrer viel Arbeit hat... Du bist nicht aus Brachlewo, oder?“

Ich fühlte mich wie ein Holzklötz, der gleich in zwei Teile auseinander fällt. Ich konnte ihr doch nicht sagen, dass ich seine Stimme gehört hatte! Ein „Gelobt sei Jesus Christus...“ hervorstammelnd zog ich mich zurück und hörte wie die Haushälterin den Schlüssel im Schloss umdrehte.

So sah also mein kühner Besuch aus, mein mutiger Schritt auf dem Weg zur Ergründung des Familiengeheimnisses. Ich kehrte verstört ins Dorf zurück. Ein naives, armes

Kind, das gedacht hatte, dass es zu der in den Menschen verschlossenen Wahrheit vorstoßen würde. Alt und verborgen, schwarz geworden wie ein Brett und trocken wie Schorf.

VI

Das bisherige Sterben der Tante hatte lediglich nationale Dimension. Es kamen die Leute aus Stettin, aus Ilawa und Marienburg angereist, es kam ganz Zuromin, und wie fuhren von Krosno los, aber keine dieser Zusammenkünfte verfügte – als echte Rosine – über einen ausländischen Trauergast. Es war ein wenig so, als wolle die Tante nicht sterben, weil sie auf die ersehnte Ankunft von jemandem aus der Ferne wartete. Erst das hätte ihr Befriedigung verschaffen können, den letzten Auftritt geädelt und verschönert. Diese Blume auf dem Sarg der Tante sollte die mutigste und klügste, einst auch anmutigste Repräsentantin der Familie sein. Das über den ernsten Zustand informierende Telegramm wurde erneut losgeschickt und wieder begann ein schweres, vergebliches Warten.

In Erwartung dessen, was kommen würde, musste ich – und nicht nur ich allein – immer öfter über Tante Marta nachdenken. Ich war neugierig, wie sie jetzt aussah, denn ich kannte nur Vorkriegsaufnahmen von ihr. Wie würde es sein, wenn sie käme und die Schwestern sich begegneten? Und wie sollte ich mich verhalten. Ich fürchtete, dass ich nach all dem, was hier geschehen war, unfähig wäre ein passendes Gesicht aufzusetzen. Ja, von dümmlichem Lächeln wurde so manche Kindheit begleitet, nicht nur meine. Scheinbar verstehen wir, aber alles erscheint uns doch – wie beim ersten Theaterbesuch – etwas lächerlich. Erst später hüllen wir das alles in den schweren Mantel der Ernsthaftigkeit.

Marta hatte mit Kazik zwei Kinder, Zwillinge. Einen Jungen und ein Mädchen. Als sie geboren wurden, war Kazik so glücklich wie nie zuvor. Und wie nie danach. Marta übrigens auch. Es war ein wenig so, als hätte diese Geburt all das, was vorher geschehen war, beiseite geschoben. Bekanntlich wird das Glück als Zwilling geboren, es schien also, dass man Grischa und die Familie Wuttke würde vergessen können, schließlich auch den Krieg, der gerade eben zu Ende gegangen war. Dass man endlich ein normales, menschliches Leben würde beginnen können. Ich weiß nicht, wie viel Vorsatz oder Automatismus darin steckte, dass sie Vornamen erhielten, mit denen man jedes Paar in Verbindung bringt. Adam und Ewa.

Die Familie hatte Grund zur Freude. Man behandelte diese Geburt wie eine Schicksalsfügung. Wie man damals manchmal sagte: nicht jede ist so heilig, dass sie sofort Zwillinge kriegt. Sie waren die ersten Kinder der Koperwasy, die in den wieder gewonnenen Gebieten geboren wurden. Später kamen die nächsten dazu, aus der Ehe von Sabina und Aloch, und dann schloss sich noch Iryś mit Stefan an. Aber die von Marta, Adam und Ewa, waren die allerersten. Mit ihnen begann die neue Generation. Ein Junge und ein Mädchen, die Ankündigung von Fülle und Glück.

Aber es waren auch andere Stimmen zu hören, so wie das eben so ist. Man begann zu munkeln, dass es zwei Kinder seien, weil es auch zwei Väter gebe. Also Kazik und der Russe. Oder, dass es die von Grischa seien, der deshalb auch so plötzlich verschwunden sei... Kazik habe, wie man im Dorf gerne höhnte, nur die „Ohren dazu gemacht“. Das Thema wurde beerdigt, nachdem man die Leiche des Russen gefunden hatte. Nach dem Tod der Zwillinge wagte niemand mehr schlecht darüber zu reden.

Marta war nur kurze Zeit glückliche Mutter. Und nicht nur das. Wenn ich an sie denke, wird mir bewusst, dass ihr nichts von einem normalen menschlichen Schicksal beschieden war.

Ganz ähnlich geschah es mit den Kindern. Zunächst waren sie da, vielleicht nicht von dem, den sie gewollt hatte, aber es gab sie. Das Glück lächelte ihr zu, aber nur so kurz, dass eine tiefe Verletzung blieb. Oft ist es so, dass eine Frau dann so schnell wie möglich ein neues Kind haben möchte, aber Marta wollte nicht. Als sie mit Kurt floh, war das nicht möglich,

denn sie waren ständig unterwegs, wie Pilger nach jenem besseren Kanaan. Später, in Amerika, fügte es sich auch nicht mehr.

Damals wusste ich noch nicht, dass auch mir niemals ein normales, von anderen als gewöhnlich empfundenes Leben beschieden sein würde. Dass mir dieser Geschmack unbekannt bleiben sollte. Dass alles, was ich beherrschen, wofür ich die Zeit und die Kraft haben würde, der Versuch bleiben sollte ein paar Sätze auszusprechen. Wichtige oder unwichtige, darum geht es nicht, aber solche, nach denen ich das Gefühl hätte, dass es mir gelungen war sie wenigstens zu formulieren. Dass vielleicht eine gewisse Zeit lang etwas mehr übrig bliebe als das taube Schweigen als natürlicher Bestandteil unendlichen Wirrwarrs.

Ich wusste recht viel über Kurt, den zweiten Mann von Marta, allerdings viel weniger darüber, was mit ihr geschah als sie bei den Koperwasy wohnte. Das war auch verständlich. Kurt, das war Geschichte, die uns direkt betraf, und dadurch ohne die Notwendigkeit irgendwelcher Korrekturen formbar war. Zudem lebte er weit entfernt im mythologisierten Amerika. Schon allein deshalb eignete sich diese Geschichte gut für Familienerzählungen. Es gab auch einen dritten Grund. Die Geschichte beinhaltete Details, über die man in jenen Jahren nicht laut sprechen durfte.

Kurt stammte aus den Gebieten, in denen sich die die Koperwasy nach dem Krieg niederließen. Sie hätten sich allerdings niemals begegnen können. Denn als Marta in diese Gegend kam, saß Kurt schon im Lager von Lambsdorf. Bei Grudziądz vom NKWD festgenommen und als deutscher Soldat behandelt, wäre er nach Deutschland abgeschoben worden. Er hätte flüchten können, wie das viele taten, da er sich aber für einen Polen hielt, hatte er nicht vor sich den Flüchtenden anzuschließen. Aber da irrte er sich. Die Russen konnten in ihm keinen Slawen erkennen.

Großmutter Weber, seine Mutter, zog vorausschauend einige Dutzend Kilometer weiter fort, ausgerechnet in das Dorf Koperwasy, das damals Sedlenken hieß. Er aber blieb wo er war, im naiven Glauben, dass er nichts zu verbergen habe. Er blieb in der Nähe von Grudziądz und tauchte nicht unter. Ausstaffiert wie ein Soldat von der Anders-Armee paradierte er in seinen geliebten Stiefeln durch die Stadt. Bis man ihn festnahm.

Aufgrund ihres Umzugs wurde die Großmutter also zur Zeugin der letzten Tage der Wuttkes. Sie erlebte die Abfertigungen auf dem Bahnhof mit, schließlich war sie es auch, zu der ganze Familien kamen, um Zyankali zu bekommen. „Man sprach über nichts anderes,“ – erzählte sie mir viele Jahre später – „über die Höhe der notwendigen Dosis. Wo man es bekommen konnte, wie viel man für Erwachsene und wie viel man für Kinder braucht. In den Apotheken gab es keines mehr, also kamen sie zu mir. Sie nahmen es und entgegen – stell dir vor – machten noch Scherze darüber. Solche makabren Scherze, voller Verzweiflung.

Ein Teil ist geflüchtet. Nach Elbląg, ans Meer. Sie zogen über das zugefrorene Haff, um auf irgendein Schiff zu kommen oder sich nach Deutschland durchzuschlagen. Sie kamen alle um. Die Russen haben sie aus den Flugzeugen niedergemäht, den Rest haben sie mit den Kriegsschiffen versenkt, auf die sie sich gerettet hatten.“

Großmutter Weber kümmerte sich zuerst um ganz Koperwasy und später, als sie bei Breslau landete, auch um uns. Um uns Waisen, die durch den Krieg gestrandet waren. Sie kümmerte sich um uns, als wären wir ihre eigene Familie und ließ nicht zu, dass ihr eines von uns weggenommen wurde. Sie war es auch, die auf die Idee kam, uns alle – übrigens gemeinschaftlich – taufen zu lassen. Sie besorgte einen Pfarrer, als Taufpaten Marta und ihren Kurt (noch vor ihrer Flucht) und richtete diese Massentaufe aus. Es war nicht klar, wer woher stammte und schon gar nicht, ob man getauft war. Die Namen wählte sie selbst aus. Einfache und die ältesten, die es gibt. Ania, Maria, Jan und Piotr. „Man weiß nicht, welcher Schwanz hierher kommt“ – sagte sie – „und sie dann in seiner Sprache verdreht. Aber Maria bleibt immer Maria...“ Nur mein Vorname blieb so, wie ich ihn von den Eltern erhalten hatte.

Sie war in fortgeschrittenem Alter, dem einer Großmutter, aber sie behandelte uns wie eine Mutter. Sie brachte uns Fünfen bei, uns gegenseitig wie Brüder und Schwestern zu

behandeln. Unterscheidungen und Losungen konnten ihr gestohlen bleiben. Wenn es aber keine Alternative gab, entschied sie sich rasch und unwillig. Und zwar deshalb, um sich um wichtigere Dinge kümmern zu können. Zum Beispiel um solche wie unsere Ersatzfamilie.

Es war Großmutter, die erzählte, wie das mit Martas Zwillingen passiert war und was mit dem Pfarrer geschah. Zuerst wollte sie gar nichts erzählen, aber als ich ihr all das sagte, was ich von Kazik erfahren hatte, war ihr klar, dass sie nicht mehr viel hinzufügen musste.

Sie starben gleich nach dem Krieg. Nach der Ermordung Grischas und der Inhaftierung Kaziks und Freds. In Koperwasy war damals eben jener Pfarrer tätig, der später über lange Jahre die Gemeinde in Brachlewo betreuen sollte. Ein recht junger Pfarrer, aber damals schon hart und athletisch wie die Mehrzahl jener, die zunächst den ukrainischen Hunger und dann auch noch die Lager überlebt hatten.

Er war aus der Gegend um Lemberg hierher gekommen, um die Menschen zu betreuen, die – wie er selbst – Umsiedler waren. Nach dem durch die Bestattung ausgelösten Prozess, wurde er in Rawicz festgesetzt. Er kehrte noch vor dem Tauwetter zurück, allerdings nicht mehr nach Koperwasy, sondern nach Brachlewo. Alle nannten ihn nur „Brachlewski“.

Als Marta, weil es so still war, an das Bettchen herantrat, waren die Kinder schon kalt. Man nennt das den weißen Tod. Es gibt keine Ursache, keine Krankheit, aber das Kind stirbt. So, als sei kein Lebenswille in ihm vorhanden. Als wäre es von der Quelle abgeschnitten, getrennt worden.

Als die Zwillinge auf so merkwürdige Art gestorben waren, verstummten alle, das ganze Dorf. Entsetzen erfüllte die Luft über dem Tal von Koperwasy. Es fiel auf die Leute herab und rüttelte sie so sehr auf, dass sie an einem herbstlichen, frostigen Tag auf den Friedhof kamen. Man kann sich unschwer vorstellen, dass keiner von ihnen – wie nach einem Krieg eben – ein allzu reines Gewissen hatte. Zu einem Haufen zusammengedrängt standen sie still hinter den beiden weißen Kindersärgen. Der in die Wangen kneifende Wind bewegte die Trauerfähnchen.

Der Winter war im Anmarsch, es war die letzte Oktoberwoche. Die Herbstarbeiten waren abgeschlossen und man dachte schon perspektivisch an die Feiertage. Es nahten allerdings noch die anderen Feiertage, für die Verstorbenen. Die ersten, die nach fünf Jahren des Tötens, für alle besonders schwer waren. Man hatte schon Winterkleidung an, Mäntel mit warmen, gefütterten Krägen oder die Überbleibsel von Vorkriegskreationen, die man – von wo auch immer – aufgetrieben hatte. Die Menschen hatten sich angekleidet und waren gekommen. Eine ganze Menge und nicht nur die Frauen, die immer nach Gelegenheiten für stärkere Gefühlsregungen suchen, sondern auch die Männer. Grau, schweigend und nur mit Mühe etwas anderes in sich entfachend als die Gefühllosigkeit der Nachkriegsjahre.

Man wollte die kleinen Särge schon ins Grab herunterlassen, als der Pfarrer mit einer Handbewegung den Totengräber stoppte, der sie schon unter den Arm genommen hatte (als wären es Schuhkartons). Dann begann er zu sprechen.

Zunächst schien es, als hätte er, wie ein Pfarrer eben, nicht zu viel zu sagen. Seit Jahrhunderten bekannte Formulierungen kamen in Anwendung. Vom Herrgott im Himmel, den unschuldigen Seelchen, der untröstlich trauernden Familie. Lazarus kam vor, dass sich alle dort begegnen würden, irgendwo, irgendwann, wo alle auf uns warten... Aber auf einmal, aufgrund der subkutanen Strömungen des Evangeliums, verband er diese beiden Verstorbenen mit der Geburt Dessen, der kommen müsse, wieder kommen müsse, „um zum zweiten Mal zu versuchen, euch, die ihr schwarz seid, wie die Sünde, zu erlösen! ...“ Und danach erwähnte die kleinen Körper anderer Unschuldslämmer auf eine Art und Weise, die verriet, dass er vollkommen unvorbereitet war. Sie hätten sterben müssen, damit Er geboren werden konnte. Anfangs sprach er leise, aber man hörte ihn, denn die Stille herrschte wie der Tod über dem Friedhof, aber später begann er seine Stimme zu erheben.

Er sprach über das Blut, das – reinigend – das Blut der Geburt sei. Das etwas vorbereite, was kommen werde, was – weil es das muss! – besser, weiser und schöner sein

werde...Er verstrickte sich ein wenig in den Schemata von Predigten, denn dieser Tod war doch ein unblutiger, aber diese Ungereimtheiten störten ihn überhaupt nicht. „Die Geburt ist schmerzhaft, sie ist blutig, aber – oh Brüder – es ist die das Blut der Freude...“ – rief er aus. Plötzlich verstummt er.

Die Menschen hoben die Köpfe. Sie warteten. Der Totengräber schaute zu dem Pfarrer, aber der stand bewegungslos da und blickte über ihre Köpfe hinweg. Niemand wusste, was weiter geschehen würde, denn niemand kannte ihn. Bis er endlich, aus der Tiefe seines gewaltigen Körpers aufatmend, eine Strafpredigt losließ, von der sie rein gar nichts mehr verstanden.

Er begann auf eine einigermaßen verständliche Art.

„Ja, meine Nächsten in Sünde und Unschuld... Heute werdet ihr hier weich wie das in einem Fass zusammengepresste Fleisch. Gewürzt mit der Fäulnis des Krieges, gepökelt in seinem tödlichen Gift. Aber das wird euch nicht helfen. Nicht helfen, weil ihr bis zu den Knochen von Sünde zerfressen seid. Stinkend, gesäuert und geräuchert in schäbigem Tabak. Wehe euch, wehe, denn ich sehe keine Rettung für euch und ich sehe auch keine Rettung für die Welt, solange auch nur einer von euch auf Gottes Erde weilt. Ich habe genug, genug! ... Mich plagt diese Tretmühle, euere Lüge, die an einem Tag Palmenzweige unter die Füße streut, und einen Moment später loszetert: Kreuzige Ihn, kreuzige Ihn! Weil sie wieder ein Schauspiel haben möchten... Weg von hier mit euch, fort aus meinen Augen. Ihr sei ihrer nicht wert. Ihr Tod fällt auf euch, auf euch. Weg mit euch...“

Er schrie das „Weg mit euch“ aber nicht, sondern sprach es ganz leise, als würden ihn die Kräfte verlassen. Eine Täuschung, er hatte es einfach beim Ausatmen gesprochen, wobei er einen neuen, aus der Tiefe kommenden Erguss vorbereitete. Für eben diesen Ausbruch musste er nach Rawicz.

„Aber dich, Bestie, kenne ich am besten. Ja, ich weiß, du hast ein goldenes Haupt, aber deine Beine sind bereits tönern. Und glaube bloß nicht, dass du siegst, denn noch ein Weilchen, und du wirst sein wie die Spreu auf der Tenne. Du wirst vom Wind so verweht, dass es keine Spuren von dir geben wird. Und hier wird es dein Königreich nicht geben, nur Blut in den Fontänen und das Weinen der Steine. ... Und du triffst auf dein Schicksal am Ende deiner Tage. Und je länger dein Leben währt, desto mehr Sünden...“

Wieder hielt er inne und ließ seinen Blick über sie schweifen. Sei Gesicht war von der Kälte, aber auch wegen der Aufregung noch röter.

„Die Verstorbenen werden lebendig und die Toten werden auferstehen – und was wirst du ihnen dann sagen? Welchen hast du getötet? Du wirst auch auferstehen, aber nur, um am Ende der Tage auf dein Schicksal zu treffen. Und es wird keine Vergebung geben für dich. Also wehe euch allen heute, ihr Stamm des Kains, die ihr den eigenen Bruder tötet... Wehe, denn groß sind eure Vergehen, denn ihr alle seid gebrandmarkt!“

Er dachte kurz nach. Automatisch richtete er die violette Stola. Er wollte noch etwas hinzufügen. Schon setzte er an, als er unerwartet mit der Hand abwinkte. Wiederum schaute er irgendwo über die Köpfe hinweg... und lief los.

Die Menschen traten zurück und machten Platz und er ging wie durch das Rote Meer. Ohne sich umzudrehen und ohne sich von der Familie der Verstorbenen zu verabschieden. Auf der Chaussee vor dem Friedhof wartete seine Britschka.

Er entfernte sich mit wehendem Trauerornat und das Birret mit der Hand festhaltend. Plötzlich, mit dem Rücken zu allen anderen, intonierte er:

Vor Deine Augen, oh Herr, legen wir unsere Sünden
Und die Strafe, die wir erhalten, nehmen wir an.

Niemand machte auch nur den Mund auf. Sie standen da wie versteinert. Sie hatten nicht erfassen können, was geschehen war. Erst später, als man bei dem Prozess die Details

aus ihnen herauszog, begannen sie sich selbst zu wundern, was für einen Pfarrer man ihnen da geschickt hatte.

Jetzt, da es zu keiner Chorbegleitung gekommen war, setzte er den Bittgesang alleine fort. Er suchte aus dem Lied nur die eindrucksvollsten Strophen heraus, aber auch sie verloren sich mit dem größer werdenden Abstand. Die Britschka fuhr los. Er saß da, schaute vor sich hin und sang. Das trug, aber wie in der Wüste. Die Ohren der Trauergemeinde erreichten durch das Getrommel der Räder hindurch folgende Worte:

Wenn du dein Schwert gegen uns erhoben hast,
Versprechen wir viel,
Aber lässt du es sinken, halten wir das Versprochene nicht...

Er fuhr weg und sie standen da. Bis zu dem Moment, als sich der Totengräber wagte, die kleinen Särge ins Grab zu legen. Er stieß die Erde mit der Schaufel an. Da begannen sie auseinanderzugehen.

„Man weiß nicht“ – sagte die Großmutter – „wer ihn angezeigt und was er erzählt hat.“ Alle wurden vom Sicherheitsdienst vorgeladen. Während der Vernehmungen wurden die Festgehaltenen, fast das ganze Dorf, wegen dieser apokalyptischen Visionen gefragt, wie sie sie verstanden hätten. Wenn sie nichts verstanden hatten, protokollierte man die eigene Interpretation. Diese genügte völlig für eine mehrjährige Haftstrafe.

Anstelle des Pfarrers aus Lemberg erhielt die Gemeinde einen neuen. Den jungen und derben Stanisław. Eben jenen, mit dem sich die Tante so schnell anfreundete und den sie sofort geringschätzte. Seine Verdienste für den Wiederaufbau der Kirche und die Gründung des Fußballvereins (er spielte selbst ein wenig) hatten in ihren Augen keinen größeren Wert. Man spürte, dass sie jenen anderen aus Brachlewo, mit dem sie sich zankte, für besser hielt.

Das war seltsam, geradezu paradox. Gienia wollte ihn, obschon sie im Sterben lag, und bald Auge in Auge vor Gott stehen sollte, weiterhin nicht sehen. Und die Lage wurde von Minute zu Minute ernster.

VII

Die Kunde lief durchs Dorf – zunächst von Haus zu Haus, später aber bat auch Pfarrer Stanisław um Gebete –, dass die Tante schwach und ihre Tage gezählt seien. Es machte keinen Sinn sich etwas vorzumachen, die Zeit der letzten Vorbereitungen nahte. Jetzt, als dies von der Kanzel kam, wurden wir – die Älteren – immer häufiger angesprochen und an den Zaun gerufen um Fragen zu beantworten. Diejenigen, die ins Haus kamen, bewirtete Aloch mit etwas Stärkerem. Danach, nachdem man das wohl bekannte Thema eine Zeitlang beschwiegen hatte, ging jeder seines Weges.

Iryś, und nach ihm auch sein ältester Sohn begann kurze Besuche abzustatten. Auf der Suche nach sechs jungen und starken Burschen. Gut aussehend und gerade gewachsen, die im „Fall der Fälle“ der besorgten Familie beim Herausragen des Leichnams helfen sollten. Im Haus wurde (halblaut, aber sorgfältig) die Auswahl der Kandidaten vorgenommen. In Frage kamen nur Bauernsöhne aus gutem Haus. Diese Auswahl war für jeden eine Auszeichnung. Von den Aussersehenen sagte kein einziger ab.

Im Haus hielt das letzte Aufräumen an. Die Stuben wurden gereinigt, die Fensterbretter und Bilder entstaubt, die Vorhänge gewechselt. Die Frauen liehen bei den Nachbarinnen fehlendes Geschirr und Schüsseln aus, zählten Löffel und Gabeln. Vorbereitet wurde ein großer Leichenschmaus für etwa 120 Personen (wenn man nur die nächsten Verwandten zählte). Aber das war nicht alles, muss man doch immer mehr Geschirr für unerwartete Gäste in Reserve haben. Denn auch die kann man nicht ohne zumindest

bescheidene Bewirtung fortschicken. Die Stühle würde man im letzten Moment anliefern, Bänke und Tische aus den in der Darre stehenden Brettern zusammenbauen; wenn nötig, würde man sich noch etwas aus dem Wirtshaus borgen. Schlechter stand es um die Tischdecken. Jadzia zählte das, was sie in der Wäschekammer hatte, und es kam heraus, dass vier fehlten. Es gab zwar noch welche, aber nur geblümt. Sie sprach also Kasia Kurcjanówna an, ob man sie nicht leihen könnte, sie würden sie tags darauf zurückgeben.

Sich um alles kümmernd und anleitend begann Sabcia schon damit, den Teig für die Kuchen vorzubereiten – auch einen Mohnkuchen sollte es geben und einen mit Streuseln und auch für eine Torte sollte es reichen. Damit die Leute nicht erzählen, dass es bescheiden war. Dass die Tante ihnen so viel hinterließ, sie sich aber nicht besonders anstrebten.

Die älteren Jungs striegelten die Pferde. Man würde mit ein paar Fuhrwerken fahren, die Rösser für den Leichenwagen sollte Iryś stellen, denn er hatte sowohl das Geschirr als auch das schönste Paar im Dorf. Es half jeder, der konnte, vom Ältesten bis zu den Jüngsten. Selbst die von Gienia am meisten geliebten Urenkelinnen fragten – Brautjungfern gleich – ob sie zur Hand gehen könnten. Sabina lächelte traurig und drückte die Winzlinge an ihre Schürze. In ihrer Schublade hatte sie Weihwedel und Weihkerze sowie sieben Wattebäusche (die Öle würde der Pfarrer bringen); in Gedanken verband sie das Hilfsangebot mit dem letzten Geleit des Pfarrers und wurde noch trauriger.

Die Tante schlummerte in dem kühlen Zimmer, bedeckt mit einem zur Kugel aufgebauchten Federbett. Zusammengerollt wie ein Embryo, schien sie die angenehmste Lage zu üben. Mit dieser Klammer wollte sie all das zusammenhalten, was in ihrem Leben geschehen war. Mit sparsamen Bewegungen bereitete sie ihren Fortgang ernsthaft und selbstsicher vor. Niemand scherzte und niemand sagte diesmal, dass das Sterben schwer fallen würde, wenn es nicht weiter bergab ginge. Die Dinge, obschon nach einem ähnlichen Szenario durchgespielt, sahen schlechter aus als irgendwann zuvor.

Das alles ist verständlich und sehr menschlich. Seltsam war etwas anderes. Dass jetzt, in der gleichen Zeit, in der die Tante von Minute auf Minute schwächer wurde, die Familienmitglieder von einer Leidenschaft erfasst wurden, die gar nicht zu einem Trauerhaus passte. Die Erwachsenen begannen – und das täglich und ab dem frühen Morgen – sich der Kunst des Trinkens hinzugeben, die so alt ist wie der Tod und wir, die Jüngeren, betrachteten aufdringlich unsere Kusinen, die hübscher aussahen als sonst. Niemand nahm daran Anstoß. Ganz im Gegenteil. Diese unangenehme Unanständigkeit schien sich mit jener anderen zu paaren. Mit der Unanständigkeit des sich der Tante nähernden Todes.

Bald begann das Schlimmste. Recht unschuldig, mit dem routinierten Rufen nach der Tochter.

„Sabcia“ – rief die Tante mit schwacher Stimme. „Komm mal näher, mein Kind. Sag mir, habt ihr etwas, um mich anzukleiden?“ Sabina biss sich auf die Lippen und nickte. „Na gut, dann sag mir noch, ob der Pfarrer benachrichtigt wurde?“ Wieder ein Nicken. Aber Gienia fragte weiter. Bis aus dem Mund der Tante ein Wort fiel, das alle in Verwunderung versetzte. „Nicht unseren Dummkopf, sondern den aus Brachlewo... Den möchte ich. Unserer ist dumm. Mit einem Dummkopf möchte ich nicht sterben.“

Das war eine Sensation. Als Sabina die Neuigkeit mitteilte, schauten sich alle so an, als stecke etwas mehr dahinter als die gewöhnliche Abrechnung mit Hohlheit. Es fiel aber kein einziges Wort.

Danach befahl sie Aloch zu holen. Er stellte sich schwankend vor sie mit einem von tagelangem Alkohol verschwollenen Gesicht.

„Setz dich her und hör zu“ – begann sie. „Mir kannst du nicht mehr schaden, aber pass auf Sabcia auf. Nimm Rücksicht auf ihre Gesundheit, du weißt ja, dass sie schwach ist...“ – sagte sie, und machte kleine Pausen. „Denn sie ist von den Mädels die kränklichste... und hat dazu noch dich bekommen. Und sauf nicht so viel, denn du säufst dich noch tot, dabei hast

du noch kleine Kinderchen... Das ist mein letzter Wille, wehe, wenn du ihn nicht achtest. Und jetzt geh, sauf weiter. Und ruf mir Iryś, denn ich höre, dass er da ist.“

Also begann sie, Abschied zu nehmen. Aloch kehrte mit einem dümmlichen Ausdruck auf der roten Visage zur Gesellschaft zurück. Er sah immer so aus, wenn ihn etwas beeindruckt hatte, und lallte den Befehl der Mutter in Richtung Schwager.

„Hilf mir, mich aufzusetzen, Söhnchen“ – begrüßte sie den ewig Verspäteten ohne den geringsten Vorwurf. „Leg mir das Kissen hier drunter, ja so... Gib mir deine Hand.“ Sie ergriff sie mit schwachem Druck und ließ sie bis zum Ende des Gesprächs nicht mehr los. „Ist bei dir alles in Ordnung? Ist deine Jadzia gesund? Das ist gut, wenigsten bei euch kann ich beruhigt sein. Hör zu Söhnchen, das dauert nicht mehr lange, da müsst ihr noch durch... Danach kümmerst du dich drum, du machst das am besten. Und lasst mich nicht ins Krankenhaus bringen, ich möchte zu Hause sterben. ...Und kümmere dich um die ganze Familie, denn die Zeiten sind schwer. Du bist hier der gescheiteste... Aber jetzt folgendes: Ich möchte nicht in der Kapelle liegen, sondern von hier gleich in die Kirche – versprichst du das? Und nicht auf einem Auto, sondern auf einem Leichenwagen. Hol ihn dir aus Sztum, da haben sie die. Und wartet nicht so lang, ich möchte nicht anfangen zu riechen. Aha, noch eins. Sollte Vater sich melden, dann schreib ihm, dass sein Platz bezahlt ist. Jetzt gib mir ein wenig Wasser. Und leg mich hin. Und geh,“ – seufzte sie – „ich schlafe wohl ein.“

Es schien, dass sie eingeschlafen war, bevor er die Tür zugezogen hatte. Aber sie schlief nicht lange. Sie kam zu Kräften und verlor sie wieder so schnell wie ein Wickelkind. Erneut rief sie nach Sabina.

„Hör mal, und malt mich danach an, damit ich nicht aussehe wie ein altes Weib. Ich hatte immer so blaue Lippen... Hast du Henna im Haus? Vielleicht sollte man eines der Kinder losschicken? Die grauen Haare reib mir auch zu, viel hab ich ja nicht mehr...“

„Mama, was redest du da“ – widersetzte sich Sabina unter Tränen. „Mach dich nirgendwohin auf den Weg, du bleibst noch bei uns, wieso hast du es so eilig? ... Wegen solcher Dinge sterben die Menschen nicht.“

„Tröste mich, mein Kind, tröste mich... Aber die Alten müssen sterben. Kurz vor dem Tod geht es mir besser, das ist normal... Heute Nachmittag möchte ich mich ein wenig frisch machen, mach dann ein bisschen Wasser warm, ja?“

Und so begann die nächste Etappe des Sterberituals – das Einkleiden der lebendigen Tante für den Sarg. Wir blieben in der Küche, mit nichtssagenden Gesprächen beschäftigt und die Töchter rannten mit Waschschüssel, Handtüchern und einer Mixtur in das Zimmer, deren Zusammensetzung niemandem bekannt war.

Durch die angelehnte Tür hörten wir das Quietschen des großen Bettes und das Geklapper der größeren und kleineren Schüsseln. Das Krankenzimmer verwandelte sich in eine mit tödlichen Ausdünstungen durchtränkte Barbierstube. Danach wurde geflüstert, dass die Tante launisch sei. Seltsame Wünsche habe, die man erfüllen müsse – und danach wieder Gelaufe, allerdings von anderer Art. Mit dem Gestöber in Schränken und dem Hervorkramen vergessener Kleidungsstücke und Details.

Schließlich setzten sich die Töchter nach vollendetem Werk erschöpft zu einem auf die Schnelle zubereiteten Mahl nieder. Resigniert und schweigend lehnten sie ein Gläschen nicht ab. Lange beachteten sie unseren fragenden Blick nicht. Schließlich ließ eine von ihnen mit einer Grimasse nicht verborgenen Missbehagens fallen:

„Geht nur und schaut. Sie hatte es schon einmal so...“

Ich stand mit einem Glas Kompott vom Tisch auf und schob mich hinter Iryś ins Zimmer.

Das werde ich nie vergessen. Die Tante saß auf dem Bett. Sie war nicht wieder zu erkennen. Sie saß da und schien auf uns zu warten. Sie saß steif da wie eine Frühlingspuppe. Sie erwartete uns mit stolz erhobenerm Haupt, einem auf den Lippen umherirrenden Lächeln und blitzenden Augen. Die geschwärzten Augenbrauen konkurrierten mit den Wimpern, das

vom Schwarz der Haare eingerahmte Gesicht hatte eine ungesunde Schärfe angenommen. Das Federbett hatte sie so zusammengebauscht, dass man den jugendlich angespannten Torso mit Brustkrause sehen konnte.

Aber das war noch nicht alles. Es sah so aus, als würde sie wirklich verrückt werden. Denn an ihren Schläfen schaukelten – wie die Reste einer durch den Zahn der Zeit angefressenen Haube – bunte Bügel. Ja, Gehänge zierten sie, in der Art jüdischer Lederschächtelchen oder Amulettbeutel. Fünf oder sechs, an längeren und kürzeren Riemen, auf beiden Seiten des Kopfes. Die gefalteten Finger mit funkelnden Ringen und das Karmin auf den Lippen der Tante verwandelten sie – das muss man sagen – in eine kokette, Missbehagen erweckende Kurtisane. Für wen tat sie auf diese Art schön, für uns, die am Leben blieben, oder für den an der Schwelle anklopfenden Tod? Mit wem sollte die Vermählung dieser schrecklichen Winterpuppe stattfinden? Man sagt, dass der Tod keine Hochzeit sei, aber in diesem Falle war nicht sicher, ob dieser Unterschied noch galt. Was wollte Gienia im letzten Moment erreichen – Hochzeit oder Bestattung? Machte sie sich jünger, verlor sie den Verstand oder ging ihr noch etwas anderes durch den Kopf. Eine wohl siebzigjährige (keiner wusste es genau) Braut ohne Freier, das musste das Haus bis oben hin mit Schauern erfüllen, und – einer Schreckenshochzeit gleich – mit bedrückender Trauer. Diese Halsbeutel – mit welchen Gottes-Amuletten auch immer – das war eine an Wahnsinn grenzende Übertreibung. Ja, das war verrückt. Schlimmer als der echte Tod.

Ich zog mich eilends in den Korridor zurück und von dort auf den Hof und ins Feld, mit einem ungebremsten, geradezu animalischen Weinen in der Brust.

Hinter dem Hof, auf dessen Umzäunung die rauen Tabakblätter trockneten, stand die dunkle, wuchtige Silhouette der Scheune. Dort hielt ich inne, nachdem ich das gut bekannte Türchen passiert hatte. Ich hatte keine Kraft mehr, um mich zurückzuhalten. Die Tränen schossen wie ein Sturzbach aus meinen Augen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so – zusammengekauert, mit an den Wangen klebenden Tränen und dem duftenden Heu über mir – im Halbschlaf liegen blieb. Abgekämpft und schwer wie ein Stein. Ich war ohne jeden Gedanken und hatte nur den Wunsch von dieser makabren Hochzeit und von allen möglichst weit weg zu sein. Ich muss wohl geschlafen haben wie ein wildes Tier, das sich, die Gefahr witternd, flugs in der Waldspreu vergräbt. Ich wollte in der Hoffnung überdauern, dass nicht immer alles so schrecklich sein würde. Dass, wenn ich wach würde, jenes andere verschwindet und die Welt wieder sicher ist.

Vielleicht war ein kurzer Moment oder auch eine ganze Stunde vergangen. Es war ein dunkler Frühjahrsabend, da waren die Bretter der Scheune und eine Art dörfliche Zeitlosigkeit. Ein Dauern außerhalb von allem. Keine Geräusche, keine Lichter, dichtes Schwarz wie in der dunkelsten Höhle.

Darüber, dass jemand bei mir war, wurde ich mir erst klar, als eine Hand über meine Stirn strich. Ich wollte die Augen nicht öffnen, ich wollte noch nicht zurückkehren, aber ich schob die Hand auch nicht weg. Ich fühlte mich gut und behaglich, ich hatte alles, was man haben konnte. Ich blieb vollkommen regungslos bei ihr.

Und dann geschah das, worüber ich später des Öfteren nachdenken musste. Darüber, dass es so einfach und leicht war. Dass, wie das heute bei Internetkontakten manchmal passiert, wir all das Unwesentliche so leicht übergehen konnten, um zum Wichtigsten zu kommen. Zu unserer ersten jugendlichen Reife. Ihrer Haare dufteten besser als das Stroh, die Brüste waren runder als jene aus dem Traum und ihre Schenkel bewegten sich genauso flüssig wie damals, in dem nachts aufgewühlten Wasser. Nur das war vorhanden. Die Älteren waren mit dem Verzehr eines weiteren Leichenschmauses beschäftigt und hier gingen Zöpfchen und Brüste hemmungslos in ein Ritual über, das jenem anderen glich. Uns windend und wogend vergaßen wir uns und nur manchmal – rot vor Scham und Glück – warf ich einen Blick in ihr abwesendes Gesicht. Und Kasia, die sämtliche Hemmungen fahren ließ, gelangte auf

kürzestem Wege zu wollüstiger Agonie. Jenes Begräbnis, das zur Hochzeit wurde, und diese Hochzeit ohne Trauung, unser kleiner Tod, waren – das war mir klar – ein und dasselbe.

Damals hatten wir das, was ich später lange und vergeblich suchte. Weder waren wir aufgeregt noch hatten wir es eilig, in uns war nichts von der nervösen Gier der ersten Momente. Wir hatten diese Zeit für uns. Aber es geschah noch etwas anderes. Etwas seltsames, denn ich musste erneut, zum zweiten Mal an diesem Abend, weinen – und ich muss unartikulierte Laute herausgeschrien haben, denn als ich wach wurde, hielt mir Kasia den Mund zu und versuchte meine verkrampften, wie bei einem Spastiker verbogenen Hände festzuhalten.

Sie erschrak zutiefst. Das war wie ein Kollaps, ein Herzstillstand, ein Driften nach unten, unter die Oberfläche all dessen, was man kennt. Dort unten wimmelte es, aber es gab auch Ruhe. Es gab das animalische Festhalten an etwas kreatürlich Ursprünglichem, die Verbindung mit etwas, was ich niemals vermutet hätte. So, als wäre ich mit allen dort. Bei den gemeinsamen Quellen, wo Lebende und Tote zusammen sind, wo die Welt zu einer wortlos verstehenden Mutter wird, die unserer Sorgen beiseite schiebt.

Ich war in einem Labyrinth, aber in einem mir bekannten, in dem ich mich schon früher befunden haben musste, wie im warmen Bauch der Welt, ganz in der Nähe des Herzens. Ich begann damals ungefähr zu ahnen, dass jedes Eindringen in den weiblichen Körper nichts anderes ist als der hoffnungslos wiederholte Versuch in den Schoß zurückzukehren, den wir gegen unseren Willen irgendwann einmal hatten verlassen müssen. Nur das – die Überzeugung, dass es etwas Besseres gibt als das Leben – kann das hartnäckige Streben und den nie gestillten Hunger nach dem weiblichen Körper erklären.

Derweil wurde die Tante immer stiller und schwächer. Das sah man bei jedem Schritt. Das Haus bewegte sich auf Zehenspitzen. Man lächelte sie mit der gut bekannten, verlogenen Grimasse der Ermutigung an, aber sie gab sich keine Mühe mehr, um irgendwem Freude zu bereiten. Immer seltener war ihre Stimme zu hören und immer öfter rasselte nur noch ihr Atem.

Sie war von der sitzenden zur waagrechten Position übergegangen, mit dem klaren Vorsatz, nicht mehr zu jener gänzlich künstlichen Pose zurückzukehren. Die neue Position – das wussten wir – war eine endgültige Wahl.

Und nun nahte die Phase des konvulsischen Wahnsinns; Gienia beschloss, mit ihren Nächsten die Umstände ihrer letzten Ölung zu besprechen. Alle wurden von einem Schauer erfasst, man hatte nicht erwartet, dass sie so weit gehen würde. Das hörte sogar für mich auf unterhaltsam zu sein. Schließlich ahnt nur der Sterbende selbst – und das auch nur einige Stunden davor – ob ihn der Sensenmann bereits an den Füßen gepackt hat oder ob er noch eine weitere Krise übersteht.

Das war noch nicht alles. Zum Erschrecken aller warf sie den langjährigen Arzt hinaus („Es geht auch ohne Hilfe...Der wird mich jetzt durch Krankenhäuser schleifen! Ich schämte mich nicht geboren zu werden, beim Sterben brauch' ich das auch nicht...“) und danach – nachdem sie Iryś zu sich gerufen hatte, fragte sie nach dem Sarg und den Blumen! ...

Am nächsten Tag bewegte sie sich in eine andere Richtung; sie verunreinigte das Laken. Sabina fand sie des Morgens angesichts dieser neuen Komplikation vollkommen teilnahmslos vor. Sie lag mit abwesendem Blick und leicht geöffnetem Mund schweigend da. Wir wussten nicht, ob das ein Scherz sein sollte oder ob die alten Ventile, ermüdet wie jedes Material, nachgelassen hatten.

Für den Fall der Fälle (aber immer noch außerhalb des Blickfeldes) tauchten in ihrer Nähe die letzten menschlichen Insignien auf. Da stand ein kleines Kruzifix, da gab es ein totenblasses, für Weihwasser vorgesehenes Tellerchen mit flacher Aushöhlung und daneben lag der noch aus der Weihnachtszeit stammende Weihwedel. Und in dem Zimmer, in dem sich Iryś fertig machte um den Pfarrer zu holen, kramte Sabina die wächserne Weihkerze und die sieben Wattebüschel hervor. Wortlos und ohne jemanden zu fragen (Frauen wissen warum

auch immer um diese Dinge) legte sie griffbereit ein Stückchen Brot, Salz und ein kleines Spiegelchen hin. Danach ein Glas mit klarem Wasser. In der Mitte des Glases stand ein Aluminiumlöffel, zu einem Zickzack gebrochen.

„Das ist für die Beichte, Söhnchen.“ – flüsterte sie, als sie meinen erstaunten Blick wahrnahm. „Falls Mama der Mund austrocknen sollte.“

Nach Sztum in Sachen Leichenwagen fuhr Aloch. Ich wäre gerne mitgefahren, das wäre aber mit Reisekomplikationen verbunden gewesen. Auch gab es keinen Vorwand, um die paar Złoty mehr auszugeben. Ich konnte doch nicht sagen, dass es mir Spaß machen würde Leichenwagen anzuschauen.

Aloch kam erst abends zurück. Nicht, weil er angetrunken war, denn dafür hätte er kaum Zeit benötigt, sondern aufgrund der fatalen Anschlüsse. Zwar war es nicht weit nach Hause, aber der nächste Zug fuhr erst in zwei Stunden.

Er kehrte zurück, nickte mit dem Kopf und setzte sich. Die Sache war erledigt, man musste nicht nach Einzelheiten fragen. Sabina, zufrieden, dass er es irgendwie hingekriegt hatte, machte ihm nicht einmal Vorwürfe.

Da ergab sich die nächste Komplikation. Der nach dem Pfarrer suchende Iryś kam mit der Nachricht zurück, dass der aus Brachlewo, um den Sabina so unerwartet gebeten worden war, weggefahren sei. Er war vom Bischof selbst gerufen worden, denn es schien sich etwas Ungutes in den wieder gewonnenen Gebieten abzuspüren. So oder so, greifbar war nur der Ortspfarrer. Stanisław. Wie hatten alle Angst, aber irgendwie musste man sie darauf vorbereiten. Man hoffte auf einen günstigen Augenblick. Es blieb an Iryś hängen. Der stand eine Weile in der Küchenmitte und dann, da es keine Rettung gab, ging er steif wie ein Besen zur Mutter.

Er kam bald zurück. So schnell, dass wir das Schlimmste befürchteten. Aber er, seufzend – als würde er einen Sack Roggen abwerfen – winkte nur ab: „Mama ist alles egal... Sie ist weich wie eine Fliege.“

Der schwarze Gesandte des Todes traf am Abend ein. Man schloss die Fensterläden, Schweigen breitete sich im Haus aus. Sogar die Kinder und Hunde, gewöhnlich lärmend, verstummten entsetzt und spürten mit animalischem Instinkt, dass sich die letzte Stunde näherte.

Pfarrer Stanisław zog die Tür hinter sich zu. Die Beichte begann. Bewegungslos, erstarrt saßen wir in der Küche. Die dörfliche Frühjahrsstille, dunkel wie eine Märznacht, wurde von einem Glockenton durchdrungen. Wir hatten nicht einmal den Mut uns anzuschauen. Zu einem Häuflein zusammengedrängt knieten wir nieder, um der Führungsstimme der alten Frau Kurcjanowa folgend das letzte Gebet – für einen leichten Tod – nachzusprechen.

Wir hoben erst dann die Augen, als der Priester zurückgekehrt in der Tür stand. Er war anders als gewöhnlich, ohne die geringste Spur menschlicher Einfältigkeit. Ernst entledigte er sich der Stola und des Chorhemds. Er legte das Gebetbuch weg, ging zu Sabina hinüber und umarmte sie still. Dann, um überhaupt zu sprechen, sagte er:

„Sie schläft. Sie hat wegen Marta gefragt.“

VII

Am nächsten Tag, nachdem sich die sterbende Gienia vor dem Pfarrer offenbart hatte, kam die Nachricht. Dass Marta nach Polen kommen würde. Sie hatte ein Telegramm an Großmutter Weber geschickt und angefragt, ob sie zu Besuch kommen und ein paar Tage bei ihr verbringen könne. Die Großmutter wunderte sich über so viel Getue. Umso mehr, als sie ihr gar nicht antworten konnte. Die Telefonnummer Martas hatte sie nicht und für eine briefliche

Antwort blieb keine Zeit. Aber sie machte kein Problem daraus. Wenn sie kommt, wird man sie schon empfangen.

Das war eine der wenigen Nachrichten von Marta. Die erste Karte nach der Flucht war noch aus Deutschland gekommen, aus der französischen Besatzungszone, aber die zweite bereits aus London. Die nächste hatte einen Stempel von Chicago, danach gab es eine Pause. Anfang der 1950er Jahre, als das Schreiben immer riskanter wurde, brachte jemand einen Brief aus Rochester mit. Kurt hatte eine Arbeit bei Kodak gefunden, Marta war bei irgendwelchen evangelischen oder ukrainischen Organisationen beschäftigt. Aus Rochester stammten auch die Ansichtskarten. Marta selbst kam aber niemals hergeflogen, obschon sie – im Besitz der dortigen Staatsbürgerschaft – nichts mehr zu befürchten hatte. Dies bestätigte mich noch mehr in der Vermutung, dass es einen Grund dafür gab, warum sie es gar nicht eilig hatte, hierher zu kommen.

Der Termin ihrer Ankunft war nicht präzise übermittelt worden. Ich hätte nach Hause fahren und die Tante dort treffen können, um danach mit ihr nach Koperwasy zurückzukommen, aber Sabina überzeugte mich, dass das keinen Sinn mache. „Bleib, bleib nur, Junge. Du hast nur Mühe und gibst Geld aus. Ein paar Tage kann man auch ohne Schule auskommen.“

Ich gab ihr Recht. Und blieb.

Etwa drei Tage später erhielten wir aus Krosno Nachricht, dass Marta auf dem Weg sei. Es war schon seltsam, dass sie zuerst zu Großmutter Weber fuhr, denn die lag nicht im Sterben. Die Schwester der Sterbenden machte einen Umweg, statt zu deren letzter Stunde herbeizueilen. Wir hatten aber keine Zeit, um uns darüber auszulassen. Man schrieb es ihren neuen amerikanischen Marotten zu. Bei dieser Gelegenheit hörte ich wieder einmal, dass Marta schon nimmer seltsam gewesen sei.

Ich hielt es im Haus nicht aus. Da zu sitzen und zu warten hieß die Zeit verlängern, die einem sowieso schon länger vorkam als gewöhnlich. Ich war zu aufgeregt, um an einem Ort zu verharren. Ich trat hinaus und nahm den Pfad entlang des Baches in Richtung Wald. Als ich die letzten Gebäude hinter mir gelassen und mich überzeugt hatte, dass mich niemand von den Dorfbewohnern sehen konnte, begann ich wieder zu rennen, wie damals nach Brachlewo.

Gesegnete Möglichkeit des Rennens! Des Rennens aus Freude oder Trauer, Unruhe oder überschäumender Kraft. Zur Beruhigung der Seele, die nach ein paar hundert Metern wieder zu sich kommt. Das Rennen ist etwas ganz Natürliches und vollkommen Selbstgenügsames. Ihm kommt nur das Schwimmen gleich, vielleicht ist es ihm sogar überlegen. Diese Momente, in denen wir allein sind, unserer Muskelkraft vertrauen müssen, im Wasser und ohne Grund unter den Beinen. Wir kommen in den Rhythmus, regulieren das Atmen und schwimmen. Nicht einhundert oder zweihundert Meter, sondern eine Stunde oder einen halben Tag. Dann weiß man, wie viel man wirklich wert ist.

Ich rannte. Ich wurde von keiner bewussten Absicht gelenkt, ich dachte an nichts bestimmtes, aber nach einiger Zeit wurde mir doch klar, dass ich in Richtung Turm strebte. Ja, zu Krupniak.

Was wollte ich? Ihm die Nachricht mitteilen? Dass der frohe Tag der Ankunft nahe? Wahrscheinlich, gerade dieser Gedanke tat sich irgendwo in mir auf. Ich dachte in diesem Moment nicht daran, dass dieser Besuch mit Krankheit oder gar einem Begräbnis verbunden war. Ich überlegte, ob es eine Begegnung der beiden wahrscheinlich sei. Von Marta und Kazik. Wird er sich freuen und werden sie sich begegnen? Ihr Treffen schien mir genau so aufregend zu sein wie die Begegnung Martas mit der Tante.

Ich war schon nahe dran, die Umriss der Stahlkonstruktion zeichneten sich bereits ab, als ich plötzlich zauderte. Ich blieb stehen. Ich stand da und machte mir schwer atmend allmählich bewusst, dass das doch unklug war, diese Absicht. Sehr unklug, denn wie sollte ich es ihm sagen? Und woher die Sicherheit, dass er sich freuen würde? Dass das für ihn so wichtig ist. Ich steige auf den Turm und weiß nicht einmal, ob er Dienst hat. Und wenn er

nicht da ist, was sage ich dann seiner Ablösung? Dass ich gekommen bin, um die Aussicht zu genießen?

Ich stand zwischen den Kiefern und schnappte nach Luft. Das hatte keinen Sinn. Das spürte ich genau, genau so instinktiv, wie ich hierher gelaufen war. Wieder war ich, dumm wie Bohnenstroh, in eine Sackgasse geraten.

Und dennoch ließ mir der Gedanke, dass sie sich treffen würden, keine Ruhe. Wie ist das, wenn zwei Menschen, die miteinander mehrere Jahre verlebt hatten, sich wieder begegnen? Die unter einem Dach gelebt, dasselbe Brot aufgeschnitten hatten und danach an zwei Enden der Welt auseinander gegangen waren. Wer sind sie danach für einander, worüber und wie reden sie. Und noch wichtiger: worüber wollen sie nicht reden. Was wird gelöst und was bleibt ewig Wunde. Durch die Zeit trocken geworden und geheilt. Nur noch Narbe, aber unvergesslich. Das wollte ich wissen. Erfahren, was dann mit den Menschen geschieht. Wie sich das in ihnen fügt und löst. Wie sie damit zurechtkommen oder es von sich schieben, als sei es nie gewesen.

Am nächsten Tag schlief ich fast bis zum Mittag. Ich wurde von einem bis an die Tür dringenden Gespräch geweckt. Ich erinnere es gut, denn ich habe nicht viel davon verstanden. Gerade wegen solcher Situationen spürte ich, dass in Koperwasy tatsächlich etwas in Gang kam. Nicht nur das Aufräumen und die Vorbereitungen, sondern gerade das, worüber miteinander geflüstert wurde. Denn als das Wichtigste erledigt war, machte sich tagsüber eine Lücke breit. In diesen unerwarteten Zwischenakt wusste man nichts hineinzulegen. Sicher, man simulierte Aktivitäten, jemand fuhr irgendwo hin, aber das hatte keine größere Bedeutung. Ich spürte, dass es gerade darum ging, den Eindruck des Wartens zu verwischen. Aber es existierte, und es war stärker als die vorgetäuschten Manöver von Iryś und Jadzia.

Man brachte die Wohnung und das Gehöft in Ordnung, mähte das Unkraut. Man schob den hinter dem Kuhstall zerfließenden Mist zu einem Pyramide zusammen. Sogar Hühner und Gänse, die gewöhnlich alles Mögliche aufscharrten, schienen sich jetzt nach den Wünschen der Menschen zu bewegen.

Die entfernter wohnende Verwandtschaft, solidarisch und im Unglück behilflich, kehrte alltäglich nach Kóleczo zurück, in die benachbarten Dörfer Rozpędzin, Karpin und Gardeja. Im Haus blieben nur die engsten Verwandten. Das waren diejenigen, die vom Tod der Tante, sollte er eintreten, am stärksten betroffen sein würden.

Das Leben der anderen hatte eigene, obschon in der Umlaufbahn Gienias verbleibende, Rhythmen. Viele der familiären Angelegenheiten waren miteinander verzahnt, nichtsdestotrotz lebten sie – die Kurjcanows, die Narewskis und die Pachutas – in einer unabhängigen Welt, wenn auch nur wegen des räumlichen Abstands. Die Situation der Koperwasy sah anders aus. Sie wussten, dass sich für sie alles ändern würde. Dass es anders wird. Ungewiss, in welche Richtung, aber nicht mehr so wie bisher. So war es nicht überraschend, dass sie schwiegen, wenn sie in der Küche zusammenkamen.

Sie schwiegen solange, dass ich, da ich nichts hören konnte, überzeugt war, dass niemand zu Hause sei.

Diese bei den Koperwasy so seltene Stille wurde mir nichts dir nichts von Sabina durchbrochen.

„Ich habe sogar Angst, darüber zu sprechen.“

„Was ist denn?“ fragte jemand, dessen Stimme ich nicht erkennen konnte.

„Na, was ich geträumt habe.“

„Das Weib hat Träume.“ – verkündete Aloch. „Ich träume niemals.“

„Weil du dir die Birne vollgießt und dich dann nicht erinnerst.“ – gab seine Frau zurück.

„Aber ich, meine Lieben, habe vor zwei Tagen Zähne geträumt. Ein hässlicher Traum...Dass einer rausgefallen ist, aber blutig. Das Blut floss so stark, dass mein ganzer Mund voll war. Das war ein Zahn unten, hab‘ es mit der Zunge ertastet.“

„Sabcia, hör auf!“ – stöhnte Aloch.

„Ich habe mich ganz schön erschreckt. Nur, dass ich dachte, dass wenn von unten, es sicher Australien ist. Vielleicht ist Papa gestorben.“

„Von Träumen besoffen und den Arsch offen.“ – fuhr Aloch plötzlich dazwischen.

„Mach lieber was zu essen und stopf dich nicht nur selbst voll!“

Stille machte sich breit.

„Denkt ihr, dass sie kommt?“ – ich erkannte die Stimme Jadzias, der Frau von Iryś.

„Sie werden sich doch nicht prügeln....Sind doch Schwestern.“

„Die verstehen sich nicht mehr.“ – sagte Aloch. Die Neugierigen verstummten.

„Gienia kann kein amerikanisch.“

„Du bist so blöd, dass es brummt.“ – fuhr ihn Sabina wie selten an. „So einer hat vor gar nichts Respekt.“

Es wurde ruhig. Danach wieder Sabina:

„Vielleicht sollte sie in Kóleczo übernachten. Oder? Glaubt aber bloß nicht, dass ich sie loswerden will.“ – verwahrte sie sich schnell.

„Ich überlege nur, was am besten wäre...“

„Es hat keinen Sinn zu debattieren.“ (das war Jadzia). „Wenn sie kommt, wird man sehen. Vater musst du schreiben“ – sagte sie wohl zu Iryś – „und wenn er gestorben ist, dann muss man auch etwas. In fremder Erde wird er nicht liegen.“

Das Geräusch eines scharrenden Stuhls; das Gespräch brach ab. Ich blieb noch eine Weile liegen, und weiß nicht einmal, wann ich wieder einschlief. Als ich aufstand, waren nur noch Kinder in der Küche.

Also war das doch ein Problem für sie. Ja, nach dem, was ich von Krupniak erfahren hatte, konnte man das erwarten. Das setzte ihnen doch zu. Zumindest jetzt, wo Marta schon so nahe war. Vielleicht schwiegen sie nur vor uns, vor den Kindern, während sie miteinander sprachen?

Ich erinnere mich, dass mich die Idee mit Kóleczo traurig stimmte. Denn, wenn Marta sich bei uns, den Koperwasy, aufhielte, könnte ich alles sehen. Ich würde den Gesprächen zuhören und sie mir gründlich anschauen können. Aber so, bei den Kurcjanows, würde alles komplizierter. Auch, wenn ich dort vorbeischaute, denn immerhin war sie meine Patin, so hätte ich das nicht täglich machen können. Na, und vor der Dämmerung musste man zurückkehren, bevor sie zumachten.

Ich passierte die Darre, ging aufs Feld hinaus und fühlte mich plötzlich einsam, wie nach dem Gespräch mit Kazik. Die Niedergeschlagenheit ließ sich lange, den ganzen Vormittag, nicht vertreiben. Das alles entwickelte sich so, dass ich allmählich an den Rand des für die Familie wichtigsten Ereignisses geriet.

Nach der Rückkehr fand ich außer der Familie auch Gäste vor, den Pfarrer. Er war gekommen, um etwas über den Gesundheitszustand der Kranken zu erfahren und sie – wie das Aloch ausdrückte – „zu Ende zu beichten“.

„Irgendetwas hat sie noch auf dem Gewissen...“ fügte er bissig hinzu, da er deutlich spürte, dass er sich das jetzt schon leisten konnte. Der Umstand, dass er sich Bemerkungen dieser Art erlaubte, zeugte mehr als alles andere davon, dass es um Gienia wirklich schlecht bestellt war.

Als ich eintrat, hatte die zusätzliche Beichte schon stattgefunden. Der Priester, der weiterhin wie im Beichtstuhl flüsterte, besprach etwas mit Iryś und wartete bis Sabina den Tisch gedeckt hatte. Ich schaute ihr wohlwollend zu. Während sie sich in seiner Abwesenheit beeilte als würde es brennen, traf sie unter seinem Blick ihre Vorbereitungen ruhig, mit der mir wohlbekannten Würde, die den Hausfrauen auf dem Lande eigen ist. Der Pfarrer, der Daumen drehte (das einzige Anzeichen, das Ungeduld verriet), blickte mit Interesse auf den sich füllenden Tisch. Schließlich hielt er es nicht mehr aus:

„Das genügt, Bäuerin, das genügt...So viel habe ich nicht arbeiten müssen...“ scherzte er grob.

Niemand bemerkte das. Sabina fühlte sich durch die Anrede als Bäuerin geschmeichelt, Aloch, der gewöhnlich auf echte Versprecher lauerte, war an diesem Tag alles egal.

Wir schauten später zu wie er aß. Wohl zum ersten Mal im Leben hatte ich Gelegenheit zu sehen, dass Essen eine ungewöhnliche Tätigkeit sein muss. Dass es für eine bestimmte Gruppe von Menschen eine Art Kunst sein kann. Ich merkte das sofort, als er die mit einer Gabel bewaffnete Hand ausprobierte und zurückzog.

Er setzte sich allein an den Tisch. Er wusste sehr gut, dass er dazu das Recht hatte. Die Hoheit über die Seelen konnte er sich mit der alten Koperwasowa teilen, aber in Sachen Tisch war er souverän.

Sabina hielt die Reihen der Hausbewohner mit einer Handbewegung zurück. „Alle haben schon Mittag gegessen.“ – erklärte sie. Die Familie drängte sich also zu einem Haufen zusammen und beobachtete – den Pfarrer in der Mitte – auch dessen kleinste Bewegung mit Aufmerksamkeit.

Er rückte näher heran um in eine Position zu gelangen, von der er jede der zitternden Vorspeisen mühelos attackieren konnte. Er verkürzte das Gebet vor dem Essen, langte nach dem Schnapsglas. Er leerte es mit liturgischer Andacht, stellte es weg (Sabina füllte es schnell wieder auf) und türmte farbenfrohe Bissen auf. Er schnitt Wurstscheiben ab, spießte sie mit der Gabel auf und verlagerte sie in Richtung Gurke. Er nahm die Gurke und schnitt sie auf, später, aus Sorge, sie könnte herunterrutschen, blockierte er sie mit einer Scheibe Hartkäse. Den so konstruierten Korken schob er in den Mund. Zwischen dem Korken und einem Stück Brot platzierte er das Schnapsglas mit Klarem. Das wiederholte er dreimal.

Er griff nach einer Scheibe Brot. Und hier die Überraschung: seine Hand war im Brotkorb auf etwas gestoßen, das er offensichtlich nicht kannte. Auf einen dünnen, ungesäuerten Fladen. Mit den Fingern drehte er ihn interessiert hin und her und legte ihn, ohne zu fragen, schnell zurück.

Nachdem er die kalten Vorspeisen bewältigt hatte, griff er nach dem Kotelett. Auch mit Brot – und kurz gebratenem Sauerkraut. Auf den Bissen Fleisch schob es eine Portion gebratenen Krauts – einhüllend, damit es nicht abkühlte – und legte es, ohne sich viel mehr Zeit zu nehmen als man für einen letzten Abschied braucht, in die voller Erwartung geöffnete Mundhöhle. Dort unterzog er die Materie einer ersten sorgfältigen Zermalmung. Das Kotelett, das wirklich nicht besonders groß war, verschwand vom Tisch. Ich überlegte, was jetzt an die Reihe kommen würde, als der Priester seinen Mund mit der Serviette abwischte und aufstand. Dies war – wie ich überzeugen sollte – nicht einmal eine Ouvertüre.

Ja, das war ein kurzes Stück. Eines von jenen, die die Meister vorspielen, um ein Zugabe zu erhalten. Es fängt hochtönend, schwungvoll an und endet danach mit einem halsbrecherischen Fingerspiel; sogar fettes Klatschen vermag keine Zugaben zu erzwingen. Hier war das genauso. Er hatte an diesem und jenem gezupft, ein Gläschen geleert – und war aufgestanden.

Sabina bewegte sich verwundert. („Aber Herr Pfarrer, probieren sie doch bitte... Warum denn so plötzlich?“), allerdings stand er schon in der Tür.

„Entschuldigung, aber ich habe es sehr eilig, vielleicht ein andermal?“ – warf er über die Schulter hin. Allerdings kam er noch einmal zurück, zum letzten Akkord – und spießte eine Portion Bratwurst mit der Gabel auf.

Dann lief er hinaus. Sabina hinter ihm her. Offensichtlich hatte sie noch etwas zu regeln und lud ihn für irgendwann ein. Aloch nutzte die Situation und goss sich ein halbes Wasserglas hinter die Binde. Die Zeit hatte gereicht. Sabina öffnete gerade die Tür.

„Was meinte er, als er von ‚einem anderen Mal‘ sprach?“ – fragte er einfältig.

„Geh, du Dummkopf, hast es schon wieder geschafft, was?“

Sie griff nach der Flasche und stellte sie – alle anderen ignorierend – in das Schränkchen. Danach sammelte sie die üppigen Speisereste ein – wie nach der wundersamen Vermehrung.

„Hast du gesehen, wie es gemacht wird?“ – flüsterte Aloch mir zu. Ich dachte, dass er über Sabina spricht, aber er meinte den Pfarrer. „Gott ist eine große Sache, aber der Magen ist noch größer.“

Erst jetzt, als die Episode mit dem Pfarrer beendet war, traten wir in das Zimmer der Tante.

Sie lächelte, als sie uns sah. Sie bewegte sich auf dem frischen, für die Beichte bezogenen Bettzeug. Jetzt, da sie die Sakramente erhalten hatte, war sie ruhig und gelöst.

„Ist er gegangen?“

„Hm.“

„Hat er alles aufgegessen?“ – fragte sie, als ginge es um einen Köder.

„Auf seine Art. Hat Mama mit ihm über Papa gesprochen? Ja, weil er gefragt hat“, erklärte Sabina. Aber über ihren Traum erzählte sie kein Wort.

Tante Gienia zeigte kein Interesse. So, als wolle sie nichts hören, nahm sie das Kompott vom Tisch.

„Er ist ein guter Pfarrer“ – seufzte sie – „am schlimmsten ist es, wenn er seine eigenen Worte benutzt... Und ich hatte einen Traum, bevor er kam...“

In den Augen Sabinas sah ich Erschrecken.

„Das war seltsam, weil ich gestorben war.“ – sprach sie und hielt inne. „Aber so, als wäre ich nicht gestorben. Ich lag nicht hier, sondern mitten in Kóleczo. Auf so einem, wie sagt man, Trampolin. Und ich sah alles von oben. Alle Dächer und unten viele Menschen. Die ich überhaupt nicht kannte. Sie hielten Tafeln hoch. „Gardeja grüßt“ oder „Sztum ewig polnisch“. Fahnen gab es auch, aber keine schwarzen, sondern die von denen. Und sie wurden von Mädels – in Kostümen wie zum Schwimmen – getragen, halb nackt. Also dachte ich: Ich habe aber ein seltsames Begräbnis und wo ist hier denn der Pfarrer? Und dann sah ich ihn. Stanisław. Er stand auf der Tribüne, aber nicht bei uns, sondern wohl in Kwidzyn, dort, wo sie immer aufstellen. Er stand mit roten Wichtigtuern zusammen. Und ich lachte sogar, denn ihre Schnauzen waren wirklich rot. Wie Ziegelsteine. Und gleich dahinter war ein Schloss. Vielleicht noch röter.“

Sie kniff die Augen zusammen, so als ob sie es besser sehen wollte.

„Ihr wart nicht da. Euch, meine Kinder, sah ich hier. Ihr saßt in der Küche, aber seltsam. Auf dem Tisch und auf dem Ofen, die Stühle waren leer. Alle. So, als würde jemand kommen. Ich schaute euch an, ihr wart alle da, sogar die Kinderchen. Und alle reglos wie die Engel in der Kirche. Du hast am wenigsten geweint.“ – ließ sie plötzlich in Richtung Aloch fallen.

Der fuhr regelrecht zusammen. Vom Jenseits angefallen, wusste er sich nicht zu verteidigen. Aber Gienia beachtete ihn nicht.

„Später war es so, als flöge ich auf den Hof. Wie in jungen Jahren, über die Hütten. Aber ich kam rasch zurück. Und das Fliegen fiel mir so leicht.“ – schnaufte sie durch die Nase. „Ich stellte mich auf das Dach, stieß mich mit den Füßen ab... und das war's.“

Wir lauschten schweigend. Wir sahen, dass sie durcheinander geriet.

„Ich Sorge mich um dich, meine Kind.“ – sprach die Tante plötzlich zu Sabina. „Du bist so blass, hast du heute schon etwas gegessen?“

Die Tochter seufzte, nickte und schlug die Augen nieder. Aber die Mutter schaute sie weiter an.

„Geh, sag ich dir, mein Kind, geh...“ schloss die Tante. „Du solltest nicht warten. Aloch, nimm morgen ein Pferd und fahr los, denn sie wird sich allein nicht aufraffen.“

Aloch zuckte mit den Schultern und breitete die Hände aus. Die Tante verstummte und auch Sabina wollte das Thema nicht aufgreifen. Wir saßen noch ein Weilchen da, richteten der Kranken die Kissen und kehrten in die Küche zurück.

Ich weiß, dass es am nächsten Tag zu diesem Thema, der Fahrt zum Arzt, ein Gespräch gab. Nicht das erste und nicht das letzte. Zuerst von Aloch und Sabina, später der Tochter mit der Mutter. Sie rief sie zu sich und erklärte ihr lange etwas. Die aber war wie taub. Sie kehrte mit bis zur Erde herabhängenden Armen aus dem Zimmer der Tante zurück. Entschlossen und verhärtet wie ein Stein. Aloch schirrte die Pferde aus und kam lange nicht aus dem Stall zurück. Am Nachmittag ging er aufs Feld.

Ich wusste damals nicht, dass Sabina so krank war. Sie war die jüngste der Töchter Gienias, und die schwächste von ihnen. Ein richtiger Hänfling. Wenn schon der Tod Gienias für mich unvorstellbar war, so noch mehr der ihrer Kinder. Und schon gar nicht der von Sabina. Der guten und anständigen. Die ihr ganzes Leben lang – wie einen nassen Sack – den ewig besoffenen Aloch mitgeschleppt hatte.

Für ein Kind ist das seltsam, dass jemand, der recht gut aussieht, stirbt. Es wunderte mich, dass Menschen sterben, obwohl es dafür noch keine äußerlichen Anzeichen gibt. Keine Spuren des Verfalls. Ein Unfall, das verstand ich; alles ist gebrochen und zermalmt, so dass nichts mehr zueinander passt. Man kann da, auch bei bestem Willen, nichts mehr miteinander verbinden. Ich dachte, dass es mit dem Tod so ist wie mit einem Auto oder einem Fahrrad. Es lässt sich nicht flicken, weil das Zahnrad schartig oder der Rahmen entzwei ist. Aber hier ist der Mensch noch ganz, die Haut noch nicht zerplatzt, er hat Hände und Füße – und stirbt. Bis heute kann ich mich damit nicht ganz abfinden.

VIII

Sabinka starb bald nach ihrem Traum. Es vergingen kaum zwei Jahre bis sie in die Erde kam. Erst als Erwachsener erfuhr ich, dass sie schon lange eine nicht behandelte Erosion hatte. Sie schämte sich zum Frauenarzt zu gehen und so bildete sich daraus nach einigen Jahren Krebs. Zunächst befleckte sie ihre Wäsche, später auch die Laken und noch später tat es so weh, dass sie sich von Aloch nicht mehr anfassen ließ. Aber selbst dann, als es so schrecklich weh tat, ging sie nicht zum Arzt. Sie schämte sich. Und hatte Angst. Sie fürchtete das Schlimmste. Als sie dann einmal ohnmächtig wurde und man den Rettungswagen holen musste, war es zu spät.

Ich erinnere mich an diese Beerdigung. Im Sommer, in der Sonne, alle in Schwarz, alle verschwitzt. Gienia folgte abwesend dem Sarg. Ihre schlanken Beine kreuzten sich und sie torkelte so stark, dass, hätten sie nicht Iryś und Aloch gestützt, sie gewiss auf dem Friedhof hingefallen wäre.

Wir standen am Grab und beobachteten mit übertriebener Aufmerksamkeit, die dem Augenblick nicht entsprach, die Arbeit der Totengräber. Sinnlose Konzentration, nur um sich mit etwas zu beschäftigen. Der Pfarrer forderte die Versammelten auf, für denjenigen von uns zu beten, der als erster stirbt.

Wir wollten sie nicht dort lassen. Erst auf dem Friedhof wurde uns klar, dass sie in der Familie nicht an zweiter Stelle gestanden hatte, sondern die Wichtigste gewesen war. Dass das Haus ohne sie nicht mehr das Haus sein würde. Wir wussten nicht, wohin wir jetzt zurückkehren und was uns dort erwarten würde. In ihm verblieben noch die Tante, Aloch und die Kinder. Noch immer so klein, dass es eben Kinder waren. Wer würde sich um das Haus und die Kinder kümmern, wie würde das gehen? Das waren die Fragen, die wir uns alle stellten, um den lehmigen Aushub versammelt wie die Blutegel um die Wunde. Und die Totengräber legten schon die Platte auf. Vorsichtig, auf ihre Finger achtend und halblaute Kommandos gebend.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, dass wir in der Tiefe unserer Seele nicht möchten, dass unsere Nächsten, die wir gerade beerdigt haben, von den Toten auferstehen. Ja, solch eine Erklärung habe ich einmal gehört. Wir sprechen nicht direkt darüber, aber irgendwo, außerhalb unseres Bewusstseins, ist das angeblich so. Ich denke, wenn dem so ist, dann nur aus Rücksicht auf sie selbst. Wegen der Leiden, die sie durchmachen mussten. Dass wir nicht wollen, dass wir das noch einmal aushalten müssen, was gerade hinter uns liegt. Weder wir noch sie selbst. Denn obschon wir an uns selbst denken, denken wir doch auch an sie. Und wir denken: „Es hilft nichts, es ist passiert. Aber es soll nicht noch einmal passieren.“

Es soll nicht noch einmal passieren – mögen sie in Frieden ruhen. Es kommt doch, was kommen soll. So dachte ich damals auf diesem Friedhof.

Ich mochte Sabina. Wegen ihrer natürlichen Fürsorge, von der sie mehr in sich hatte als Gienia. Wie oft wir auch zu den Koperwasy kamen, immer war sie es, die die Tür öffnete. Sie stand mitten in der Nacht auf und machte Tee. Die Tante stand nie auf; sie war für solche Dinge zu wichtig. Sabina war für alles zuständig. Früher, als wir noch Kinder waren, half sie uns bei der Hygiene, sie wusch und bügelte für uns. Später half sie den Älteren einige Male aus unangenehmen Situationen – nicht nur aus der mit dem Laken.

Sie wusste wohl auch über Kasia Kurcjanówna und unsere blutschänderische Liebe Bescheid. Sie sagte aber nichts. Das war ein wenig so, als würde sie nicht nur verstehen, sondern auch sympathisieren. „Das ist des Armen Speck.“ – lachte sie bei anderen, ähnlichen Gelegenheiten. Als würde sie meinen, dass sogar ich etwas vom Leben haben sollte.

Und sie war zu allen so. Hilfsbereit und einfühlsam. Sie dachte nicht an sich, sondern an die anderen. Jetzt fehlte sie.

Oder die Geschichte mit Onkel Fred, dem sie als Mädchen half, das Geschäft zu führen. Eine Geschichte, die ihren und seinen Charakter am besten wiedergab. Nicht umsonst nannte man ihn in der Familie den Juden und nicht umsonst spielte er in den Krippenspielen den Herodes.

Schon als Mädchen half sie ihm wohl ein halbes Jahr, von Januar bis zur Ernte, auf dem Hof. Władka, seine Frau, war damals krank, im Übrigen, wann war sie einmal nicht krank. Als der Moment der Auszahlung kam, schlug der Onkel Sabina das vor, was man Bezahlung in natura – also Ware für Arbeit – nennt. Er zählte die Arbeitstage und packte dann allerlei in einen Sack. Aus dem eigenen Laden. Wobei er ihr erklärte, dass sie sowieso Mehl, Zucker und andere im Haus benötigte Güter kaufen müsse.

Sabina blieb fast die Luft weg, aber sie sagte nichts. So war sie eben. Sie nahm diesen Sack und ging weinend zur nächsten Haltestelle. Nie wieder, bis zu ihrem Lebensende, sprach sie ein Wort mit ihm. Sie gehörte zu denen, die es immer vorziehen, auf der Seite der Benachteiligten zu stehen und nicht auf der der Ausbeuter, die nicht so sehr die Naivität oder Dummheit von jemandem, sondern dessen Schüchternheit und guten Charakter ausnutzen. Sie akzeptierte das. Es war der Preis, den sie für ihr Wissen zahlte. Dass es auf dieser Welt Menschen gibt, die durch und durch schlecht sind. Und als wäre das nicht genug, entschuldigte sie sie noch. „Die Menschen benehmen sich manchmal niederträchtig, so ist das eben. Sogar dann, wenn sie sich bemühen...“

Sie arbeitete immer, ständig. Der Schweiß, der mir, dem kleinen Kind, nichts anderes zu sein schien als eine Zierde, stand ihr ein Leben lang auf der Stirn. Manchmal half ich ihr und bat, dass sie sich nicht so anstrengen sollte. Natürlich brachte das nichts. Sie mochte die Arbeit und noch mehr, dass sich ringsherum etwas verändert. „Wenn ich aufgeräumt habe und mich hinsetze“ – sagte sie mir einst – „dann habe ich den Eindruck, dass die Welt wenigstens ein bisschen besser ist.“

Dank Sabina lernte ich eine Sache kennen, über die zu sprechen mir – ähnlich wie über jenen Samenerguss – schwer fällt. Aber ich muss es erzählen, denn je länger ich darüber nachdenke, desto wichtiger erscheint sie mir.

Einmal komme ich aus dem Laden der Tante zurück, aus jenem, in dem die beiden Töchter der Tante aus Kóleczo arbeiteten, und sehe in der Küche eine Szene, die ich überhaupt nicht verstehe. Sabina sitzt auf dem Stuhl und hält eines der Mädchen zwischen den Knien. Der Rest der Kinder umringt ihre Beine wie ein Kranz. Sie reden ein wenig, ein wenig scheinen sie auf etwas zu warten.

Das zwischen den Knien sitzende Mädchen hat die Zöpfe offen. Ihr Kopf ruht, auf die Seite geneigt, auf der Herzgrube der Mutter. Sabina schaut ihre Haare so an wie sich Aloch im Juli die Ähren betrachtet. Wenn er prüft, ob sie reif sind und wie weit es noch bis zur Ernte ist.

„Das kommt aus der Schule.“ – sagt sie zu mir, dem Verwunderten. „Immer schleppen sie’s von irgendwoher an und ich hab’ dann den Ärger.“ Und angespannt klaubt sie mit den Fingern weiter.

Der Rest der Kinder schaut mich an, nimmt mein Erstaunen wahr und lacht, so als wäre ich nicht von dieser Welt. Nicht ganz auf der Höhe. Sich über offensichtliche Dinge wundernd.

Ich trete näher heran, um dieses Manko auszugleichen. Sabina zeigt mir ihren Fingernagel, den größten, den vom Daumen. Und erklärt:

Diese weißen, das sind die Nissen, bei einer Blondine am schwersten zu erkennen. Und überhaupt haben es die Kerle leichter. In kurzen Haaren ist’s leichter. Aber wir müssen uns quälen.“

Ich verstand noch immer nicht. Solange, bis die Kinder mit ihrem blöden Gekicher eines nach dem anderen zu rufen begannen: „Das sind doch Läuse! Läuse! Was denn, hast du noch niemals Läuse gesehen?!...“

Hatte ich nicht. Bisher noch nie. Danach, vor jeder Abfahrt aus Koperwasy, nahm Sabina auch mich zwischen die Knie. Um mich vor der Heimfahrt zu „reinigen“. „Da würde ich was von Großmutter Weber zu hören bekommen. Wenn du so einen Reichtum anschleppen würdest...“

Sabinka untersuchte also unsere Köpfe. Sie untersuchte uns alle, die Feriengäste und die Hausbewohner, die „das da mitbringen und ich muss nachher dasitzen.“ Sie kämpfte immer gegen die armen Zeiten an, nur sie. Sie allein und sonst niemand. Den Ekel überwindend, feierte sie das Mysterium der Fürsorge, dem wir uns gehorsam und freudig unterwarfen. Ja freudig, denn es war angenehm ihre fürsorglichen und ergebenen Hände auf dem Kopf zu spüren.

An das alles erinnerte ich mich bei ihrem Begräbnis, als ich ihre abgearbeiteten, keine Tätigkeit scheuenden Hände betrachtete. Sogar hier, im Sarg, waren sie demütig und mit der Bereitschaft gefaltet, den Rosenkranz so zu halten wie es sich gehört.

Ich erinnerte noch etwas anderes. Diese Flecken auf dem Bettzeug. Erst auf dem Begräbnis begriff ich ihren böartigen Sinn. Und ihre, Sabinas einstige Bemerkung: „Eine Frau, mein Sohn, ist eine wandelnde Wunde.“

Da es an einem freien Platz mangelte, begrub man Sabinka im Grab der Mutter. Man musste Veränderungen vornehmen, vor allem an der Aufschrift. Später, als Gienia selbst starb (sie wurde fast hundert), kaufte man ihr einen Platz in Brachlewo.

Ich fuhr mit meinem jüngeren Bruder Janek zum Begräbnis von Sabina. Ich erinnere mich daran, denn gerade während des Leichenschmauses ereignete sich ein letztlich nicht schwerer Unfall, der allerdings hätte tragisch enden können. Als wir, die Erwachsenen bei Tisch saßen, gingen die Jungs in die Scheune, wo sie die Lust überkam, die in den Ecken herumstehenden Maschinen auszuprobieren. Die Jungs, viel jünger als ich, hatten überhaupt keine Skrupel. Während des Spiels legte Janek seine Hand in die Häckselmaschine und einer seiner Altersgenossen drehte aus Spaß am Rad. Er hielt es zwar an, aber etwas zu spät – und aus der kleinen Jungenhand schoss das Blut heraus.

Die Wunde war ungefährlich, die Schneide hatte nur die Haut durchtrennt, aber auf drei Fingern der linken Hand, auf der Innenseite blieb eine große Narbe zurück. Er hat sie als

Erwachsener heute noch. Dort, in Koperwasy, gab es niemanden, der die Wunde hätte nähen können, also legten wir ihm, nachdem wir festgestellt hatten, dass sie nicht besonders tief war, einen nicht ganz fachmännischen Verband an.

Ich erinnere mich auch wegen eines anderen Umstands an diese Episode. Sie traf zeitlich mit einem scharfen Wortwechsel zusammen, der absolut nicht zum Ernst des Augenblicks passte. Zwischen Tante Gienia und Aloch, während des Leichenschmauses.

Der Leichenschmaus war in vollem Gange, wir waren müde vom Friedhof zurückgekommen und schon nach dem dritten oder vierten Glas. Man steckt die Nase in den Teller und beschäftigt sich mit etwas anderem als in den letzten drei, vier Tagen. Die Hiesigen haben noch eine schlimmere Zeit hinter sich, die der Krankheit, die Wochen, manchmal Monate dauert. Ja, es war schrecklich, aber jetzt ist alles vorbei. Jetzt können sie endlich aufatmen. Obschon es mit dem Tod endete, ist es doch zu Ende. „Gut, dass er nicht mehr leiden muss.“ – sagen wir über einen Verstorbenen. Das ist richtig, aber gut ist es auch für uns, denn wir sind zumindest für einen Moment zusammen und leiden weniger. Wir beschäftigen uns mit uns selbst und sprechen über das Leben.

Das richtige Verarbeiten des Todes kommt sowieso später. Es dehnt sich in der Zeit aus wie eine Trauersymphonie. Es überfällt uns, immer plötzlich. Bei einer gewöhnlichen Tätigkeit oder während einer Reise, wenn wir scheinbar unter Leuten, aber eigentlich allein sind. Wenn wir wahrnehmen, dass es diese Person nicht mehr gibt. Wir hören nicht mehr ihren – in einem bestimmten Moment erwarteten – Spruch oder Einwand. Deshalb ist der Leichenschmaus keine Pointe, die sich aushalten lässt. Er ist der Moment, der nach der Anspannung kommt. Er ist eher Befreiung, Erleichterung, leicht lärmende Stille.

So war es auch diesmal. Wir aßen und tranken etwas, ohne viel zu sprechen. Langsam, um die Verstorbene nicht durch Eile zu missachten, begannen wir gewöhnliche Gespräche über alltägliche Dinge zu führen. Jemand fragte nach jemandem, der es nicht geschafft hatte, zu kommen, Normalität stellte sich ein. Und gerade in diesem Moment gab die Tante, die wieder ein wenig zu sich gekommen war, ihrer mütterlichen Trauer freien Lauf.

„Sie ist wegen dir gestorben,“ – wandte sie sich plötzlich an den Schwiegersohn. „weil du sie nicht geachtet hast.“

Es wurde still, die Gabeln und Messer der Trauergäste verharrten über den Tellern. Alle schauten in Richtung des Attackierten.

Aloch, schon immer rot, wurde jetzt noch roter, schien zu explodieren. Er legte das Besteck weg, richtete sich im Stuhl auf und bedeckte sein Gesicht für einen Augenblick mit den Händen. Dann nahm er sie herunter und sagte mit ungesunder Ruhe:

„Mama, bitte. Das ist nicht der Moment...“

Sie unterbrach ihn.

„Für dich ist es nie der Moment. Aber es war immer der Moment, um mir mein Kind zu Grunde zu richten.“

Er hätte aufstehen und hinausgehen sollen. Das Gespräch mit einer tödlich Verletzten ist sinnlos. Alle zogen sich gleichsam zurück und warteten auf seine Reaktion. Aber er blieb. Er zog sich nicht zurück. Obschon er spüren musste, dass er mitten unter ihnen ganz allein war.

„Mama.“ – sagte er. „Sie, das arme Ding, ist noch nicht kalt... Aber wenn's denn sein muss, dann sag ich's. Sicher bin auch ich schuld, aber du hast sie erzogen. Sag mir, wieso Sabinka vor allem Angst hatte? Und warum am meisten vor dir?“

Die Stille wurde noch tiefer, alle saßen da wie gelähmt. Es war das erste Mal, dass jemand die Tante direkt kritisierte. Und nicht nur das: sondern sich von gleich zu gleich an Gienia wandte, wie ein Erwachsener an einen Erwachsenen und damit die althergebrachte Form durchbrach.

Erst nach diesen Worten stand er auf. Wohl wissend, dass ihn alle anschauten, griff er in aller Ruhe nach der Flasche, goss sich randvoll ein, stehend, damit es alle sehen konnten

und trank aus. Danach stellte er das Glas neben den Teller, richtete seine Krawatte und schritt ruhig zur Tür.

Wir schauten uns alle an und warteten auf die Reaktion von Gienia. Die Tante saß bewegungslos da, wir auch. Der Moment dehnte sich, man wusste nicht, was man tun sollte. Und genau in diesem Augenblick kam Janek mit seiner blutenden Hand ins Zimmer gerannt.

Ein kleines Chaos brach aus. Als wir den Jungen versorgt hatten, ging ich hinaus, um Aloch zu suchen. Etwas musste man in dieser Situation tun. Ihn zurück ins Haus bringen, sich wieder an den Tisch setzen. Ich wusste, dass er von allein nicht zurück kommen würde, und dass keiner der Hiesigen nach ihm sehen würde. Das konnte nur ich als Gast tun.

Er war nirgends zu finden. In der Scheune spielten die Kinder, auf dem Hof standen die Fuhrwerke mit den ausgeschirrten Pferden. Die Darre war auch leer. Es blieb nur noch ein Ort, der Stall. Ich öffnete das Tor ein wenig.

Aloch stand bei der Krippe mit dem Stroh. Mit dem Rücken zu mir und umklammerte die Sprossen mit den Händen. Mit tief geneigtem, auf der Brust ruhendem Kopf. Er weinte. Lautlos. So, wie das Männer tun. In Krämpfen, die den ganzen Körper erschütterten. Sogar jetzt, hier, ganz alleine, hielt er sich mit lautem Weinen zurück.

Ich zögerte. Heute würde ich zu ihm gehen, ihn umarmen und an mich drücken, aber damals konnte ich das noch nicht. Ich hatte noch nicht den Mut für diese so einfache, natürliche Geste. Tief und ehrlich.

Ich möchte hier gleich etwas erzählen, was damit in Verbindung steht und was ich fast vergessen hätte. Was noch früher geschehen war. Bereits nach der Ankunft Martas, an dem Tag, als ich Kazik vor dem Kiosk traf. Damals, als er mir den Rest seiner Geschichte beichtete.

Ich kehrte vollkommen verängstigt nach Hause zurück. Ich war müde. Ich wollte nicht einmal mehr rennen. Vor allem aber befürchtete ich, dass das, was er mir erzählt hatte, auf meinem Gesicht geschrieben stand.

Ich konnte nie verheimlichen, dass etwas passiert war. Die Lüge war, obschon ich wie jeder andere auch schwindelte, nicht meine beste Waffe. Und wenn ich lügen musste, dann wusste ich, bevor ich es tat, dass jeder, sogar ein weniger Gescheiter, es merken würde. Es schien mir, dass man es sehen müsse wie bei dem beschädigten Mechanismus einer Uhr oder eines Fahrrads. Dass alle genau sehen, was ich vorhabe, dass sich dort, in meinem Hirn etwas verschiebt. Gewiss waren – wie in einer Glaskugel – die roten und blauen Röhrchen und die aus all meinen Schwindeleien resultierenden Veränderungen zu sehen.

Keinerlei schauspielerisches Talent, ja, aber da war noch etwas. Dass sie dumm ist, so eine Schwindelei, und dass diese Dummheit auf dem Gesicht zu sehen ist. Dass sie nicht zu verheimlichen ist. Nicht so sehr vor den anderen als vielmehr vor sich selbst. Ich selbst war es, der wusste, dass ich lüge, dass ich mogele und rot werde. Schlimmer: ich wusste, dass ich rot werden würde, bevor ich den Mund überhaupt auftat. Ich fühlte mich dumm, dass ich solche Dinge tue – und vor allem konnte man dieses Gefühl der Dummheit, einer Art Selbsterniedrigung niemals los werden. Aus Angst, mich zu kompromittieren, ging ich damals, nach dem Gespräch mit Kazik, nicht ins Haus, sondern in den Stall.

Ich ging nach oben, auf den Bansen, wo das Stroh lag. Ich machte es genauso, wie mir das Irys – sollte ich Ärger haben – geraten hatte: „Steig auf einen Baum und warte ab.“ Ich wusste zwar nicht, worauf ich wartete, was die Zeit würde bewirken können, aber mir fiel nichts anderes ein. Es schien mir, dass ich nach diesem Gespräch nicht direkt nach Hause zurückgehen konnte. Dass sie es merken, wenn aber ein wenig Zeit verginge, sie sich mit anderen Dingen beschäftigen und es vergessen würden. Im Heu vergraben, zusammengerollt, vom Knirschen des von den Pferden zerkaute Hafers und dem leisen Brummen der Kühe eingelullt, fiel ich in einen leichten Schlaf. Da ereignete sich eine der seltsamsten Szenen meiner Kindheit.

Ich wurde durch ein Gespräch geweckt. Jemand war im Stall und sprach mit erhobener Stimme, ganz offensichtlich in der Anfangsphase einer Auseinandersetzung, zu jemandem anderen, den ich auch nicht sehen konnte.

Ich begann zu lauschen. Nach oben drangen nur einzelne Wörter.

„Gut, gut, erzähl mir nichts, ich weiß sehr gut, wie das war und wer hier was sollte...“

Danach wieder Stille, das Knirschen von Metall auf Stein, wie mit der Mistgabel und dieselbe Stimme:

„Deine Zeit geht schon zu Ende, es ist genug. Betrügereien und Lügen. Denk bloß nicht, dass das niemand sieht...Alle sehen es, sie haben nur Angst...“

Ich erkannte sie – es war Alochs Stimme. Aber wer war bei ihm, mit wem sprach er, wem machte er Vorwürfe? Weder hörte ich – er antwortete nicht – noch sah ich ihn. Ich konnte mich nicht einmal bewegen.

Aloch lief auf dem steinernen Steg entlang. Für einen Moment konnte ich ihn durch die für das Stroh bestimmte Öffnung erblicken. Er war erregt wie nie zuvor und – soweit ich das beurteilen konnte – vollkommen nüchtern. Er drehte um und lief wieder vorbei. Hin und her laufend redete er auf jenen anderen ein, der weiterhin schwieg, und sprach mit einer ganz anderen Stimme als mit der, an die gewöhnt war. In ihr war nichts von Clownerie oder trunkener Witzelei. Erregt, aber ohne zu übertreiben, erklärte er dem anderen folgendes:

„Dass jemand schweigt, heißt noch nichts. Oder, wenn er Unsinn redet. Aber das muss ein Ende haben. Denn für jeden hat es ein Ende, auch für dich. Denk bloß nicht, dass du eine Ausnahme bist. In dieser Branche gibt's keine Ausnahmen...“

Jener andere bewegte sich nicht einmal. Ganz offensichtlich – dachte ich – gab er Aloch in der Tiefe seines Herzens recht. Oder er wartete, bis er an die Reihe käme. Und ich, dort oben, auch in Erwartung – und wirklich wie auf einem Baum. Auf dem Baum einer recht unerwarteten Erkenntnis. Von Gut und Böse.

So dachte ich bis zum dem Moment, als Aloch, noch immer hin und hergehend, seinen Gesprächspartner mit Namen ansprach:

Ja, ja, teure Genofewa, es ist Zeit abzurechnen, Auskunft zu geben... Vielleicht erzählst du mal, wie das war und was du damit zu tun hattest! Alles, nicht nur das mit dem Pfarrer.“

Was denn? Was war das denn? War die Tante tatsächlich bei ihm – und hörte sich seine Vorwürfe an? War sie aus dem Bett aufgestanden und in den Stall herübergekommen? Ich sperrte den Munde auf und wusste nicht, was ich denken sollte. Aber Aloch fuhr fort:

„Alles muss wieder in die alten Gleise zurück, denn anders gehen wir unter. Und es muss alles gesagt werden. Jetzt ist die Stunde gekommen, vielleicht die letzte, in der du es erzählen kannst. Du Pharisäerin. Damit es etwas sauberer wird, denn ganz sauber kann es nicht mehr werden. Du hast gelogen, hast mit Dieben zusammen gelebt, wenn man's dir auch nicht mehr wegnehmen kann, so wird es wenigstens gesagt. So kann es nicht weiter gehen.“

Er verstummte. Gienia äußerte sich nicht.

„Du stirbst. Du stirbst, ja – und kannst nicht sterben. Aber weißt du, warum? Weil das die Strafe ist, meine Teure, so ist das manchmal. Du wirst dich quälen und quälen, der Herrgott wartet, er hat noch Geduld. Vielleicht hast du Angst, dort hinzugehen? Dass du ihnen dort begegnest? Sicherlich warten sie auf dich.“

Ich saß mucksmäuschenstill da und wusste nicht, was ich tun sollte. Aloch drehte sich zweimal um, dann blieb er genau unter mir stehen. Ich sah ihn – wie verkürzt – durch die Öffnung.

Er stand in Gedanken versunken da und half sich mit Gesten beim Zusammenfügen von irgendwelchen Sätzen. Es sah so aus, als zaudere er weiter zu sprechen. Schließlich winkte er ab. Die Mistgabel klapperte, dann die Tür – und es wurde still.

Ich wartete ein paar Minuten ab. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Tante Gienia gab kein Lebenszeichen von sich. Vielleicht saß sie auf dem Schemel und dachte darüber nach, was er ihr gesagt hatte? Ich konnte nicht hinunter, bis sie nicht hinausgegangen war. Ich hätte

mich das erste Mal entscheiden müssen. Und zwar gegen sie. Das wollte ich nicht. Zwischen Hammer und Amboss geraten. Das hätte ich damals weder gekonnt noch ausgehalten.

Es verging viel Zeit, bis ich es wagte herunterzugehen. Die Sprossen mit der Fußsohle ertastend stieg ich leise hinunter, entschlossen, so zu tun, als hätte ich geschlafen und wüsste von nichts. Ich werde ein so verschlafenes Gesicht mimen, das es die Tante beruhigt.

Ich stellte mir ihre Verwunderung vor. Nach jeder Bewegung, wenn sie zuerst das Rascheln hört, dann irgendwelche Schuhe erblickt, und später meine Hosen.

Der Stall versank im Halbdunkel, sanft bewegten sich die Rücken der Kühe. Die einzige Glühbirne – bei den Pferden – beleuchtete deren glänzende Häuse.

Ich kam auf dem Steinfußboden an. Schaute nach links, nach rechts. Ich schaute in Richtung Melkschemel. Er stand da – aber leer. Tante Gienia war nicht da.

Ich stand verwundert in der Stallmitte, dann schlüpfte ich schnell nach draußen. Nicht durch die Tür vor das Haus, sondern durch die Seitentür, neben der Pyramide aus Stallmist. Von dort konnte man unbemerkt, einen Bogen schlagend zum Weg gelangen.

Einen Spaziergang simulierend betrat ich das Haus.

Alle waren in der Küche. Sabina machte sich am Ofen zu schaffen, am Tisch saßen Iryś und Jadzia. Aloch ging gerade zum Holzschuppen hinaus. Wir gingen im Durchgang aneinander vorbei. Ich nutzte diese zufällige, flüchtige Nähe.

„Der Tante geht’s gut?“

„Sie schläft wie ein Murmeltier.“ – entgegnete er und zwinkerte mir zu.

IX

Na, und Marta tauchte auf. Sie landete unter uns, erwartet und dennoch unerwartet, wie ein vom Berg schreitender Moses. Im Rock, aber ein Moses. Uns sie sah sogar ein wenig semitisch aus, vielleicht sogar noch etwas mehr als Onkel Fred.

Sie schaute gar nicht bei Großmutter Weber vorbei, sondern fuhr – nachdem sie nach Berlin geflogen war, mit dem Zug nach Danzig. Von dort kam sie direkt mit dem Taxi nach Koperwasy.

Auf dem Weg befahl sie dem Taxifahrer vor dem Friedhof zu halten, wo sie am Grab der Kinder ein aus Amerika mitgebrachtes Kränzchen niederlegte. Seit ihrem Weggang war der Friedhof größer geworden, aber Marta, die sich an der Kapelle orientierte, fand es sofort. Später – mit einem schwarzen Hut und riesigen Koffern ausgestattet, fuhr sie vor das Haus der Sterbenden.

Eines der Kinder kam in die Küche gelaufen und rief, dass ein Auto gekommen sei. Wir liefen alle hinaus. Am schnellsten waren die aus Żuromin und die „Stettiner von hinter dem Bug“, nach ihnen die Hiesigen. Unter den Erwachsenen eine ganze Kinderschar.

Mitten auf dem Hof stand ein großes Auto. Neben ihm eine schwarz gekleidete Frau, die uns den Rücken zukehrte. Der Taxifahrer in einem kurzärmligen Hemd erfüllte ihre Weisungen. Er stellte drei große Koffer auf das Gras, schloss den Kofferraum und verneigte sich devot, nachdem er das Geld erhalten hatte. Dann drehte sich Marta um.

Sie nahm die Sonnenbrille und den Hut ab und öffnete mit einer Bewegung des Kopfes ihr Haar. Sie war wirklich schön. Hoch gewachsen, aufrecht und von natürlichem Stolz. Wären da nicht die schwarzen Haare, hätte sie sich auf dem Gemälde finden können. Auf dem mit den durch die Nacht schwimmenden Engeln. Sie stand da und schaute uns prüfend an.

Sie stand uns allen allein gegenüber, uns, versammelt zu einer überraschten Alltagsschar. Wir standen da, sie und wir, regungslos. Wir nicht wissend wie wir uns verhalten sollten, sie im Versuch zu erkennen, wer von den Mädels Sabina und wer Jadzia war. Ihr leicht erregtes, intelligentes Gesicht verriet Distanz und Erwartung. Mir wurde klar, dass die

Hausbewohner das Feld ganz geräumt hatten, obwohl es ihnen gehörte. Sie gaben ihr sofort das zurück, was ihr allem Augenschein nach zustand. Denn sie war ein wenig so wie eine dieser Gottheiten, archaisch und mythisch, die direkt aus dem Nichts oder aus dem Himmel kommen. Sie stand auf unserem Hof und schaute.

In diesem Moment wurde mir klar, dass ich sie von irgendwoher kannte. Sicher, von der Fotografie, aber auch von irgendwo anders. Näher. Ich quälte mich in Gedanken, woher und wie, allerdings fiel mir nichts ein.

Das letzte Kind älter werdender Eltern kommt manchmal ganz anders auf die Welt als seine Brüder und Schwestern. Manchmal ist das Unglück, aber recht häufig ist es so, dass sich in einer Hand voll Sand eine echte Selbstgeburt findet. Marta war so jemand. Von Kind auf verstand sie alles. Sie hörte einem jeden zu und half einem jeden. Solche Menschen haben, wenn sie reifen, entweder Untergebene oder werden zu deren Feinden.

Sie schaute abwartend auf uns, und wir wussten nicht, wie wir uns verhalten sollten. Einer wartete auf den anderen. Für einen Moment fiel ihr Blick auf das Haus, danach auf den Hof, schließlich wieder auf uns. Wie gut, dachte ich, dass man wegen der Bestattung das Gehöft in Ordnung gebracht hatte und sich nicht schämen musste.

Die Szene wurde vom Taxifahrer unterbrochen. Er konnte auf einem so dicht bevölkerten Hof nicht drehen. Aloch und Iryś sprangen auf, um die Koffer aus dem Weg zu räumen, während Marta, zu irgendeinem Schritt gezwungen, sich in unsere weiterhin regungslose Richtung bewegte.

„Sabina?“ – fragte sie. „Das bist du, nicht wahr?“ Sie gab ihr die Hand und umarmte ihren Hals. Die arme Sabcia (damals waren wir noch alle am Leben) machte dasselbe, aber, da sie kleiner war, umarmte sie Martas Rücken. Sie standen bewegungslos da, während wir nur mit Mühe unsere Rührung verbargen.

„Grüß dich Jadzia, meine Liebe.“

Für Jadzia war es leichter. Sie umarmten sich. Später kamen Iryś und der ihr nicht bekannte Aloch an die Reihe. Sie musste etwas gerochen haben, denn sofort schaute sie ihn aufmerksamer an.

Nachdem sie die Erwachsenen begrüßt hatte, beugte sie sich zu einem der Kinder nieder. Ohne auf seine Schüchternheit zu achten, drückte sie es fest an sich.

„Wie heißt du denn?“ Das Kind brachte verschämt flüsternd etwas hervor.

„Und wie heißt deine Mama?“

Sie sprach mit ihm und wir standen verwundert und verlassen da. Niemand auf dem Dorf schenkt Kindern so viel Beachtung. Sicher, man liebt sie, aber ohne zu übertreiben. Ein Kind bleibt ein Kind.

Dasselbe wiederholte sich mit den anderen. Als die Reihe an mich kam, schaute sie mir in die Augen – sie hatte schwarze und genauso warme wie sie Gienia manchmal hatte. Sie hatte noch nicht gefragt und ich hatte sie schon liebgewonnen.

„Und das ist Medard. Tantes Patenkind.“ beeilte sich Sabina zu erklären.

Marta schaute mich aufmerksamer an. Sofort mit breitem Lächeln. Ich musste keine Angst vor ihr haben.

„Was bist du groß...“ sagte sie richtig verwundert. „Und ich dachte, dass du ein Kind bist.“

Aloch und Iryś schleppten das Gepäck hinein und verstellten mit ihm den Durchgang. Wir drängten und nach drinnen. In der Küche wurde es eng wie in einem Zugabteil.

Aber das war nur ein Moment, ein Augenblick. Man musste sich schon hinein schieben, sich hineindrücken, geschwind einen günstigen Platz einnehmen. Ich stellte mich neben den Ofen.

Die Koffer wurden hingestellt, die Küche füllte sich mit Erwachsenen und der Kinderschar – und plötzlich erstarrten alle. Für den Bruchteil eine Sekunde, aber immerhin. Es war nicht klar, was weiter geschehen sollte. Oder noch anders: niemand wagte es sich zu

bewegen. Jetzt, wo Marta da war, war Gienias Zimmer etwas anderes als nur das Zimmer einer Kranken.

Diese Tür musste geöffnet werden. Diese Welten mussten sich begegnen, gerade deshalb war sie doch hergekommen. Zwei Welten, zwei Schwestern, wie Moses und Aaron. Von einem Impuls kindlicher Ungeduld gepackt, wollte ich die Tür öffnen. Aber ich zögerte. Diese Aufregung erschien mir nicht angebracht.

Marta trat selbst an die Tür heran. Sie drückte auf die Klinke und stand auf der Schwelle. Ich hinter ihr.

Ich sah die Tante in ihrer ganzen, geradezu königlichen Pracht. Sie war groß wie eine Frau aus der Altsteinzeit, mit genauso unregelmäßigen Proportionen und einem riesigen Bauch. Sie saß aufrecht, von Kissen gestützt, war stolz und lebendig. Sie hatte sich wieder geschmückt, wieder trug sie eine Menge goldener Ringe, was diesmal Sinn machte. In ihrer Kleidung dominierte Weißes und Seidiges, aber vor allem die mit blauem Garn umsticker Bluse mit Brustkrause.

Als Marta eintrat, wurde sie regungslos. Wie eine Statue. Danach richtete sie sich schnell, für eine Kranke zu schnell, auf. Seit zwei Tagen wusste sie, dass Marta kommen würde und trotzdem schaute sie die Schwester ungläubig an. Und hochmütig. Mit seltsamer, geradezu ostentativer Härte. Sie begrüßte sie nicht sanft, als hätte sie sie erwartet, überhaupt nicht. Sie schaute wie auf einen Ankömmling, der es wagt, in ihr Haus einzudringen. Das war zur Schau getragen wie irgendein unverständliches Theater.

Stille machte sich breit. In dieser Stille schenkte uns Gienia ihr wohl bekanntes, an meine Pumpe erinnerndes Atmen. Es beherrschte das ganze Zimmer, wonach es – zur Erleichterung aller – verstummte. Ich wusste nicht, ob das zu Ehren Martas war oder umgekehrt. Eine Hymne oder das bedrohliche Schnaufen eines Igels.

Die Tante lag im Bett, Marta stand in der Tür. Ich gleich hinter ih und im Lichte der Tür drängte sich der Rest. Und dann machte Marta etwas, das noch einmal ihre, ihr von irgendwem verliehene und für uns neue Macht bestätigte. Statt zu Gienia heranzutreten, drehte sie sich um und sagte:

„Darf ich?“

Sie griff nach der Klinke, allerdings so, dass sie mich gleichzeitig aus dem Zimmer drängte. Sie machte das sanft, aber bestimmt.

Die Tür schloss sich, die Schwestern blieben allein.

Gehorsam gingen wir auseinander. Jeder setzte sich dort hin, wo gerade Platz war. Wir warteten und zwar so offenkundig, dass niemand versuchte, es mit irgendeinem Gespräch zu verbergen.

Wir begegnen manchmal Menschen, von denen wir gleich wissen, dass sie uns überlegen sind – und sofort machen wir ihnen Platz.

Respektvoll und widerstandslos und sie nehmen ihn ein, als stünde er ihnen zu. Marta war, was unsere Verhältnisse anging, solch ein Mensch.

Und ich wusste, fühlte noch eins. Dass sie wegen etwas wirklich Wichtigem hier hergekommen war. Dass ich nicht weiß was und wie, aber dass sie es weiß. Und dass sie, weil vielleicht nur sie allein es konnte, das in unseren Köpfen herrschende Durcheinander ordnen musste. Wie ein Gesetzgeber eben, allerdings in einem eleganten, nach gutem Parfüm duftenden Kostüm.

Es war nicht mehr als eine Viertelstunde vergangen. Marta stand an der Schwelle des Zimmers der Tante. Sie schaute zu uns herüber und dann in die Tiefe des schwesterlichen Zimmers. Vorsichtig, um das Quietschen der Klinke zu vermeiden, zog sie die Tür hinter sich zu. Sie hätte sich nicht bemühen müssen, in einem hundertjährigen Haus ließ sich alles mit größter Weichheit schließen.

Und dann, als sie zum wiederholten Mal so dastand und uns betrachtete, machte ich mir bewusst, dass sie Kasia ähnelte. Natürlich umgekehrt: die Kurcjanówna ähnelte ihr.

Vielleicht nicht so sehr körperlich als vielmehr durch die Art sich zu bewegen oder durch die Betonung. Mit der sie Sätze und Wörter aussprach. Ja, man sprach in der Familie über diese Ähnlichkeit, indem man Augen und Lippen miteinander verglich, allerdings schenkte ich dem damals keine Beachtung. Jeder sah jemandem ähnlich und alle sahen ein wenig gleich aus. Schon von weitem war erkennbar, dass sie aus demselben Nest stammten.

Was aber die Frauen, die Engel von dem Gemälde angeht, so war Marta natürlich älter als sie. Aber das nahm ihr nichts. Sie war älter mit der Frische eines reifen Herbstapfels.

Sie schaute sich in der Küche um, betrachtete die Anwesenden und setzte sich. Sie setzte sich makellos. Auf den Stuhl von Gienia.

„Sie schläft.“ – damit befriedigte sie unsere Neugier.

Die Tante schlief eine halbe Stunde lang den flachen Schlaf einer chronisch ausgeschlafenen Person. Wir, die Schar der auf Marta neugierigen Trauergäste setzten uns um den umorganisierten Tisch herum. Sabinka war mit der Bewirtung beschäftigt, die Kinder liefen auf den Hof hinaus. Ich blieb bei den Erwachsenen.

Und in diesem Moment fing es an. Sie konnten sich nicht mehr länger zurückhalten.

Sie sprachen alle auf einmal. Jeder wollte mit seinem Scharfsinn glänzen, jeder bemühte sich um sie und fragte sie aus. Über den Flug, über die neue Familie, schließlich über Amerika. Ireneusz murmelte etwas über Autos. Alois fragte – wie immer einfältig – nach Cowboyperden.... Marta wartete bis sie aufhörten. Schließlich, als sie still wurden, fragte sie:

„Und was sagt der Arzt?“

Dies rief einen Schwall neuer Äußerungen hervor. Man erzählte alles. Von dem „Sechser“ und dem „Zwölfer, von den Arzneimittelfläschchen, darüber, dass sie den Arzt mehrfach gegen einen jüngeren getauscht hatte. Erzählt wurde auch, um sich selbst zu loben, über die Rettung des Wirtshauses und über den gut geführten Laden. Ein echter, dörflicher Strom des Unbewussten mit einem gutmütigen Gemisch aus Fakten, Ersonnenem und Kommentaren. Man versäumte auch nicht, sich Pfarrer Stanislaws und der Geschichte mit der im Alkoholrausch verlorenen Soutane zu rühmen. Mit einem Ohr zuhörend stand Marta auf und schaute in das Zimmer der Kranken. Die Tante, durch das fröhliche Gezwitscher der Familienmitglieder aus dem Schlummer geweckt, rief, jetzt schon lächelnd, die Schwester näher heran.

Wir bewegten uns mit ihr bis zum Türrahmen. Marta setzte sich auf einen an das Bett heran geschobenen Stuhl.

„Ich freue mich, mein Kind, dass du es geschafft hast. ... Wie war die Reise? Bist du mit dem „Batory“ gekommen?“ fing Gienia so an als hätten sie sich vorher nicht gesehen. „Ich bin schon schwach... Diese Barbieri bei uns können nichts. Die ganze Hoffnung ist bei Gott. Mein Blut ist schlecht, das kommt von den Tabletten. Und die Pisse, Schwester, ist so rot wie Schwarzsauer... Bis du wenigstens zufrieden?“

Das war seltsam. Sogar sehr. Die Tante sprach so mit ihr als hätte sie sie erst in diesem Moment gesehen. Ich hatte den Eindruck, dass dies ein eigens für uns inszeniertes Spiel war. Nicht von Marta, sondern von Gienia. Dass das zuvor, hinter verschlossener Tür, ihre oder der Schwestern Angelegenheit war. Ganz und gar nicht für uns. Für uns war erst diese zweite Begrüßung bestimmt.

„Du hast hier keinen Komfort wie in Amerika, aber dafür bist du zu Hause. Unter deinen Leuten. Ist das Zimmer bei der Darre vielleicht nicht zu armselig? Sabinka hat es für dich sauber gemacht. Schau mal, mein Bauch, wie groß... Und andauernd habe ich Winde.“

Auf diese ganz natürliche Weise ging Gienia zum Hauptthema über. Und schlug das Federbett zurück.

Geduldig und schweigend hörte sich die Amerikanerin die ihr zustehende Portion von Klagen an. Endlich konnte sich die Tante vor der Schwester aussprechen – und das von Anfang bis Ende. Darauf hatte sie Jahre gewartet. Jetzt also schenkte sie ihr nichts. Es gab

also Erzählungen über Klistiere, eine vermehrte Fermentation und eine Odyssee von Winden. Über das Austrocknen der Säfte und verstopfte Poren, Berichte, die wir teils kannten, aber niemals Gelegenheit hatten, sie an einem Stück zu hören.

Nach einer Weile wurden wichtigere Argumente ins Feld geführt – und ganz neue. Zum ersten Mal hörte ich damals die Theorie über giftige Ausdünstungen aus Erde und Haus, schließlich auch über die stille Rache der von hier vertriebenen Deutschen.

Das war nicht besonders taktvoll. Zumindest mit Blick auf den polnisch-deutschen Kurt, immerhin Martas Mann. Ja, Gienia hätte das ganz sicher nicht hervorholen sollen. Aber sie tat es, ich weiß nicht, ob vorsätzlich oder aus bloßer Gedankenlosigkeit. Marta, von der Reise müde, opponierte nicht. Man sah jedoch, dass sie sich über die Ausführungen wunderte und ihnen zumindest keinen Glauben schenkte.

Nachdem sich das eine oder andere angehört hatte, bremste sie die theoretischen Eruptionen der Tante mit einem zarten Händedruck. Als diese schwieg, fragte sie nach einigen Personen aus der engsten Verwandtschaft. Gienia erzählte in aller Kürze. Dann ging sie zu den Bekannten über und schließlich – nachdem sie die Konversation angekurbelt hatte – nannte sie absichtlich oder zufällig einen Namen, der in diesem Moment keinesfalls hätte fallen sollen. Kazik Krupniak.

Marta hob die Brauen.

„Ich hab’ ihn schon lange nicht mehr gesehen, weil ich doch krank bin,“ – fuhr Gienia fort, als wäre nichts gewesen – „aber er ist älter geworden, ein altes Männchen. Und irgendwie wie von ...Motten angefressen. Als ich ihm das letzte Mal begegnete, habe ich ihn kaum erkannt. Nur du veränderst dich nicht, dieses Amerika tut dir gut... Und sein Kind ist irgendwie blass, kränklich. Und rothaarig. Dazu noch rothaarig.“

Marta blickte in die Ferne. Es war offensichtlich, dass sie diese ungehemmte Ungeniertheit verletzt hatte. Zum zweiten Mal in den ersten Minuten ihrer Begegnung berührte die Tante Dinge, die allerdings – das wusste sogar ich, ein Kind – Überlegung und Takt erforderten. Aber Gienia drängte weiter. Und das in unserer Anwesenheit, wie zur Schau.

„Er sitzt auf dem Turm. Und liest. Ist ein Gelehrter geworden. Armselig ist seine zweite Frau. Und immer abseits, hält es mit niemandem. Und das Kind ist spät gestrickt. ... Konnten sich nicht zurückhalten.“ – fügte sie bitter hinzu. „Das ist mir ein Liebhaber.“

Erst jetzt bemerkte sie die Reaktion der Schwester. Aber darin war wieder eine Art Schauspielerei. Sie war verwundert und war es nicht. Sie tat eher so, als hätte sie es erst jetzt bemerkt, denn sie hätte die Reaktion von Marta doch schon früher sehen müssen. Vielleicht bereute sie ihre Worte aber auch, denn nach einer Weile begann sie – um das Schweigen zu durchbrechen – über die neuen Kinder in der Familie zu erzählen. Ein leichtes und interessantes Thema – aber Marta schwieg.

Die Tante sprach weiter, allerdings ins Leere. In einem bestimmten Moment stand Marta – nachdem sie Genofewa ermuntert hatte, sich auszuruhen – vom Bett auf und kehrte in die Küche zurück. Sie sagte nichts.

An jenem Tag erfuhr ich also, dass es diesen blassen Verwandten gibt. Kazik besaß, nachdem er noch einmal geheiratet hatte (nicht kirchlich, aber wie man spöttisch erzählte, mit Fahrradführerschein) aus dieser Ehe einen Sohn. Ich freute mich über einen Kusine mehr. In der Jugend, wenn sich die Welt für uns öffnet, bringt jede neue Person die Hoffnung auf eine andere Perspektive. Ich gewann ihn gleich lieb, obschon ich ihn bisher nicht gesehen hatte, allein schon wegen seiner roten Andersartigkeit. Dass er aus einer atypischen Verbindung stammte, war gleichzeitig Überraschung und Hoffnung. Frische einer neuen Kombination, aber auch eine, wenn auch nur halbe Realisierung jener anderen Kindheit. Eines durch den Tod abgebrochenen Lebens. Dem von Adam und Ewa. Der beiden ersten Kinder von Kazik und Marta.

Diese Neuigkeit überschattete sogar die von Marta erhaltenen Geschenke. Dies waren unglaubliche Gegenstände und Sachen, wie wir sie zuvor nie gesehen und nicht einmal erahnt

hatten. Heute erscheint dies alles normal, aber damals, in den grauen Jahren, in denen eine Polizeiuniform die bunteste Sache war, kamen die Farben und Gerüche der Geschenke wie aus einer anderen Welt. Sie waren ein Vorgeschmack auf das Paradies, von dem wir nicht wussten, wie wir uns darin bewegen sollten und Angst hatten etwas zu berühren.

Mein Kinderparadies war immer die Wärme des Hauses gewesen. Dem von Großmutter Weber und später auch dem von Gienia. Ich tollte in ihnen herum, wann und wohin ich wollte. Fast nichts von den dunklen und schlimmen Dingen, über die ich hier spreche und deren Bedeutung mich über die Jahre erreichte, sickerte in die echte Kindheit durch. Meine Kindheit, wie jede andere glücklich, war außer Reichweite des menschlichen Bösen. Sie war eben das Paradies. Jetzt erschien mir ein anderes Paradies. Ein nicht nur im Kopf bestehendes, sondern ein wirkliches. Das amerikanische. Erfüllt mit Farben, mit denen die Phantasie nicht Schritt halten konnte.

Ich lernte damals den Duft von Orangen kennen, fern und doch so vertraut. Er war frisch und alles durchdringend. Und einen anderen Duft, den von Menschen. Des Waschmittels, den man von den zugeschickten Paketen kannte, der aber niemals dechiffriert worden war. Jetzt wurde mir bewusst, dass die Pakete eben nach ihm rochen. Ich erinnere mich, dass diese beiden Gerüche alles andere überdeckten.

Aloch und Iryś erhielten von Marta Jeans. Das war auch neu – zum ersten Mal sprach jemand in Koperwasy das Wort „Jeans“ aus. Sie betrachteten sie misstrauisch, legten sie auseinander und packten sie wieder zusammen, aber hatten vorerst Angst, sie anzuprobieren. Sie machten es später. Erst als die Tante abgereist war, zogen sie sie richtig an. Na ja, um ganz ehrlich zu sein, genau am Tag ihrer Abreise, aber das zählt nicht. Sie zogen sie aus Höflichkeit an. Damit sie sieht, dass sie ihnen gefallen, und wie sie darin aussehen. Und später, so richtig, zogen sie sie an einem der Sonntage in die Kirche an. Ein öffentliches Debüt. Ich erinnere mich an ihre Doppelkreation – sie schritten steif und ernst über die Straße. So ernst, dass wenn einer der Ortsansässigen versucht hätte zu lachen, er von ihnen eine Abreibung erhalten hätte. Aber niemand lächelte auch nur, die polnisch-amerikanischen Beziehungen waren nun mal sehr sensibel.

Na, und die Schokolade von der Tante. Große Tafeln Schokolade. Die verschiedensten. Bitter, milchig, mit Nüssen. Alle so schön eingepackt, dass es niemand gewagt hätte sie aufzumachen. Und später, als Marta die Ränder löste, wagte es niemand, die Papierchen – und schon gar nicht die festen Bogen aus Silberfolie – wegzuzwerfen. Es war nicht verwunderlich, dass Sabina sie – sorgfältig geglättet – in die Schublade legte.

Ja, das war eine Erleuchtung. Groß und feierlich. Wie die erste Kommunion im Ausland. Und in all dem noch etwas Seltsameres. Weiße Schokolade. Ich konnte nicht verstehen, es ging mit nicht in den Kopf hinein, dass Schokolade weiß sein konnte. Schokolade war Schokolade, das war doch klar, und nicht irgendetwas, das nach Plastik aussah. Wie ein gehobeltes Brett. Als ich sie aber – ein vorsichtiges Stückchen nach dem anderen – gekostet hatte, zerlief sie mir wie süßer Wein im Mund.

Man weiß das zu schätzen, wenn man es mit den Fladen der Vorerntezeit vergleicht, aus Mehl und Wasser, ungesäuert, mit einer fast schon jüdischen Armut. Marta, die uns ermuntert hatte, schaute uns ebenso belustigt wie glücklich zu. Bei Kindern gibt es keinen Zweifel. Sie wusste sofort, dass sie uns eine Tafel reinen Glücks geschenkt hatte.

Ich erinnere mich an das Auspacken dieser Koffer. Nicht gewöhnlicher Koffer, wie ich sie kannte, die leer oder mit Wäsche und Vorhängen gefüllt auf den Schränken lagen. Auch nicht die aus Pappe, mit verblichener Farbe und verstärkten Ecken wie die unseren, mit denen wir nach Koperwasy reisten. Die von Marta waren Kofferriesen. Koffermonster, bei denen überlegen musste, ob man sie überhaupt gebrauchen konnte. Was in sie hineintun, woher so viel Dinge nehmen, die sich für den Transport eignen. Die hiesigen wirkten neben diesen Koffern wie Hütten neben Palästen.

Einer der Koffer blieb für immer in Koperwasy. Vor der Abreise Martas erwies sich, dass es nach dem Auspacken der Geschenke so wenig andere Sachen gab, dass man sie erfolgreich in zwei Koffer würde packen können. Marta entschied, nicht mit einem leeren Koffer zu reisen, da sich dafür die Anstrengung nicht lohnte.

Er war so groß, dass er in keinen Schrank, Hängeboden oder Schlupfwinkel passte. Er stand neben dem Wäscheschrank. Hell und gelb, aus Schweinsleder, zuerst fiel durch Neuheit und den Geruch nach Juchtenleder auf, später nur noch durch seine Ausmaße. Niemand hat ihn jemals benutzt, es war unvorstellbar mit ihm eine Reise anzutreten. Das hätte seltsam ausgesehen. Für eine gewöhnliche Fahrt war er zu groß, ungewöhnliche Reisen nahmen sich die Koperwasy aber nicht mehr vor. Nach den Streifzügen durch die wieder gewonnenen Gebiete, saßen sie zu Hause. Also fiel der Koffer, zunächst leer, ein wenig in sich zusammen. Danach – flach hingelegt und gefüllt mit Stoffen auf Vorrat – kehrte er zu seiner Form zurück.

Er stand immer da. Mit zwei Riemen um den Bauch gegürtet, mit zwei glänzenden Klammern verschlossen. In Koperwasy zurückgelassen, wie ein zusätzliches Geschenk. Wie eine Visitenkarte und ewige Erinnerung an den mythischen Besuch aus einer besseren Welt.

X

Am ersten vollständigen Tag ihres Aufenthalts verließ Marta das Haus, bevor jemand von uns aufgestanden war. Sie konnte umso leichter ganz leise hinausschlüpfen, da sie das neben den verlassenen Zimmern liegende Einzelzimmer mit direktem Ausgang auf den Korridor hatte.

Sie war vor sechs Uhr wieder zurück. Sabina weckte Aloch gerade als Marta wie ein Gespenst in der Tür stand. Sabcia erschrak zutiefst. Verschlafen wie sie war wusste sie nicht, ob es ein Spuk oder ein Traum war. Marta hatte sich doch abends mit ihnen hingelegt, woher also dann ihr plötzliches Erscheinen in der Tür? Angekleidet, frisch und schon lange wach. Wir alle in den Betten, nur sie kommt von draußen mit dem Tagesanbruch von den Feldern. Als wäre sie ein zweites Mal angekommen. So als hätte es das andere, gestrige gar nicht gegeben und als wäre nur dieses Eintreten wirklich. Wieder anders, wieder gedoppelt.

Marta war vor allen anderen aufgestanden und zunächst ins Dorf zu „ihrer“ Tabakfabrik, später auf den Friedhof, schließlich zur Bahnstation gegangen. Zu der kleinen Station, von der aus sie vor vielen Jahren in die wieder gewonnenen Gebiete gefahren war. Bevor sich die ersten Einwohner von Koperwasy auf der Chaussee blicken ließen, war sie von der asphaltierten Straße auf den Sandweg abgebogen und über die Felder zum Haus der Tante gelangt.

Sabina war entsetzt. Es läuft doch niemand so früh ohne Not herum und schon gar nicht eine Frau alleine. Durch das Dorf, und später über die Felder – einfach nur so herumlaufen?

So dachte sie darüber, hatte aber nicht den Mut zu fragen oder gar zu kommentieren. Man musste davon ausgehen, dass dort, in Amerika, solche Wunderlichkeiten in Mode sind. Dass das Herumlaufen, wohin und wann immer jemand will, etwas Normales ist.

Während des Frühstücks wurde dieses Rätsel teilweise gelüftet. Marta warf beiläufig ein, dass sie aufgrund der Zeitverschiebung überhaupt nicht habe schlafen können. Dass sie diese – wie sie sich elegant ausdrückte – aus ihrem Biorhythmus gerissen habe. Umso mehr, als sie sich auf dem Schiff und im Flugzeug habe ausschlafen können.

Ich konnte das nicht als wahrheitsgemäß akzeptieren. Ernsthaft gesprochen: ich konnte mir in meinem kindlichen Kopf nicht vorstellen, wie man im Flugzeug schlafen kann, schon gar nicht in einem Militärflugzeug. So viele Meter über den Häusern, losgelöst von der Erde, in einem voller Eisen steckenden Flieger zu schlafen wie im eigenen Bettzeug? Vollkommen gleichgültig demgegenüber, dass man nur von einem großen Abgrund umgeben ist? Und dass man sich im Fall der Fälle nicht einmal irgendwo festhalten kann?

Na ja, und da gab es noch ein anderen Haken. Ich wusste genau, wo Amerika liegt, dass das eine die Form eines Colts hat und das andere aussieht wie ein Beefsteak, aber das war ein Wissen, das nicht viel wert war. Aus Papier und auf Papier gezeichnet. Hier, in Koperwasy, musste ich mir mit der Ankunft Martas bewusst machen, dass es dort irgendwo tatsächlich festen Boden gibt, auf dem die Füße der Tante genauso umhergehen wie jetzt auf dem Küchenfußboden von Gienia. Das war umso schwerer, als es auf meiner Landkarte, jener touristischen, auf der Polen durch die Bahnstrecke halbiert wurde, kein Amerika gab. Weder ein oberes noch ein unteres. Es gab nur diesen isolierten, von allen, wohl auch vom guten Herrgott, verlassenen Schnipsel Europas.

Sowie die zweite Erleuchtung, ebenfalls grundsätzlich, als Konsequenz der ersten. Dass man sich, um von dort nach hier zu gelangen, wirklich losreißen musste, zunächst ein Riesenstück Wasser überqueren, später den Himmel durchfliegen um direkt auf die Erde zu fallen. Auf die Schwarzerde in meinem Koperwasy.

Es ist gar nicht so leicht das Schulwissen mit dem zu verknüpfen, was wir täglich sehen. Das ist nicht nur für ein Kind schwer. Marta erleichterte mir jedenfalls dieses Verknüpfen nicht. Es wäre falsch ihr dafür die Schuld zu geben, nichtsdestoweniger war es so, dass sie die Dinge erschwerte statt sie zu erleichtern. Etwa durch ihr Herausgehen vor Tagesanbruch.

Das frühe Aufstehen Martas hatte Folgen. An jenem Vormittag saß die Tante entweder mit den Gästen bei Tisch oder am Bett von Gienia, aber am Nachmittag, genauer gesagt nach dem Mittagessen, fielen ihr die Augen – offensichtlich wegen jenes Biorhythmus – von selbst zu. Sie entschuldigte sich bei uns und ging in ihr Zimmer.

Sie stand an diesem Tag gar nicht mehr auf. Sie schlief bis zum nächsten Morgen. Währenddessen erhielten die Kinder je ein Stückchen Schokolade, das von Sabina verteilt wurde, und die Erwachsenen versuchten sich – die Situation ausnutzend – an einem Kaffeeaufguss. Sie „experimentierten“, wie das Aloch ausdrückte. Nachdem sie eines der Päckchen aufgerissen hatten, sammelten das, was verstreut war, auf und übergossen es mit kochendem Wasser.

Tante Marta schlief. In dem Zimmer, das ihr für die Zeit ihres Besuches zugeteilt worden war. Ich schaute dort nicht ein einziges Mal hinein, nicht nur aus Diskretion, sondern weil ich ein wenig Angst hatte. Wovor genau? Ich weiß es nicht. Vielleicht am meisten vor dem Kontrast zwischen dem Aussehen des Zimmers, diesem Sammelsurium von Möbeln und der die Bilderrahmen verziehenden Feuchtigkeit – und ihren eleganten Sachen. Den Kosmetika, der Handtasche. Den am Schrank außen aufgehängten Kleidern. Im Vergleich mit der Wohnung von Onkel Fred war das natürlich nichts Besonderes, aber es genügte vollständig. Wenn man diesen Vergleich anlegte.

Onkel Fred schlug in dieser Hinsicht alle Rekorde. Ein wenig half ihm dabei die von hinter dem Bug mitgebrachte Ehefrau, sicherlich auch der Zusammenbruch nach der Entlassung aus Sztum, aber der Rest war sein eigenes, ausschließliches Verdienst. Ich war nur einmal bei ihm – und danach wollte ich nicht mehr hin. Ich konnte die ganze Nacht nicht richtig schlafen, und zwar nicht einmal deshalb, weil ich unter rotem Bettzeug lag, sondern in erster Linie wegen des Onkels. Er rauchte eine Zigarette nach der anderen, hustete und spuckte. Aber nicht auf den Boden, soviel Eleganz hatte er sich bewahrt, sondern auf eine Zeitung. Die lag beim Bett und wurde morgens weggeräumt. Ich schlief im Nachbarzimmer, hatte meine Ecke, was mich aber vor nichts bewahrte. Denn die Zimmertür war schon längst verfeuert worden. So wie der Fußboden. Vom Winter offenkundig überrascht, denn auch in diesem Jahr war er wieder gekommen, hatten sie ein Brett nach dem anderen herausgerissen und es, nachdem es zu schmalen Scheiten zerhackt worden war, zusammen mit der Zeitung in den Ofen geschoben. Nein, nicht mit der bespuckten, die konnte man erst viel später dazu werfen, wenn das Feuer schon munter brannte. Im Vergleich mit den Zimmern bei Fred waren

die bei der Tante ganz passabel, vielleicht nicht für Marta. Ich denke allerdings, dass Marta als sie hierher fuhr auf alles gefasst war.

Der Nachmittag mit einem bedeckten Himmel zog sich lang und verschlafen dahin. Im Haus herrschte eine seltsame Atmosphäre. Sicher auch wegen des Wetters, aber vor allem wegen der Anwesenheit Martas. Es herrschte Orientierungslosigkeit, denn Marta war und war gleichzeitig nicht in Koperwasy. Sie schlief – und das am hellen Tage – offen und ungeniert, was – außer der kranken Gienia – bisher niemals jemand gemacht hatte. Sie schliefen, wenn man so sagen darf, parallel. Sie war anwesend, aber unsichtbar, was nichtsdestotrotz genügte, dass wir uns anders als sonst verhielten. Wenn man das mit einem Wort erfassen sollte, so kann man sagen, dass wir korrekter waren. Wir waren uns bewusster, was geschieht, und vorsichtiger gegenüber den anderen und uns selbst.

Diese Vermischung von Tag und Nacht wirkte wie eine Verlangsamung der Zeit. Ich kann mich nicht genau erinnern, aber es ist in diesem Zeitraum wohl nichts Besonderes passiert. Weder an diesem Tag noch am nächsten. Unbemerkt vergingen zwei mit belanglosem Geplapper, Aufregung und Schokolade erfüllte Tage.

Es verging auch der dritte. Die Feierlichkeit des Besuchs wurde allmählich von Normalität abgelöst. Verwundert stellte ich fest, dass Marta heimisch geworden war und sich mit Leichtigkeit an den Rhythmus des in Koperwasy geführten Lebens angepasst hatte. Sie nahm in ihm den markanten, aber naturgemäß etwas abseits gelegenen Platz eines Gastes ein. Die Schwestern sprachen die ganze Zeit miteinander, es wurde heimelig und vertraut.

Sie sprachen durchaus miteinander, aber nur über Details. Als wären die wirklich wichtigen Dinge schon lange bekannt.

Das waren sie aber nicht. Zumindest nicht für mich. Ich wartete noch immer auf das große Gespräch, das – davon war ich überzeugt – kommen musste. Es hätte sicherlich meiner Aufmerksamkeit entgehen können, ich denke aber, dass ich, hätte es schon stattgefunden, dies am Ton und den Äußerungen der Hausbewohner gemerkt hätte. Damals geschah im Übrigen noch etwas anderes. Etwas, das seit mehreren Wochen von allen so benötigt wurde wie die Luft zum Atmen.

Von einem Ereignis zu sprechen ist durchaus am Platze, denn es war keine langsame Veränderung, sondern ein echter Durchbruch, der von einem auf den anderen Tag erfolgte. Denn der Gesundheitszustand der Tante erlag am dritten oder vierten Tag einer entschiedenen, mit bloßem Auge erkennbaren Besserung. Und das seit dem Morgengrauen.

An diesem Morgen, als wir alle noch schliefen, schob Gienia ihr schweres Federbett weg, ließ die Beine vom Bett herunter und stand auf. Sabina, die zu ihr gegangen war um ihr wie gewöhnlich bei der Morgentoilette zu helfen, fand das Bett aufgedeckt und leer. Im ersten Moment erschrak sie und wollte Marta rufen, aber später tastete sie das Laken mit der Hand ab (es war noch warm) und machte sich auf die Suche. Sie fand die Mutter gleich. In der Küche.

Denn Tante Genia ging – als sie aufgestanden war – vorsichtig zum Bad hinüber und setzte sich auf dem Rückweg an den Küchentisch. Ermutigend war auch die Tatsache, dass sie sich zwar mit Mühe vom Bett geschleppt hatte, sich aber tapfer auf dem Stuhl hielt. So fanden wir sie vor als wir zum Frühstück eilten.

Das war ein Wunder. Ein siegreiches Wiederauferstehen von den Toten, selbst für uns, die wir an das alljährliche Auferstehen gewöhnt waren. Vor Glück drückte man ihre schwachen Hände und freute sich, dass Genofewa wieder – wie Aloch das ausdrückte – dem Tod von der Schippe gesprungen war. Wir – die Hiesigen und die Gäste – atmeten voller Erleichterung auf.

Nach einem kurzen Gespräch und zartem Lächeln legte sich die Tante wieder ins Bett. Wir wussten, dass das Schlimmste vorbei war.

Wir atmeten auf. Wir fühlten und so, als wäre auch von uns eine schwere Last abgefallen. Endlich war die Veränderung gekommen, auf die wir alle gewartet, die wir – wie

es im alten Lied heißt – ersehnt hatten. Von da an begann bei den Koperwasy eine echte Festzeit. Die erfreute Familie, endlich gelöst, machte sich mit Eifer an die Vorbereitung von Speisen in articulo mortis. Solcher Speisen, die den Leichenschmaus veredeln und denen jetzt die Zugehörigkeit zu einem geradezu österlichen Mahl – obschon ohne gekochte Eier und Schinken – eröffnet werden sollte.

Man begann mit den schnell schlecht werdenden Salaten und Innereien. Mit den Füllungen und dem unsterblichen Fleischkloß. Mit den Gerichten, deren Rezepte auf desorganisierter und zweitrangiger Materie beruhen. Auch mit Sülze und Hering in Öl (denn Hering in Sahne war, weil er schneller schlecht werden konnte, als erster an der Reihe).

Wir begannen mit unterschiedlichen Gerichten. Ich erinnere mich an Zunge in Grau, mit leicht altbackenem Brot und einem Stückchen Butter. Später an geschmortes Rindfleisch aus Rücken und Brust. Zum Barszcz wurde Röstbrot gereicht, abwechselnd mit Leber und Hirn. Niemand – außer Sabina und Aloch – musste ganz früh am Morgen raus, also kamen die übrigen – sowohl die Hausbewohner als auch die Gäste – erst gegen Mittag zu Tisch.

Das überlange Frühstück wurde mit Pfefferminztee beendet. Man kann sagen, dass es sanft in das Mittagessen überging. Sabina fragte die Mutter immer, worauf sie Lust hätte und erfüllte alle ihre Wünsche. Es genügte Kartoffeln zu schälen, aus der Vorratskammer gekochtes, eingewecktes oder frisches Fleisch zu holen, dazu eingelegte Rohkost um den Tisch im Nu voll zu stellen. Jetzt konnte man auch zum Alkohol greifen. Zunächst um die Verdauungssäfte dabei zu unterstützen, mit dem Frühstück fertig zu werden und dann – während des zweiten Frühstücks – zwei bis drei Mal einen größeren Schluck. Man trank kein einziges Glas ohne auf die Gesundheit Gienias anzustoßen.

Ich bemühte mich neben Marta zu sitzen. Sie war während der Abwesenheit Gienias das unumstrittene Zentrum der Gesellschaft. Ich war auf ihre Ruhe, eine andere als die von Gienia, stolz. War das nicht möglich, setzte ich mich ihr gegenüber, um ihre Reaktionen zu sehen und ihre Antworten zu hören. Zurückhaltend beim Essen und Trinken, geizte sie auch mit Worten. Sie sprach nur dann, wenn alle still waren. Unkluge oder unpassende Fragen tat sie mit einem Lächeln ab oder verschob sie mit einer Handbewegung auf später. Nur in Ausnahmefällen stellte sie selbst Fragen.

Der nächste Tag war noch nicht vorüber, als die Trauergäste allmählich begannen – zuerst jene, die in der Nähe wohnten und jederzeit zurückkommen konnten – später auch die entfernter wohnenden in ihre Häuser zurückführen. Sie verheimlichten nicht, dass sie gerne länger geblieben wären. Ihr Bedauern traf auf offenkundiges Verständnis. Schließlich war dies ein besonderer Leichenschmaus. Man hatte Marta war jahrelang erwartet. Ein Leichenschmaus ausgerechnet mit Marta, einem ausländischen, mehr noch amerikanischen, Gast. Niemand wusste, wann wir uns in einem solchen Kreis jemals wiedersehen würden. Aber was blieb einem übrig. In den Häusern, auf den Höfen hatte man entweder Alte oder nur die Kinder zurückgelassen. Man wusste nicht wie sie zurechtkamen.

Als erste fuhren die aus Żuromin ab. Sie hatten fatale Busverbindungen. Um gut hundert Kilometer zu fahren, mussten sie einen ganzen Tag opfern. Danach reisten die Stettiner ab, Fischer und Werfarbeiter, schließlich bereitete ich mich auf die Abfahrt vor. Aber Jadzia wollte mich nicht so richtig lassen.

Ich hörte wieder, dass ein paar in der Schule versäumte Tage in meinem Fall „keine Tragödie“ seien. Der Ansicht Jadzias schloss sich unerwartet Marta an. Sie plante gemeinsam zu fahren und Großmutter Weber zu besuchen. Ich blieb.

Eines Tages, bereits nach der Abreise der Werfarbeiter, bat die Tante um eine Süßspeise aus Äpfeln und Möhrchen. Eine diätische Speise, die bei Erkrankungen des Verdauungskanal empfohlen wird. Wir freuten uns, dass sie wieder Appetit hatte, ein untrügliches Zeichen der Genesung. Sabina lief wie auf Befehl in den Keller, grub aus dem Sand noch nicht zu trockene Möhrchen aus und nahm ein gutes Dutzend Äpfel vom Regal um nicht dauernd herunter laufen zu müssen. Nachdem sie den Möhrchenbrei – ohne Eigelb und

Butter – zubereitet hatte, reichte sie ihn abgekühlt der Tante. Die Kranke stocherte mit dem Löffel, schluckte ein paar Mal hinunter und stellte es widerwillig auf den Nachttisch.

„Das schmeckt nach gar nichts.“ – seufzte sie. „Wer in diesem Hause besorgt mit Hecht?“

Wir schauten uns überrascht und voller Sorge an. Nicht einmal deshalb, weil die Frage nach Wettbewerb klang.

„Einen Hecht aus dem Wasser kann ich wohl?“ brummte Genofewa auf wen (also auf alle) und warum auch immer böse. „Es ist doch nur Gastritis, sogar der Arzt hat gesagt...“

Iryś, obschon nicht aufgefordert, sprang wie auf Befehl auf. Sein Fahrrad stand vor dem Haus.

Der Hecht in Aspiak landete am selben Tag auf dem Tisch. Da er ihn nicht im Laden hatte bekommen können, war es bis Gniew gefahren.

Außer dem Hecht brachte er eine Neuigkeit mit. Auf der Straße war er vor dem Fischgeschäft dem Pfarrer aus Brachlewo begegnet. Der Pfarrer sprach ihn von selbst an. Er fragte nach dem Wohlergehen der Tante und bat ihn dann – als sei das das Natürlichste auf der Welt – „Frau Koperawas herzlich zu grüßen“.

Diese so unerwartete Nachricht erfreute die Tante sichtlich. Sie freute sich aber heimlich. Sie tat viel um es sich nicht anmerken zu lassen. Verraten hat sie, wie das häufig so mist, die Physiologie. Der Appetit. Sie verspeiste zwei schöne, nicht ganz abgekühlte Portionen.

Bald erwies sich, dass die Gastritis einer gewöhnlichen Übersäuerung Platz gemacht hatte. Bei Übersäuerung kann man unbedenklich so leicht verdauliche Gerichte wie Hühnersülze servieren, unter der Voraussetzung, dass der Patient auf die gehackte Petersilie verzichtet. Wir schauten zu wie die Kranke das Gericht kostete und das zart zerpflückte, was am Huhn am schmackhaftesten ist – den Flügel. Ein Stückchen Brust und das Hühnerbein befahl sie Sabina in der Zwischenzeit zu zermahlen und es mit den übrigen Zutaten zu vermischen.

Sie kostete ein wenig von allem. Die Reste ließ sie stehen, aber nicht hinaustragen. Sie entschuldigte sich bei uns und schief ein. Schließlich gibt der Schlaf – wie man heute gut weiß – einem Rekonvaleszenten am meisten.

Als wir nach etwa einer Stunde bei ihr hineinschauten, schief sie, aber die Fleischspeise war nicht mehr da.

Es war also so, dass die Tante sich nicht nur aß, sondern – wie das mit kranken Menschen manchmal ist – die besten Leckerbissen forderte. Zweifellos hatte sie Recht. Angesichts der Flüchtigkeit der verbleibenden Zeit machte es keinen Sinn, irgendetwas zu essen.

Und schließlich aß sie das auf, was sie selbst erarbeitet hatte. Sicherlich nicht ganz alleine von ihr erarbeitet, aber wir sprechen hier über Generelles (das Denken an Gottes Gaben war schon lange auf das Abstellgleis geschoben worden). Warum sollte sie das alles anderen überlassen? Umso mehr, da die Chance bestand, dass sie – besser ernährt – länger leben würde?

Das ist eine von den wenigen echten, überdies absolut souveränen Annehmlichkeiten. Andere müssen wir teilen oder wir brauchen um in ihren Genuss zu kommen andere Menschen. Es hat den Vorteil, dass man es sich selbst genehmigen kann. Die Tante machte das hervorragend, nachdem sie die Tür gut zugezogen hatte.

Richtig, nach dem Tod ernähren wir die Welt, aber davor essen wir so viel davon auf wie es nur geht.

So – schien es – dachte Gienia. Ich konnte mich allerdings auch täuschen. Vielleicht war ihr verstärkter Appetit auch eine Ersatzhandlung, dank der sie wieder nicht das tat, was wir von ihr erwarteten.

Vor allem sprach sie – mit ihrer letzten Speisung beschäftigt – weiterhin nicht mit ihrer Schwester. Erwarteten die Hausbewohner dieses Gespräch? Mir schien, dass es so war. Ich konnte es aus einem an der Tür erlauschten Gespräch schließen, man hätte es auch aus dem Verhalten Kaziks folgern können. Wenn für ihn die Dinge von damals wichtig waren, warum sollten sie es dann nicht auch für sie sein?

Wie auch immer, das war seltsam. Jetzt, nachdem Marta gekommen war, widmete die Tante ihr nicht so viel Zeit, wie man das hätte erwarten können. Ich überlegte mir, dass die Anwesenheit Martas für Gienia viel weniger wichtig war als der Besuch an sich. Als würde ihr vollkommen genügen, dass sie mit Hilfe ihres Todes die Schwester hatte dazu zwingen können. Um sie damit ein wenig – ich weiß nicht, ob das das richtige Wort ist – zu demütigen. Ich verstand, dass auch möglich war, dass nichts Besonderes passieren würde. In gewisser Weise wäre dies sogar natürlich. Trotzdem wartete ich weiter.

Gienia schwieg. Nach dem ersten Streit bei der Begrüßung hatte sie sich total zurückgezogen. Mag sein, dass sie keine Gelegenheit mehr geben wollte, das damals unnötigerweise berührte Thema nochmals aufzugreifen. Wenn Marta das Thema nicht anspricht, dann sie erst recht nicht. Sie hat gezeigt, dass sie keine Angst hat. Sie hat es einmal versucht – und das genügt. Sie hatte es selbst erledigt, in Koperwasy würde es niemand wagen über dieses Thema zu sprechen. Jedenfalls nicht mit ihr. Nachdem sie sich also in dieser Position eingegraben und diesen präventiven Angriff durchgeführt hatte, konnte die Tante in größtmöglicher Ruhe vor sich hin schlummern und die alle ihr noch verbleibenden Momente genießen.

Wenn es jemand konnte, dann nur Marta. Vielleicht war es aber auch Marta, die nicht zurückschauen wollte? Kein Ausgraben einer sowieso nicht gerade großartigen Vergangenheit. Vielleicht war die Reaktion bei der Begrüßung ein Hinweis hierfür. Schließlich, vielleicht war sie nicht wegen der Vergangenheit, sondern wegen der Gegenwart angereist. Wegen der kranken, sterbenden Schwester – und nichts weiter.

So konnte es sein. Und vielleicht wollte nur ich die Welt in Ordnung bringen, nicht sie. Natürlich nicht die Welt, sondern meine kindlichen Vorstellungen. Mit Hilfe ihrer Angelegenheiten. An ihrem Beispiel das durchexerzieren, was ich brauchte. Ja, sicher war das so. Ich war mir sicher, dass es gerade so war.

Aber ich täuschte mich. Einige Stunden später konnte ich mich davon überzeugen, als ich aus dem Laden zurückkam. Ich fand sie zusammen vor, im Schlafzimmer Gienias. Die Tante hatte die Beine heruntergelassen und saß auf dem Bett. Marta neben ihr, auf dem Stuhl.

Ich war zur Unzeit zurückgekommen. Die Schwestern waren erregt und sichtlich im Streit. Gienia, obschon schwach wie Erbsenstroh, war fast am Schreien. Marta hielt auch nur mit Mühe den Zorn zurück. Die Tante blickte zu mir hinüber und fuhr ungeniert fort:

„Du erzählst mir hier irgendwelche Räuberpistolen, aber das alles ist lange her und nicht wahr. Ich hab's genommen, weil es niemandem gehörte, von dem Deinem nahm ich nichts. Und nicht für mich. Und was Kurt sagt, interessiert mich wenig. Das war und ist vorbei, ich will normal leben. Du aber stocherst und stocherst. Als würde es etwas ändern.“

„Es ist nicht am schlimmsten, dass du egal wie gelebt hast.“ – erwiderte die so angegriffene, durchaus nicht gekränkte Marta. „Das passiert uns allen. Aber du meinst, dass das normal ist. Und du hast dein ganzes Leben lang nur geschaut wie du dir eine goldene Nase verdienen kannst. Immer ums goldene Kalb herum, nicht wahr? Und immer für die Kinder. Jaaa“ – setzte sie mit unverhülltem Hohn fort. „Eine gute Erklärung. Aber die Tatsache, dass es Kinder gibt, erklärt noch nichts. Jeder hat sie, früher oder später.“

„Du aber nicht.“ – antwortete Gienia.

„Wegen dir.“

Gienia fuhr auf, machte einen Schritt nach vorne und stützte sich mit den Händen am Tisch auf.

„Weißt du, du drehst wirklich durch...“ – setzte sie an. „Ich bin an ihrem Tod schuld?! Wie denn das?...“

Marta schwieg, Gienia wartete auf eine Antwort. Aber Marta saß ungerührt da wie ein Denkmal. Wie ein Stein, der weiß, dass er Recht hat. Und sie schüttelte hartnäckig den Kopf.

Gienia wartete vergebens – und gab es auf. Sie winkte ab und schlurfte in Richtung Bad.

Leise und etwas verschreckt schlüpfte ich nach draußen, Marta blieb allein zurück. Ich wusste damals nicht, worum es ihr bei dieser hart geführten Auseinandersetzung ging. Es sah danach aus, als hätte sie sich in irgendwelchen unbekanntenen Positionen eingegraben. Voller unverständlicher, nicht näher präzisierter Vorwürfe. Um ehrlich zu sein, muss ich allerdings hinzufügen, dass auch ich die Tante nicht verstand. Ich hatte den seltsamen Eindruck, als wolle sie etwas nicht verstehen und vielleicht noch eher, dass sie es nicht zu einer solchen Situation hatte kommen lassen wollen.

Ich weiß nicht, ob ihr Gespräch lange gedauert hatte. Ob Gienia darauf zurückkam, als sie aus dem Bad zurückgekehrt war. Und ich wollte es auch nicht wissen. Für einen Moment schien mir nur, dass die Tante nicht lange genug auf diese Antwort gewartet hatte. Dass wenn sie sie hören wollte, sie Marta etwas mehr Zeit hätte geben müssen.

Aber, dachte ich gleich wieder, warum eigentlich? Marta hätte doch hierfür in Amerika genügend Zeit gehabt. Wenn sie es wollte, hätte sie vorbereitet hierher kommen können. Mit einem festen, eingepackten Dekalog. Wenn sie die Angelegenheit aber nicht bis zu Ende gedacht hatte, dann konnte sie niemandem Vorwürfe machen. Und wenn, dann höchstens sich selbst.

Aloch kam aus der Darre heraus. Er rief mich mit der erhobenen Hand eines Gladiators heran.

„Wenn du nichts zu tun hast, dann komm mit.“

Wir überquerten das Brückchen und gingen aufs Feld. Vor uns, so weit das Auge reichte, lagen die fetten Äcker der Koperwasy. Geteilt von Bäumen und Haselnusssträuchern zogen sie sich entlang des Bächleins bis zur Chaussee hin. Nach der Ernte nackt, ruhten sie. Aloch blieb stehen, zündete sich eine Zigarette an und spuckte gelben Speichel auf den Pfad.

„Man muss schauen, ob es schon trocken ist.“ – erklärte er das Ziel unseres Marsches. „Man müsste den Pflug herausholen, denn es ist schon lange nach Agatha.“ Dann fügte er noch hinzu: „Spuck niemals auf die Erde.“

Das Wasser in den Entwässerungsgräben bewegte sich kaum, die Felder waren trocken. Die Winterruhe kam zu ihrem Ende. Man hätte zu pflügen anfangen können. Aloch hockte sich nieder und betrachtete das Stoppelfeld.

„Das ist gute Erde. Sie nährt alle und sie nimmt alle in sich auf. Denkst du manchmal auch an solche Dinge?“ Ich schaffte es nicht zu Wort zu kommen. Aloch fuhr fort:

„Der Mensch kommt auf die Erde und benimmt sich so, als würde sie ihm gehören. Und sie wartet. Denn er gehört ihr, sie wird ihn aufnehmen. Sogar einen hundsgemeinen.“ Nachdenklich schüttelte er den Kopf.

Wir kehrten nach Hause zurück. Ich wollte etwas sagen, aber ich wusste nicht wie. Bei den Koperwasy sprach niemand so. Mir wurde klar, wie stark sich Aloch von ihnen unterschied. Er liebte Pferde und die Feldarbeit. Die Koperwasy liebten Pferde, denn das war eine schöne Ware, mit der man gut zu handeln konnte, aber das Pflügen, das Rübenhacken oder die Ernte zogen sie nicht an.

Aloch schon. Er arbeitete am meisten von ihnen und zögerte nicht, auf den Acker zu gehen. Sabina führte die Küche, das war ihr Feld, er aber bewirtschaftete den Hof. Ohne Rechte und Privilegien, denn diese behielt Gienia für sich, aber über das Feld durfte er verfügen. Natürlich nicht wortwörtlich, nichtsdestoweniger war er dort zu Hause. Dort atmete er, dort war er frei. Sicher mehr als im Haus.

Noch eine andere Sache unterschied ihn von den Koperwasy. Er hatte sich mit Krupniak angefreundet. Das war vielleicht zu viel gesagt, aber auf dem Lande genügt es, wenn man dich mit irgendwem sieht, mit dem du dich unterhältst. Ja, da wird gleich festgestellt, dass es sich um Freunde handelt.

Aloch war der einzige, der Kazik nicht nur nicht ignorierte, sondern wenn sie sich begegneten, immer ein paar Worte mit ihm wechselte. Ja, Ränder ziehen sich an und die beiden befanden sich an den Rändern. Von Aloch wusste ich etwas über die Seminaristenjahre und das eine oder andere über die militärische Vergangenheit Krupniaks. Über den Namenswechsel und die Partisanenkämpfe. „Die Fritze haben wir geputzt wie nassen Roggen.“ – wiederholte er mir einst den knappen Bericht von Kazik. Den Rest konnte man sich vorstellen, falls Kazik sich nicht über den Klee gelobt haben sollte. Er musste Aloch vertrauen, denn in jenen Jahren brüstete sich niemand mit seinen Erlebnissen bei den Partisanen.

Am Mittwoch seufzte Jadwiga ein wenig resigniert als sie aus dem Zimmer der Tante herauskam:

„Mama hat Lust auf etwas gepökelttes Schwein. ... Es geht ihr um den Saft, der am besten schmeckt.“ – fügte sie zögernd hinzu. Man merkte, dass sie die Entscheidung nicht alleine treffen wollte.

„Vielleicht eher Gans? Ist nicht ganz so schwer...“ – mischte sich Marta überraschenderweise ein. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft interessierte sie sich für Küchenfragen. Jadzia schaute verwundert drein.

„Wir haben nicht ein einziges Einmachglas mehr.“ – schüttelte sie den Kopf. „Es gibt ein wenig Rindfleisch von der Schulter und von der Brust. Es sei denn, wir schlachten ...“

Marta überlegte und suchte in der Erinnerung nach dem passenden Rezept. Nachdem sie die Gans vor der Exekution bewahrt hatte, entschied sie:

„Mach doch Kalbsbrust. Nach Wiener Art. Aber nicht paniert, nur gekocht. Weißt du, wie's geht?“

Ich schaute in das Zimmer der Sterbenden hinein. Sie saß gegen die zu einem Stapel zusammengelegten Kissen gelehnt da.

„Komm doch näher, mein Junge, ich habe dich schon lange nicht mehr gesehen. Wie steht's in der Küche, ist alles in Ordnung? Ich fürchte, sie kommen nicht zurecht. Sabcia sieht irgendwie elend aus, sie will nicht zugeben...“

Mir fiel die gesunde Röte der Kranken auf. Es sah danach aus, dass es – wie man so sagt – schwer fallen würde, ohne die Hilfe der Ärzte zu sterben. Sie griff nach dem neben ihr stehenden halben Glas Bier.

„Das ist für die Nieren, es reinigt.“ – erklärte sie. „Ist durchaus gesund. Der Arzt hat gesagt, dass wenn die Steine nicht wären... Denn die Gellenblase lässt sich entfernen. Ja, mein Junge, leb' soviel du kannst, denn es geht vorbei wie ein einziger Tag. Schau: als wäre ich gestern ein Mädel gewesen... Weißt du, was ich geträumt habe?“ wechselte sie das Thema. „Dass ich gestorben bin. Und dass ich so da lag, wie jetzt hier und alles von oben sah.“

Mit Mühe hielt ich ein Achselzucken zurück. Jetzt war auch mir klar geworden, dass das jahrelange Ritual mit dem Tod für die Hausbewohner zu einer echten Quälerei werden konnte. Wenn es mich schon, den Gast, ermüdete, wie stand es dann erst um sie. Sie mussten sich – wie vor jeder Übertreibung – mit halbherzigem, heimlichem Lächeln gegen Gienia wehren.

„Es ging mir gut,“ – fuhr sie fort, ohne auf meine Ermüdung zu achten – „aber ich machte mir Sorgen. Was wird mit den Ringen. Werden sie nicht von irgendwem gestohlen. So dumm“ – seufzte sie – „ist der Mensch.“

„Eine Leiche ist doch “ – überlegte sie weiter – „eine Widerwärtigkeit. Sogar, wenn es die eigene ist. Also schwor ich mir in diesem Traum, dass ich, wenn niemand mehr da ist, zurückkomme, und sie irgendwo verstecke... Und danach fühlte ich, wie sie mich

aufschneiden. Mit dem Messer herumwühlen als würden sie etwas suchen. Zuerst war ich sogar neugierig, aber dann packte mich der Ekel...“

Ich trat von einem Fuß auf den anderen. Mir ging schon seit dem frühen Morgen etwas anderes durch den Kopf. Die Anwesenheit Martas, ihre Gesichtszüge rief ihre jüngere, aus einer Seitenlinie erwachsene Variante in Erinnerung. Das war so stark, dass ich noch einmal nach Kóleczo gehen wollte. Ich fürchtete, dass ich es vor der Schließung nicht schaffen würde.

„Und wie geht's Marta – hat sie was gesagt?“

Ich schaute sie mit einem meiner einfältigen Blicke an. Schnell fügte sie hinzu:

„Na, ist sie denn zufrieden... Mit der Bewirtung und dem Besuch?...“

Aber es war zu spät. Sie fragte mich, ein Kind, nach Dingen der Erwachsenen. Hätte sie das nicht selbst machen können? Aber vielleicht wandte sie sich in der Hoffnung an mich, dass ich zu viel sagen würde?

„Benötigt die Tante etwas?“ – fragte ich und strebte zur Tür.

Gienia, überrascht von meiner ausbleibenden Antwort, war etwas entrüstet. Sie überlegte einen Moment, fasste sich wieder, und schüttelte dann ruhig den Kopf.

XI

Am nächsten Tag, schon am frühen Morgen, kam es zu einem ganz und gar nicht erwarteten Besuch. Ich saß im Zimmer über der Landkarte und zeichnete mit dem Finger die von Marta zurückgelegte Strecke nach, als der Pfarrer vor das Haus vorfuhr. Aber nicht Stanisław, unser Gemeindepfarrer, sondern der Pfarrer aus Brachlewo. Der jahrelang keinen Kontakt zur Tante aufrechterhalten und einst die Zwillinge von Marta beerdigt hatte. Er wälzte sich aus der Britschka, band das Leitseil an den Kutschbock und schlurfte durch den Korridor. „Gelobt sei Jesus Christus...“ – hörte ich sogar noch in der Darre sein dröhnendes, resigniertes Seufzen.

Dieser Besuch entsetzte mich zutiefst. Ich ging nicht sofort ins Haus hinein. Ich war überzeugt, dass die Haushälterin dem Pfarrer von dem seltsamen Kind erzählt und er nach der Personenbeschreibung gefragt hatte... Ich überschätzte mich und das ganze Vorkommnis.

Ich hatte Angst. So sehr, dass ich lange im Korridor stand und nicht wusste, was ich tun sollte. Schließlich riskierte ich es und legte das Ohr an die Tür. Es war nichts zu hören, die Tür war zu massiv. Es gab keinen anderen Ausweg, ich musste die Angst überwinden. Durch normale, vorwitzige Neugier. Sowohl die Tante als auch die amerikanische Marta – erklärte ich mir selbst auf die Schnelle – waren ihm doch wichtiger als die verschwommene Episode mit einem Jungen. Sie beide interessierten den der Sünden einfacher Bauern müden Pfarrer sehr viel mehr als ich. Es war wenig wahrscheinlich, dass er damals in Brachlewo vor dem Fenster gestanden und dem an die Tür klopfenden Kind zugesehen hatte. Mit einer Unschuldsmiene bewaffnet ging ich hinein.

Der Pfarrer begrüßte Marta gerade. Er schüttelte nur ihr die Hand, den Rest behandelte er wie Gemeindeglieder. Er kannte sie seit vielen Jahren, vor dem Gefängnis, aber damals war sie ein Mädchen, gerade jungverheiratet. Jetzt war sie als amerikanische Marta angereist. Das genügte, um die den Pastoren eigene – aus ihrer Macht über den Tod resultierende – Ungezwungenheit verschwinden zu lassen. Marta erhob sich nicht. Sie reichte ihm die Hand im Sitzen.

Er sah athletisch aus. Wie ein mit einer Soutane bedeckter Römer. So musste ein Dorfpriester aussehen, wenn er wollte, dass man ihn respektierte. Die Tatsache, dass er im Unterschied zum Gemeindepriester nicht mit dem Fahrrad fuhr, hob sein Prestige. Er bewegte sich mit der Britschka fort oder auf Art der Apostel. Er lief gerne zu Fuß, manchmal einige Kilometer und ließ sich nicht von ihm überholenden Gläubigen mitnehmen. Ich selbst sah

gerne, wie er in seiner schwarzen Soutane den Weg entlang schritt, weit sichtbar und die Umgebung beherrschend.

„Wie geht’s unserer Kranken?“ – fragte er und beendete damit die Begrüßungszeremonie.

Mit seinem Besuch hatte er alle überrascht. Wohl auch Marta, aber am meisten Tante Gienia. Er hatte eine mühsam verborgene Panik hervorgerufen.

Mit dem Lob Gottes betrat er ihr Megaron. Aufgescheucht, konnte sie nichts tun. Wie ein im Stroh ertrinkendes Weib war sie bemüht sich aufzusetzen. Mit dem Kreuzzeichen gesegnet bekreuzigte sie sich demütig und richtete die zerkrumten Kissen.

Man schob ihm einen Stuhl heran. Er setzte sich und ergriff die Hand der Kranken.

„Wie fühlen sie sich, Frau Genofewa?“

„Schwach bin ich, Herr Pfarrer.“ – antwortete sie überzeugt. „Wie kann man sich in meinem Alter schon fühlen?“

„Reden Sie mir nicht über das Alter... Sie sind jünger als ich.“

Die Augen der Tante leuchteten etwas auf.

„Ich sehe, dass die Krankheit Ihnen gut tut.“ – fuhr der Pfarrer fort und lenkte das Gespräch auf leichtere Gleise. „Wie steht es mit den Arzneien? Fehlt Ihnen etwas?“

Und so fing er sie ein. Zunächst in den harten Griff des Sakraments und dann, zur Erleichterung, mit einem Scherz. Er hatte sich Gottes bedient. Sie hatte nicht die Kraft sich entgegen zu stellen. Mit Menschlichem wäre sie vielleicht fertig geworden, aber mit Göttlichem nicht.

In dieser Unterhaltung steckte noch etwas. Offensichtlich gab es ein Meer an Missverständnissen, das über die Jahre angestiegen war und sie von allen Seiten umgab. Aber nicht nur das. Das Meer war momentan beruhigt, durch rituelle Gesten besänftigt worden. Es gab noch eine andere, zusätzliche Note. Ich hörte sie einen Moment lang, schaffte es aber nicht ihre Bedeutung zu erfassen.

Ich fühlte mich unbehaglich. Wie ein Eindringling. Ich wollte nicht an etwas teilnehmen, das sich in der letzten Lebensphase zwischen der Kranken und dem Pfarrer vollzog. Und dem ich nicht gewachsen war. Ich ging auf den Hof hinaus.

Die Sonne glitt über die glänzenden Hinterteile zweier fürstlicher Füchse. Die Köpfe in die Futtersäcke gesteckt, traten sie von einem auf das andere Bein. Mit den Schweifen erweherten sie sich der ersten Fliegen.

Ich stand auf dem Hof und dachte nach, wie das zwischen uns wird. Zwischen Marta und Gienia vor allem, jetzt aber auch mit dem Pfarrer. Denn der Pfarrer war doch zu ihr gekommen. Die Krankheit nutzend, ja, aber er war zu ihr, nicht sie zu ihm gekommen. Er hatte sich gebeugt, die gute Gelegenheit genutzt. Na ja, aber wenn man ihre heutige Verwirrung und seinen priesterlichen, jedoch hoheitlichen Ton berücksichtigte, dann war wiederum unklar, was das hieß. Wer hatte sich durchgesetzt, wer war oben auf. Der Pfarrer? Die Tante? Gott?

Aloch, der herauskam um sich den Kopf zu kühlen, winkte mich mit dem Arm herbei.

„Du, Medek, stehst immer abseits... Komm rein, der Pfarrer ist da. Er trinkt und schwätzt...“

Ich konnte mich nicht drücken.

Sie saßen in der Küche – Gienia, Marta und der Pfarrer. Also war sie aufgestanden! Krank, aber dennoch aufgestanden. Für ihn. Sabina und Jadzia schenkten Kaffee und Tee ein, die Kinder hatten die Stühle frei gemacht und drängten sich auf der gemeinsamen Sitzbank. Erleichtert stellte ich fest, dass nichts Schlimmes geschah.

Der Pfarrer trank den Kaffee aus und erhob sich von seinem Platz. Der Besuch kam zu seinem Ende, ebenso kurz wie überraschend. Tante Gienia sagte etwas um ihn zurückzuhalten, aber nur einmal. Freundlich, aber entschieden bedankte er sich für den Empfang. Sie gab nach. Seine knappe Höflichkeit imponierte ihr sichtlich.

Er lobte Gott beim Abschied, verabschiedete sich von allen, wobei er mit der Tante und Marta anfang. Er streichelte die Kinderköpfe und fuhr ab. Wir schauten ihm nach, wie er mit dumpfem Rollen über das Brücklein überquerte.

„Er lenkt gut.“ – bemerkte Aloch.

Wir kehrten in die Küche zurück. Die Tante, die den Besuch mit keinem Wort kommentierte, vergrub sich im Bett. Wir schauten uns an, aber keiner sagte etwas. Ja, das war ein Ereignis, aber man wusste nicht, wie man es bewerten sollte. Nicht nur ich, das Kind, sondern auch die Erwachsenen. Auch Marta sagte nichts.

Der Tag war wie aufgewühlt, weder Feier- noch Werktag. Wir riefen uns erst wieder am Tisch, beim Mittag zur Ordnung. Und nach dem Mittagessen zog ich mit Aloch los um ihm zu helfen das Stoppelfeld zu pflügen. Ich trieb die Pferde an und er führte den Pflug. Sie Frühlingserde unterwarf sich demütig unseren Anstrengungen.

Wir waren ein paar Mal hin- und hergegangen, als Aloch mir einen Wechsel vorschlug. Er wusste, dass er mir damit Freude bereiten würde. Ich kann nicht viel an landwirtschaftlichen Arbeiten, aber das, was ich beherrsche, verdanke ich vor allem ihm.

Ich führte den Pflug unsicher. Nicht immer gelang es mir, darauf zu achten, dass er die richtige Tiefe hatte. Die schwarzen Schollen glitten zur Seite und zeigten ihren glänzenden Unterleib, so wie bei Fischen. Meine Füße, die des kleinen Pflügers, bewegten sich darunter auf der harten, durch den Pflug entblößten Erde. Ich war nur ein Junge aus der Stadt, aber dennoch spürte ich, dass dieser Moment sowohl schön als auch wichtig war.

Die Tante mochte Aloch nicht und behandelte ihn – wie bei Schwiegersöhnen häufig – wie ein notwendiges Übel. Wenn sie erzürnt war, nannte sie ich einen Rotschopf, einen Flegel oder sogar einen Fritzen, nur deshalb, weil er aus der Gegend von Neiße stammte. Aber sein Äußeres passte eben auch in diese Gegend. Schlank, leicht gelockt, blond und blauäugig hätte man ihn durchaus für einen Kaschuben halten können.

Er war zusammen mit Iryś und Onkel Ed hierher gekommen, nach einem der berüchtigten Streifzüge nach Ware. Er konnte nicht länger dort bleiben. Solche wie er wurden aus den wieder gewonnenen Gebieten vertrieben.

Er sprach nie über seine Familie. Nachdem er Sabina geheiratet hatte, fand er hier eine neue Familie. Ich wusste nicht viel über ihn. Man erzählte nur, dass er früher überhaupt nicht getrunken hätte und hier zum ersten Mal sah wie man schwarz brennt. Nachdem er Sabina geheiratet hatte, wollte er den Hof selbst führen, aber die Tante, die auch das in der Hand behielt, erlaubte es nie. „Auf meinem Besitz wirst du nie zu etwas kommen.“ – sagte sie einst zu ihm und beendete damit jede Diskussion.

Er lehrte mich nicht nur das Pflügen, sondern auch das Mähen und den pfleglichen Umgang mit Werkzeugen. Er war der einzige von allen, der versuchte die von den Deutschen zurückgelassenen Maschinen in Gang zu setzen, er konnte auch erklären, wozu eine jede diente. Das, was in Koperwasy lief, funktionierte dank Aloch.

Onkel Aloch. Alois. Ich war überzeugt, dass das wirklich sein Vorname war – bis zu jenem Moment als der Briefträger ein Behördenschreiben brachte. Er titulierte ihn damals „Herr Aleksander Berlacz“ und ich erfuhr, dass Tante Gienia diese „griffige Abkürzung“ ausgedacht und in Umlauf gebracht hatte. Aus Bequemlichkeit. Onkel Aleksander unterwarf sich nach einiger Zeit. Wahrscheinlich mit einer gewissen Resignation, aber er konnte nicht anders, denn alle fingen an, die Abkürzung zu benutzen. Mehr noch: er selbst machte sich diese Version mit geradezu clowneskem Trotz zu Eigen. Zuerst parodierte er sie nur, aber nach einigen Jahren wurde sie zu seiner zweiten Haut. Letztlich identifizierte er sich in einem solchen Grad mit ihr, dass er die Sprache der Koperwasy besser beherrschte als sie es selbst taten. Er war es, der sich die seltsamsten, die verdrehtesten Flüche und Wörter ausdachte, bei denen wir, die Kinder, uns vor Lachen wanden. Sabinka wurde deshalb nicht selten böse: „Hol’ dich doch der Teufel! Du Schwätzer schwätzt und schwätzt. Füttere lieber die Schweine, hörst du nicht wie sie quieken?“

Ich mochte ihn sehr. Ich wusste, dass er mich auch sehr mochte. Als ich älter wurde und ein wenig mehr verstand, was ihm wirklich widerfahren war, begann ich anders zu denken. Was ihm passiert war, war wirklich sehr traurig. Damals beschloss ich (wir kennen diese jugendlichen Beschlüsse für das ganze Leben), dass ich niemals vorgeben würde, dümmer zu sein als ich bin. Aber auch nicht klüger. Aus welchem Grund auch immer. Ob aus Bequemlichkeit, Feigheit oder Höflichkeit.

Am nächsten Morgen standen wir sehr früh auf, aber wir hatten trotzdem zu wenig Zeit. Wir hatten es nicht geschafft, das Pflügen nach einem halben Tag zu beenden. Diese Arbeit hätte einen ganzen Tag erfordert, der gestern durch den Besuch des Pfarrers zur Hälfte weggefallen war.

Aloch war ein geduldiger Lehrer, der erlaubte, dass ich den Pflug den ganzen Vormittag führen durfte. Das kostete mehr Zeit, allein wäre er bis zum Mittag fertig gewesen. Es war nicht mehr viel übrig, da wir uns des Frühlingswetters aber nicht sicher sein konnten, machten wir keine Pause. Eines der Kinder brachte uns ein paar dicke Butterbrote und zwei Flaschen Tee.

Müde und zufrieden traten wir den Heimweg an. Das gepflügte Feld lag wie ein Schwarm riesiger Fische hinter uns. Wir atmeten auf, als hinter der Biegung schließlich das vom Fachwerk umflochtene Haus der Tante auftauchte. Aber es gab noch eine Überraschung. Vor dem Haus, auf dem Hof stand wieder die Britschka des Pfarrers aus Brachlewo.

Wir spannten die Pferde aus. Der Onkel versorgte sie mit Futter, ich wusch mich oberflächlich im Stall. Wir betraten die Küche – ich vorneweg. Aloch schien etwas zu zögern.

Der Tisch war voll gestellt. Bei Tisch der Pfarrer, Marta und Jadzia, daneben Iryś und sein ältester Sohn Stefan. Damals lebte er noch. Ich erwähne ihn, weil er einige Monate später sterben sollte und zwar eines vollkommen absurden Todes. Er war wohl 22 Jahre und es war ein paar Monate nach seiner eigenen Hochzeit als er vom Wirtshaus heimfuhr. Mit dem Fahrrad, nachts. An der Kurve gleich vor dem Haus fiel er mit dem Rad um, mit dem Gesicht in eine Pfütze – und blieb so liegen.

Meine Kinder werfen mir vor, dass – wenn ich von den Koperwasy erzähle – sich bei diesem ganzen Gerede alles immerfort nur um Beerdigungen dreht. Sie haben Recht, das stimmt, aber das war dort eben immer so. Vielleicht geschah nichts Interessanteres, vielleicht reduzierten sich ihre gesellschaftlichen Kontakte gerade darauf oder vielleicht waren andere Dinge einfach selbstverständlich. Wie auch immer, wenn wir uns begegneten – aber auch heute, wenn ich einen von ihnen treffe – beginnt das Gespräch mit einer Litanei, in der man an erster Stelle diejenigen erwähnt, die verstorben sind.

Sabina bediente und die Festgäste beobachteten ihre Bewegungen mit Respekt. Sie waren zurückhaltend und leise wie nie zuvor. Auf mich und auf Aloch achtete niemand. Tante Gienia war nicht da, offenbar war sie im Bett geblieben. Der Pfarrer kostete die Gottesgaben und wiederholte das merkwürdige, für mich bedeutungslose Wort „Fenksgivingdej“.

Massiv, in der schwarzen Soutane, besetzte er den Platz am Kopfende. Konzentriert legte er sich Scheibe um Scheibe von jeder Fleischsorte auf den Teller. Den leeren Platz füllte er mit den verkochten roten Beeten. Sie waren Sabina nicht gelungen und sie entschuldigte sich später dafür.

Sie legte uns rasch Kartoffeln auf, nahm jeweils ein Kotelett aus dem Topf und gab einen Löffel der dünnen roten Beete hinzu. Wir saßen mit Aloch an der Seite, alle Stühle waren besetzt. Wir aßen mit Appetit. Mit einem Ohr hörte ich den Gesprächen zu.

Sie debattierten über etwas, worin ich mich für einen längeren Moment nicht zurechtfinden konnte. Verwundert nahm ich wahr, dass Martas Teller leer war. Er hob sich ab. Unterschied sich von den anderen, die mit allem Möglichem gefüllt waren. Marta selbst saß auch wie abseits, nicht so wie wir, aber auch am Rande. Also wollte sie sich mit diesem leeren Teller von ihnen abgrenzen. Distanz demonstrieren. Sich, wenn nicht vom Bett, dann doch

gewiss vom Tisch entfernen. Der Pfarrer wandte sich ihr zu. Und dann kamen Worte aus seinem Mund, die ich überhaupt nicht verstand.

„Es ist offensichtlich so, dass jemand sterben muss. Damit die anderen zur Vernunft kommen. Sie probieren so lange bis sie es wissen. Bis es das eine Mal zu viel ist. Und dann hören sie auf. Denn, Teuerste“ – fuhr er fort – „akzeptiert werden kann nur ein unschuldiges Opfer. So war es immer. Nur es kann die Kette aus Rache und Blut zerreißen...“

Genauso drückte er sich aus: „die Kette aus Rache und Blut“. Ich merkte mir diesen seltsamen Satz. Ich verstand nicht, warum er das so gesagt hatte und worum es ihm ging. Wo man ihn hätte anfügen können. Und was das „unschuldige Opfer“ damit zu tun hatte? Ich wiederholte diese Formulierungen oftmals. Ganz offensichtlich ging es um etwas, wovon ich damals nicht die geringste Ahnung haben konnte.

Marta reagierte nicht. Ich weiß nicht, ob es mir nach so vielen Jahren gelingt, mich in ihre Art zu denken hineinzusetzen, aber ich bin mir fast sicher. Es war unangenehm, dieses Fehlen ihrer Antwort. Und das sollte es wohl auch sein, zumindest für den Pfarrer. Sie hatte aufgehört mit ihm zu sprechen. Gerade während dieses Gesprächs wurde mir klar, dass ihr Schweigen den Anflug, ich will nicht sagen, feiner Verachtung in sich trug, sondern von etwas, was wohl noch schlimmer war. Von Gleichgültigkeit. Einer solchen, die man für einen Gesprächspartner hegt, der unsere Anliegen überhaupt nicht versteht.

Sie betrachte uns eben aus der Distanz. Vielleicht ein wenig wie von Amerika aus oder aus einer anderen, noch größeren Entfernung. Als wolle sie unser trübes und verworrenes Schicksal nicht lindern, nicht helfen. Ich weiß nicht, ob das jemand bemerkte, vielleicht nur der Pfarrer, ich hatte allerdings den Eindruck, dass dem nicht so war. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass ich mich täuschte. Dass es ganz anders war.

Mit Mühe beendete ich mein verspätetes Mittagessen. Aufgrund des Pflügens und des frühen Aufstehens, aber auch wegen des langen Aufenthalts an der frischen Luft fielen mir die Augen von alleine zu. Ich wäre gerne geblieben, um zuzuhören, aber ich konnte nicht mehr. Als ich aufgegessen hatte, schlüpfte ich in mein Zimmer und fiel wie tot in mein nicht gemachtes Bett.

Ich wurde von einem Gewitter und vom Lärm geweckt, den die von überall zurückkehrenden Kinder machten. Ich ging in die Küche hinüber. Die Bühne war leer, die Requisiten abgeräumt, die Zuschauer abwesend. Auf dem Stuhl vor dem Fenster saß die einsame Marta.

„Hast du dich ausgeschlafen?“ – fragte sie.

„Ist er abgefahren?“

„Bevor es zu regnen anfing.“

Der Frühlingsguss endete genauso heftig, wie er angefangen hatte. Ich hatte jetzt den ganzen Abend vor mir. Das Mittagsschläfchen hatte den Tag so zerteilt, dass aus einem zwei geworden waren. Kürzere, aber bessere. Ausgeruht und frisch.

Ich stand auf dem Hof und schaute auf den von Iryś's Haus herankommenden Aloch. Er war vom Rad abgestiegen und schob es, war es zu nass um zu fahren. Ich mochte diesen Anblick immer – ein Mensch, der ein Fahrrad schiebt. Der nicht auf dem Fahrrad sitzt, sondern sich seitlich auf das Lenkrad stützt. Der es beherrscht, selbst wenn er ein wenig getrunken hat. Wenn er sich auf das feine und kapriziöse Rad setzt, kann alles Mögliche passieren. Gerade im Tal der Koperwasy wusste man das nur zu gut.

Aloch schob das Rad in den Hof. Hier bestieg er es und drehte auf dem Gras ein paar Runden. Als der Matsch von den Reifen abgefallen war, lehnte er es an die Mauer.

„Er fährt vor wie ein Freier.“ – sagte er lächelnd zu mir. „Man weiß nur nicht, zu welcher von beiden...“

Ich verstand nicht ganz, wovon er sprach.

Es vergingen zwei oder drei Tage. Die für den Leichenschmaus vorbereiteten Salate und leichte verderblichen Vorspeisen waren zum größten Teil aufgegessen worden – die Reste musste man dem Hund geben.

Wir machten uns jetzt über die solideren Speisen her. Es gab Bigos, Kutteln und schließlich, extra für Marta, heiße Weißwurst.

Die Tante wurde von Tag zu Tag gesünder. Eines Tages, als wir alleine geblieben waren, kam es zum entscheidenden Durchbruch. Sie kroch aus dem Bett heraus und setzte sich an den gemeinsamen Tisch. Ich erinnere mich, wie sie nach dem Bigos langte, und ihr Arm nachdenklich über der Schale erstarrte. Aber bei den Rouladen ließ sie alle Zweifel fahren: „Dann nehm’ ich halt Terpichol...“ – seufzte sie und trennte mit der Gabel ein ordentliches Stück ab. Iryś schenkte ihr einen kleinen Schnaps ein. Die Tante trank aus, schüttelte sich und schnippte einen Tropfen auf den Boden. „Scharf, aber gut...“ – flüsterte sie nach Luft ringend. „Schön ist das Leben, meine Kinder... Lebt, so viel ihr nur könnt...“ fügte sie hinzu und umging die Anwesenden mit ihren schwarzen, warmen Augen.

Wenn an der seltsamen Konzeption etwas Wahres dran ist, dass die Gier des Leichenschmauses in sich den Akt der Konsumtion der beerdigten Person beinhaltet, dann müsste man an dieser Stelle sagen, dass hier, auf dem unsrigen, die Tante sich selbst aufaß. Ich weiß nicht, es ist recht riskant, vielleicht existierte wirklich so ein Autokannibalismus, wenn es ihn aber nicht gab, so ist meine Tante diejenige Person, die ihn eingeführt hat.

Ans Bett der Tante wurde ein Tisch mit einem Fach herangerückt. Auf der Tischfläche lag das Besteck und stand eine Karaffe mit Kompott. Darunter ein Gebetbuch, ein paar Phiolen und unordentlich verstreute Tabletten.

Es wurde richtig nett. Wir verbrachten schöne Tage. Wir sprachen über früher und erfuhren einiges über die Schicksale der entferntesten Verwandten des Geschlechts. Mit Wehmut erinnerte man diejenigen, die verstorben waren. Die Tante erzählte – auf ihrem Thron sitzend – die ältesten Geschichten. Es fielen Namen und Fakten, es hagelte Ermahnungen und Lektionen, schließlich auch familiäre Anekdoten, die alle kannten. Wir lachten uns schief. Der große und voller Krankheiten steckende Bauch der – wie einst glücklichen – Tante erbebt vor Lachen. Man fühlte sich warm, behaglich und geborgen.

Das Leben im Haus brach erneut in der Mitte durch. Einmal fand es in der Küche statt, ein andermal zog es in das Zimmer der Tante um. Wenn Gienia nicht an der Unterhaltung teilnahm, spielten sich die Dinge um Marta herum ab. Wenn wir in das Schlafzimmer der Kranken umzogen, regierte Gienia. Marta nahm nicht nur nicht an diesen Sitzungen teil, sie war einfach nicht da. Immer öfter brach sie zu Spaziergängen auf, die bis zu einer Stunde dauern konnten.

Eines Abends ereignete sich eine kleine Episode, an die ich mich gut erinnere. Ich kam mit irgendetwas zur Tante, wir wechselten ein paar nichtssagende Worte, wonach Gienia mir nichts dir nichts fragte:

„Und was macht Marta?“ – Ihr Blick hing an meinen Lippen. „Hat sie sich schon zu ihrer Abreise geäußert? ...“ Und fügte, nachdem sie sich besonnen hatte, hinzu: „Sicher möchte ich, dass sie so spät wie möglich fährt, aber ich verstehe auch... Habt ihr schon Mittag gegessen?“

„Hackbraten.“ – murmelte ich benommen.

XII

Wir dachten damals, dass es Gienia tatsächlich um Marta gehe. Aber einige Monate später, bereits nach ihrer Abreise, klärte der Philosoph Iryś diesen Irrtum auf. Nicht Marta war so wichtig gewesen und nicht sie hatte die Tante so sehr erwartet.

Es sei ihr um den Australier gegangen. Um Józef, den eigenen Mann. Mit dem sie Wohlstand und Geld erworben hatte. Und den sie immer noch liebte.

Man erzählte in der Familie, dass sie viele Liebhaber gehabt habe. Man sprach halb im Scherz, aber mit aller Wahrscheinlichkeit war es so gewesen. Das passte zu ihrer Natur und dazu, dass sie fast unverheiratet war. Unter ihnen soll es einen Lebensmittellieferanten, einen Briefträger und einen leidenschaftlichen Porträtmaler gegeben haben. Angeblich auch, aber nur für kurz, einen Pfarrer. Das war verständlich und menschlich. Jung, jahrelang ohne Mann, also war vieles möglich – aber so richtig wollte sie nur mit Józef leben.

Der Theoretiker Iryś behauptete, dass Marta und ihr Besuch nur eine Ersatzlösung waren. Ein Surrogat für die große Rückkehr jenes undankbaren Menschen, dem Gienia einst vertraut hatte. Sie war sicher, dass Onkel Józef früher oder später zurückkommen würde. Vielleicht im letzten Moment – aber doch zurückkommt. Die Tante lebte viele Jahre mit dieser Hoffnung. Aber der Onkel ließ sich weder zwingen noch provozieren. Immer noch tauchte er nicht auf. In einer solchen Situation musste sie wenigstens Marta bei sich haben.

Dass es gerade so hatte sein können, bewies das Verhalten der Koperwasy. Vor allem das von Iryś, eines echten Koperwas. In der Anwesenheit Martas begann er sich ganz anders zu verhalten als zuvor. Und zwar war es so, dass er vor ihr – höflich und zuvorkommend – immer mehr von seinem fernen und zuletzt nicht mehr erwähnten Vater zu sprechen begann. Ja, auch ich hatte den Eindruck, dass er mit Hilfe des Abwesenden die *Einsamkeit* und die Bedeutung Martas als Ausländerin schwächte. Alles lief anscheinend ganz natürlich ab, aber im Grunde genommen konnte man es auch so verstehen.

Aber ich hatte keine Zeit, um lange darüber nachdenken zu können. Denn nun geschah etwas, wovon ich gedacht hatte, dass das Schicksal es Marta und nicht mir schenken würde. Dass diese Begegnung ihr zustände. Denn genau an diesen Tag, als ich mich nach der Episode mit der Tante nach Kóleczo aufmachte, begegnete ich Krupniak zum zweiten Mal. Er musste von der Anwesenheit Martas wissen, denn darüber sprach das ganze Dorf. Ich spürte das an seinem Ton, an der Eile, mit der er sprach, er verhaspelte sich allerdings mit keinem Wort. Dabei hätte er doch davon ausgehen können, dass man bei den Koperwasy über ihn redet.

Auf dem Weg nach Kóleczo hielt ich an dem Kiosk, um eine Zeitung zu kaufen. Er kam wegen Zigaretten angeradelt.

Ich erblickt ihn zu spät, um mich zurückziehen zu können. Ich fühlte mich unwohl. Sowohl wegen der kürzlichen Begegnung als auch wegen des Ausflugs nach Brachlewo, doch noch mehr wegen der Gedanken, die ich mir über ihn gemacht hatte.

Er begrüßte mich, und als wir eingekauft hatten, setzte er sich – das Fahrrad schiebend – neben mir in Bewegung. Er kam sofort auf das vorherige Gespräch zurück.

Ich wollte diese, seine Wahrheit nicht. Ich hatte Angst vor ihr. Ich wusste sowieso schon zu viel. Mir war die Lust auf Wahrheiten und Nachforschungen vergangen. Das alles belastete mich. Warum können die Erwachsenen nicht zusammenkommen und sich gegenseitig alles erklären? Und warum bin ich dazu verurteilt, mir immer nur die eine Seite anzuhören?

Kazik beeilte sich. Er sprach in kurzen Sätzen, so als befürchtete er, dass ich davonlaufen könnte.

„Begleitest du mich bis zum Turm?“

Ich spürte, dass ich keine Wahl hatte. Ich nickte.

„Sicher haben sie dir alles Mögliche erzählt...“ – fing er direkt an. „Ich weiß nicht, ob wahrheitsgemäß...Grischa kam öfters. Wir mochten uns. Beim Wodka, wie das eben beim Wodka so ist, haben wir viel geredet. Manchmal wunderte ich mich sogar, warum er uns so liebgewonnen hatte. Einfache Bauern, nur etwas geschäftstüchtiger. Aber es klärte sich auf. Er hatte eine Liebschaft mit Gienia.“

Ich nicht in seine Richtung. Ich glaubte ihm nicht. Mir schien, dass das, was er sagte, vollkommen unmöglich war. Aber er sprach weiter ohne meinen Blick bemerkt zu haben. Und

er sprach so, als wäre dies alles für mich offensichtlich. Als wäre ich ganz einfach sein Faktotum. Oder ein wandernder Beichtvater. Und ganz offensichtlich dachte er, dass ich diese Geschichte gut kenne, nur falsch erzählt bekommen habe. Also rückte er sie mir jetzt zurecht.

Ja, Gienia hatte eine Liebschaft. Obwohl das zuviel gesagt ist. Sie wollte es ganz und gar. Er nicht so sehr. Ehrlich gesagt, kein Wunder. Grischa war jung, hübsch und gutaussehend. Er sah überhaupt nicht wie ein Russe aus. Sie hatten wohl was miteinander, aber sie wollte mehr. Sie wollte etwas Festes – aber wer fliegt schon auf so eine große Kinderschar? Und außerdem... Außerdem hatte er etwas anderes im Kopf.“

Er holte Luft, als würde er sich dem schwierigsten Hindernis nähern:

„Er wollte was von Marta.“ – sagte er in einem Atemzug.

Wir näherten uns dem Wald. Die schwarze Wand löste sich zu immer besser erkennbaren Baumstämmen auf. Noch ein paar Schritte und wir standen auf der kleinen Lichtung unter dem stählernen Turm. An seiner Spitze dunkelte – wie der Punkt auf dem I – das kleine Büdchen. Kazik suchte einen Stein und fuhr fort, während er ihn in der Hand hielt:

„Und ich war wie blind... So einer wie Marta begegnet man nicht alle Tage. Sie gefiel vielen, was Wunder, dass sie auch ihm gefiel. Aber ich wusste nicht, dass er sich mit ihr davonmachen wollte. Damals war das einfach: man nahm sich ein Mädchen und das war's. Und später fand man es im benachbarten Wäldchen. Vergewaltigt und erschossen. Nicht nur Deutsche, unsere auch.

Er hatte Marta gegenüber mutig. Mutiger als ich. Wer war ich denn. Ein Händler, er aber war Offizier, ein Musiker. Und ein Sieger. Die Tante sie in meine Richtung, Grischa aber tanzte und lachte nur. Mir wäre nie in den Kopf gekommen, dass er ihr gefallen könnte. Er erzählte ihr, dass sie heiraten, dass sie nach Amerika fliehen werden. Jetzt hat er sein Amerika, der arme Schlucker...“

Er verstummte und schüttelte sich.

„Die reden von dem Pferd, aber das stimmt nicht. Schon auf der Hochzeit spürte man, dass es schlecht ausgeht. Später, sicherlich nach zwei Tagen, kam Gienia – böse wie eine Wespe – aus der Darre. Sie hatten sich wohl gestritten. Sie hatte kalkuliert, dass, wenn Marta mich heiratet, Grischa ihr bliebe. Aber Pustekuchen! Also dachte sie wahrscheinlich: ‚Wenn du nicht der meine wirst, so wirst du niemandem gehören.‘ Und dann begann sie, zu dem Pferd zu überreden. Und wir, wie die Deppen, besoffen, viel brauchten wir ja nicht... ‚Habt keine Angst, hier erfährt es niemand, wir sagen einfach, er ist gefahren und Schluss! ... Sollten sie fragen. Aber wer wird hier schon fragen? Die Menschen kommen im Krieg um, das ist normal. Meint ihr vielleicht, dass er nur zu uns kommt?‘ Sie machte mit uns, was sie wollte.

Und wir warteten auf eine gute Gelegenheit. Bis sie kam, wie das auf einer Hochzeit so ist. Es war reiner Blödsinn, wir wollten nicht, dass er diese russischen Lieder singt. Er wunderte sich, denn es hatte uns nie gestört. Und sang weiter. Und lachte... Da hab ich's ihm besorgt.“

Er verstummte erneut. Nach vorne gebeugt, schaukelte er mit dem Stein in der Hand hin und her.

„Angeblich ist sie krank, ja?“

Ich nickte.

„Man erzählt sich, dass sie's diesmal nicht übersteht. Ihre Jahre hat sie schon... aber sie soll leben, solange sie will.“

Er schlug mit dem Stein gegen das stählerne Bein des Turms. Die Schwingungen liefen wie ein Schauer nach oben.

„Es ist nicht leicht, einen Menschen zu töten. ...Wir haben Grischa vergraben. Wir haben ihn nicht einmal gewaschen, sondern wie ein Tier. Wie einen überfahrenen Hund – ins Grube und Schluss. Nimm kein Leben weg, denn du hast es nicht geben. Soviel weiß ich

heute. Sie ließen Gienia sie damals in Ruhe. Dank der Partei. Sie wurde nicht einmal zum Prozess geladen, sie ging nur zum Sicherheitsdienst.

Als ich aus Sztum raus kam, wusste ich nicht wohin.“ – fuhr er fort. Ich fuhr hierher. Ich gehe zu den Koperwasy, die Tür ist verschlossen. Ich klopfe, laufe ums Haus herum und denke, dass sie im Feld sind. Bis ich plötzlich durch den Fensterladen zu hören bekomme: ‚Verschwinde von hier, du Mörder! Du hast hier nichts zu suchen! ...‘ So begrüßten sie mich. Die Komplizen. Die liebe Familie. Gienia aber war die Klügste im Dorf. Parteisekretär. Und mit dem Pfarrer befreundet.“

Er sprach den letzten Satz und verstummte. Als hätte er all das, was er zu übermitteln hatte, in diese der Tante gewidmete Pointe gelegt.

Wir standen jetzt schweigend da, schauten nach unten, betrachteten uns Halme oder erhoben den trüben Blick zu dem uns umgebenden Wald. Aber das war noch nicht die Pointe. Jeder von uns spürte nur zu gut – und Kazik spürte das auch, dass die Pointe nicht aus einem hämischen, mit Gehässigkeiten gespickten Satz bestehen kann.

„Man sagt, Russki bleibt Russki und dass es einem nicht leid tun müsse,“ – meinte er mit fremder Stimme – „denn es war ja bekannt, was das für eine Freundschaft war. Wer es wissen wollte, wusste es. Und wer es nicht wissen wollte, der erfuhr es auch... Aber der Russki ist auch ein Mensch, obschon manchmal hundsgemein... Möge er dort in Frieden ruhen.“

Sagte es und verstummte. Jetzt erst wurde er ganz still. Oben knirschte etwas. Ich riss den Kopf hoch. Ich sah einen beweglichen Fleck, die sich schnell nach unten schob.

„Er ist behände wie ein Affe“ – sagte Kaziek wohl nur, um die Stille zu unterbrechen. „Aber auch leicht, wie es ein Buckliger eben ist...“

Der kleine Mensch mit einem schiefen, hässlichen Gesicht war schon mehr als zur Hälfte unten und sprang einen Moment später von der letzten Sprosse herab. Nachdem er auf seinen langen Beinen zu stehen gekommen war, gab er Kaziek die Hand. Ich erkannte ihn: das war der, der als Junge von dem Baum in die Lehmhöhle gesprungen war.

„Das ist mein Kusine“ – stellte mich Kaziek vor. Und beim Abschied, denn er begann schon hochzusteigen, fragte er:

„Findest du hin?“

Ich nickte. Und er, schon einige Sprossen höher, rief so, als wolle er die Rolle des fröhlichen Onkels spielen: „Wenn du Lust hast, dann komm mal hochgeklettert.“

Ich ging nicht mehr nach Kóleczo, sondern kehrte auf Umwegen nach Hause zurück. Genauer gesagt auf den Bansen im Stall. Ich erzählte niemandem, nicht einmal Marta, etwas. Gerade damals kletterte ich, wie ich schon erzählt habe, nach oben. Wo ich immer, wie ein Tier auf dem Baum, die schlimmsten Momente mit Warten verbrachte.

Allerdings bekam ich es sowieso gewaltig mit der Angst zu tun. Und zwar zweimal. Das war derselbe Tag, eigentlich fast schon Nacht, als ich Zeuge des mutigen Auftritts von Aloch wurde. Als er der nicht anwesenden Gienia im Beisein der Kühe und Pferde die ganze Wahrheit ins Gesicht schleuderte.

Und zum ersten Mal war es der Fall, als ich mich nach dem Gespräch mit Kaziek dem Haus näherte. Gerade hatte es gedämmt und schon war es stockdunkel geworden. Wie das am Anfang des Frühjahrs so ist, ägyptische Dunkelheit. Und in dieser jähen Dunkelheit sah ich, als ich schon nahe genug herangekommen war, dass sie vor das Haus getreten waren. Dass sie dort stehen und warten. Die Koperwasy. Die ganze liebe Familie. Sie mussten wohl erfahren haben, dass ich mit ihm gesprochen hatte. Und jetzt standen alle dort und warteten, wie auf die zurückkehrenden Kirchgänger. Um mich zu fragen. Wozu und worüber ich mit ihm geredet hatte. In der Dunkelheit glänzten ihre weißen Hemden.

So, dass ich stehenblieb. Ich stand da wie zur Salzsäule erstarrt. Ich wusste nicht, was tun, weiter gehen oder fortlaufen. Nur, wohin?

Aber, als ich so dastand, passte sich das Sehvermögen allmählich an die Dunkelheit an. Ich konnte besser sehen. Und atmete auf. Ja, die Angst des Kindes hat große Augen. Denn ich sah jetzt, dass es nur die Wäsche war. Sabina hatte Alochs Hemden auf dem Lattenzaun aufgehängt.

An einem dieser letzten Tage ereignete sich schließlich das, was seit einiger Zeit in der Luft lag. Gienia kam auf die Idee, nach Australien zu schreiben. Ihrem Mann. Zum ersten Mal nach dem Krieg. Einen Brief schicken. Sie selbst wollte nicht, wie sie sich ausdrückte, mit ihren Hieroglyphen, also sollte Iryś es tun. Es stimmte, er hatte wirklich eine schöne Schrift. Man beschloss Papier und einen Briefumschlag zu kaufen und ihm dann all das zu schildern, was in den letzten Jahren in Koperwasy geschehen war. Die schönsten Umschläge gab es in dem großen Geschäft in Gniew. Man wartete, bis jemand in diese Richtung fuhr.

Und bald ergab sich eine Gelegenheit. Es kam der Markttag, fast ein Feiertag. Gienia lobte die Pläne und ging schlafen, sie aber machten sich in zwei Fuhrwerken zum Markt auf.

Am frühen Morgen wurde es im Haus sehr laut. Wie vor der Kirchweih, wie am Sonntag. Alle waren aufgestanden, alle machten sich fertig. Sie riefen auch uns. Nach Marta und mir. „Kommt, wir fahren und machen Einkäufe...“ Marta wollte nicht. Weder nach Gniew noch anderswo hin. Sie stand in der Tür und schaute zu, wie sich die erregte Kinderschar mit der Aussicht auf ein Abenteuer auf die Wagen drängte.

Wir blieben zu dritt im Haus zurück. Eigentlich zu zweit, denn die Tante hatte sich im Zimmer eingeschlossen und schlief wohl schon. Irgendwie hatte ich nicht den Mut mit Marta allein zu bleiben. Ich ging also nach draußen, um eine Beschäftigung zu finden. Ich holte die im Holzschuppen zerhackten Holzklötze, kehrte den Hof ein wenig und füllte die Tröge mit Stroh. Auf dem kleinen Melkseidel sitzend lauschte ich dem Knirschen der Kuhzähne. Die Ketten rasselten, die Streu raschelte, von den Kühen kam ein warmer, vertrauter Duft herüber. Manchmal drehten sie die Köpfe zu mir und schauten mich mit ihren wie Lava glänzenden, dunklen Augen an. Es war ruhig und friedlich.

Kühe. Ich hab sie immer gerne gehütet, ich ging mit ihnen lieber auf die Wiese als meine Altersgenossen. Obwohl ich weiß, dass das lächerlich klingt, so muss ich doch letztendlich sagen, dass dieses Hüten der Kühe für mich immer etwas von einem alten Ritual hatte, wie ein immer wieder wiederholter Gottesdienst. Nicht mit Schafen und nicht mit Pferden, aber durchaus mit einer Kuh. Mit einer Kuh, die mir – ich will es aussprechen – geistig näher steht. Ein Pferd oder Schafe verstehe ich nicht, Kühe schon. Aus dem männlichen Tier, dem Stier, machte man manchmal ein goldenes Kalb, bei den Kühen bestanden allerdings keine Zweifel, dass sie als Gottheiten ungeeignet sind. Die Kette am Hals oder der um die Hörner gebundene Strick, äußere Zeichen ihrer Unterwerfung, waren in meinem Empfinden gar nicht nötig. Ich hatte den Eindruck, dass die Tiere sowieso wussten, dass sie mir zu gehorchen hatten. Sie taten nichts, was meinem Willen nicht entsprach und ich bemühte mich zu verstehen, was sie mit ihren einfachen Bedürfnissen wollen. Der Mensch hat sein Wissen, aber auch das Tier hat das seine, schaut aus den Tiefen einer stummen Welt auf uns und behält dieses Wissen für sich. Das diskrete und zurückhaltende Tier – gleichsam vorausführend – dass früher oder später alles mit Schweigen bedeckt sein wird. Animalische Stille. Und obwohl ich oftmals beim Dorftratsch oft darüber gelacht habe, was ein Bauer der Kuh im Graben erklärt haben soll, so stand mir ehrlich gesagt dieser Bauer näher als die Spötter. Und wenn es heute vorkommt, dass ich auf dem Land im Sommer während eines langen Spaziergangs fern der Stadt Auge in Auge einer Kuh begegne, nähere ich mich ihr wie einer alten Bekannten aus gemeinsam verbrachten Tagen. Ruhig und im Vertrauen, dass sie mit nichts Böses tut.

Diese, nennen wir es, Kuhlyrik berührt noch eine andere Sache, über die man eigentlich nicht sprechen müsste, weil sie selbstverständlich ist. Sie berührt den Abgrund zwischen dem Jungen von damals und meinem heutigen Ich. Ich kann mich dieses Wortes bedienen, durchaus von einem Abgrund sprechen, denn das Gefühl, das ich damals empfand,

war genau das. Ungestüm und jäh abbrechend wie jener Grat, vor dem ich eines Nachmittags stand. Und ich muss hier, um diese wenigen Sekunden richtig wiederzugeben eines anderen, riskanteren Wortes bedienen. Offenbarung. Denn genau in diesem Stall, auf diesem Schemel sitzend erlebte ich meine persönliche Epiphanie, eine der wenigen in meinem ganzen Leben. Ich weiß nicht, wie das mit den heiligen Mystikern zu sein pflegte, wenn sie es nach Gebeten erlebten, denn mir widerfuhr nichts Derartiges. Also ist der Vergleich mit den Mystikern nicht so sehr ein Bildersturm als vielmehr unzutreffend. Denn weder strebte ich diesen Zustand an – ich wusste nicht, dass es ihn gibt – und schon gar nicht rief ich ihn hervor. Er kam von selbst und nicht in der Kirche, auf der Gebetsbank, sondern als ich unter den Kühen saß. Als sie mit Knirschen beschäftigt waren und mich nicht beachteten.

Das war nichts Großes, keine Himmelfahrt auf Schemel, keine Levitation unter das niedrige Dach des Stalls. Nein, das floss eher wie eine Welle, wenn man schon einen Vergleich gebrauchen möchte. Eine Welle heißer Luft. Etwas, wie die der Atem vom jemand, der Luftzug in einem Traum, in dem alle Türen und Fester fest verschlossen sind, dieser Luftzug aber für einen Moment anhält. Einen klitzekleinen, sehr kurzen Moment, du aber weißt, dass es keine Täuschung ist. Du hast diese Gewissheit, denn es gab nichts von außen, niemand war anwesend, kein Zug oder Wunder. Du selbst warst genug – denn das kam aus dir und war dein.

Ein seltsames Gefühl, bei dem mir klar wurde, dass ich bis dahin wie im Wasser gelebt hatte. Wie in jenem Traum, als ich mit den Mädchen schwamm. Als sich alles auf Gefühle reduzierte. Für deren Verständnis es keiner Erklärungen bedurfte. Als wäre ich bis dahin nur dazu unter ihnen gewesen um zuzuhören und zu verstehen. Alles. Ihre Erlebnisse, ihre Leiden, Bedürfnisse. Ich schaute auf alle und sah ihre Hilfsbereitschaft oder das gegenseitig zugefügte Leid – und ich hatte Mitleid mit ihnen, mit meinen Erwachsenen, die nur so schwer und bei allem nur mit großer Mühe vorankamen. Kindliche Überempfindlichkeit, die nichts anderes anstrebte, als ihr Wohlbefinden. Damit es ihnen leichter fiel, damit sie wenigstens ein bisschen glücklicher wären. So sah das damals mehr oder weniger aus – und unterlag gerade der Veränderung.

Es ist nicht überraschend, dass es geschah, sondern dass es so plötzlich passierte. Aus der Kindheit gehen wir in ein anderes Alter über, das ist normal. Mich verwundert aber, dass es so spürbar ist, mit einer Grenze, in einem bestimmten Moment. Als käme ich aus dem Frost in einen beheizten Laden. Durch eine Tür, aus der mir ein heißer Luftzug entgegenschlägt und hinter der eine neue Welt wartet.

Und Zeugen dieser Veränderung waren eben jene Kühe der Tante. Bei denen ich saß, ihrem Knirschen zuhörte und mir den Weg vorstellte, den die Nahrung durch sieben Mägen nehmen muss.

Ich musste mich aber zusammennehmen und aufstehen. Denn dort, im Haus, saß die einsame Marta.

Ich kehrte in die Küche zurück. Ich fand Marta wie immer vor demselben Fenster. Sie fuhr bei meinem Anblick zusammen. Mit einer Kopfbewegung zeigte sie auf das sich hinter der Fensterscheibe abzeichnende Dorf.

„Das Haus dort, rechts von der Ziegelei, da habe ich gewohnt.“

Sie stand auf und machte sich Kaffee. Dessen Aroma, damals immer noch neu, verbreitete sich in der ganzen Küche.

„Bevor sie ihn hinter Gitter brachten. Kazik.“ – schloss sie und holte eine Zigarette hervor. Sie zündete sie an und legte das Streichholz in den Aschenbecher. „Ich wusste, dass ich einen Fehler mache. Auch Mutter sagte: Heirate ihn nicht, Töchterchen, der ist nicht für dich..., aber wer hört schon auf seine Mutter. Und Gienia sagte immer wieder: ‚Sieh mal – ein hübscher Junge, gescheit, dunkelhaarig... Und reich. Haare hat der wie Absalom... Meinst du, dass du einen besseren kriegst?‘ Er war freigiebig, sparte keinen Groschen, als junger Frau gefiel mir das. Wenn die Jugend doch Verstand hätte...“

Sie wechselte das Thema:

„Man sollte bei ihr reinschauen, vielleicht braucht sie etwas.“

Erleichtert ging ich ins Schlafzimmer. Die Tante schlief. Im Glas auf dem Nachttisch schwammen ihre zweiten Zähne. Die Wangen waren ohne Stütze eingefallen und verwandelten ihr Gesicht in einen traurigen Bovist. Mehr als irgendwann zuvor erinnerte sie an eine gesichtslose Göttin aus der Steinzeit. Das Federbett war ein wenig heruntergerutscht, also ging ich auf Zehenspitzen hin, zog es hoch und bedeckte Gienia bis ans Kinn. Ihre stockdünnen Beine und der große, durch die vielen Geburten deformierte Bauch huschten vorbei. Ich kehrte in die Küche zurück.

„Ich weiß, sie hatte es auch nicht leicht. Sie hat sie alleine erzogen...“ sprach sie weiter, als wäre ich nicht draußen gewesen. „Ich habe die Kinder und mich selbst beweint. Dass ich so dumm war. Dass ich entweder auf Gienia hörte...“

Sie sprach nicht zu Ende, denn vor dem Fenster hörten wir Stimmen. Die Koperwasy kamen von ihrer Einkaufsfahrt zurück. Ich atmete erleichtert auf. Langsam, den Lärm vor der Tür dämpfend, kamen sie hinein. Sie waren zufrieden. Denn sie hatten ver- und gekauft.

„Und es ist“ – lachte Aloch auf – „noch etwas übrig geblieben.“

Am Nachmittag machte ich mich endlich nach Kóleczo auf. Das fiel mir nicht leicht. Ich musste mich richtig dazu zwingen. Entgegen dem Gefühl, dass es unklug, vielleicht sogar lächerlich sei. Denn eigentlich gab es keinen Grund, zumindest keinen erkennbaren, dort hinzugehen. Einen versteckten gab es natürlich. Ständig ging mir im Kopf herum, mich mit Kasia zu treffen, aber einen Grund konnte ich nicht finden. Und verabreden tat ich mich schon deshalb nicht, weil sie es vielleicht nicht gewollt hätte. Sie hätte über solche – erbärmlichen – Avancen eines jungen Verehrers gelacht oder es sogar ihren Freundinnen erzählt. Lachend erzählt, allein schon deshalb um anzugeben. Und danach, in der Kirche oder nach der Messe, würden diese Freundinnen zu mir herüberschauen und mir schließe mädchenhaftes Gekicher entgegen. Es blieb also so ein unbestimmtes etwas übrig. Weder ein Streifzug noch die Vortäuschung, man habe etwas zu erledigen – aber was hatte ein Junge in meinem Alter schon zu erledigen? Man spürte nichts außer einem würgenden Schmerz, also war alles, was einem blieb sich dem Zufall zu überlassen. Und vorzutäuschen, dass es um etwas anderes gehe. Ein Vortäuschen aus dem Gefühl des Stolzes heraus, dessen Notwendigkeit man spürt, aber dessen Wesen man noch nicht ganz versteht.

Ich verließ das Haus und lief vor mich hin. Und weil ich nicht direkt gehen konnte, wählte ich einen Umweg. Um nicht über die Chaussee nach Kóleczo zu gelangen, sondern aus Richtung des Waldes. Durch die Felder und auf Pfaden. Als würde ich von irgendwo zurückkommen und als würde es dort entlang am kürzesten sein. Es schien eine wunderschöne Frühlingssonne.

Und gerade dort, am Flüsschen, gleich hinter der Biegung, kam mir ganz unerwartet Marta entgegen. Wieder mit Sonnenbrille, wieder mit Hut und wieder sah sie wie eine amerikanische Schauspielerin aus.

Ich freute mich. Ja, ich freute mich und atmete sogar etwas auf. Erleichtert. Zum zweiten Mal nach ihrer Ankunft. Denn das nahm jene andere Bürde von mir. Ich musste nicht mehr dorthin gehen, es hatte sich etwas gefunden, was half die schlecht ausgedachte Konzeption aufzugeben. Wieder waren Marta und die mit ihr verbundenen Dinge wichtig.

Sie kam ganz offensichtlich aus Richtung des Hauses, in dem sie einst gewohnt hatte. Hatte sie sich mit Krupniak getroffen? Eher nicht, denn der war noch immer auf dem Turm. Sie arbeiteten in Schichten zu zwölf Stunden, vielleicht sogar in ganzen Tagesschichten. Wenig wahrscheinlich, dass sie ohne Verabredung hingegangen war. Vielleicht aber hatte sie aber das Haus besucht, das war ihr zuzutrauen, vielleicht hatte sie sich mit seiner neuen Frau getroffen und mit ihr gesprochen. Ich weiß nicht, ich hatte keine Ahnung, was und wie man es in solchen Fällen macht. Ich lächelte zuvorkommend – aber weder konnte noch wollte ich an ihr vorbeigehen.

„Ich habe mich von den Geistern verabschiedet.“ – scherzte sie und erwiderte mein Lächeln. „Es wird trocken, schön. Das gibt eine gute Ernte.“

Und dann, als gäbe zwischen uns diese stundenlange Pause nicht, fing sie dort an, wo sie unterbrochen worden war. So offenkundig, dass es mich verblüffte. Dass ich mich wieder so fühlte, als wäre ich für sie nicht mehr und nicht weniger als irgendein alter Brunnen. Für alle Erwachsenen. Ein Brunnen, in den man alles hineinwerfen kann. Oder ein Arena, auf dem ihre Argumente beschlossen hatten sich miteinander zu messen. Wo es ihnen passte – wie bei einem Gottesurteil – aufeinander zu treffen.

Ich fühlte mich so, als hätten sie sich gegen mich verschworen. Marta, Kazik, die Tante. Und jetzt auch noch dieser Pfarrer aus Brachlewo. Ich selbst hatte nichts zu sagen. Man fragte mich nicht, ob ich einverstanden sei oder nach meiner Meinung, wenn ich sie hätte überhaupt ausdrücken können.

„Hier sollte das Paradies sein. Das gelobte Land. Wo Milch und Honig fließen, so warben sie. Aber es war, mein Sohn, ein wahres Jammertal. Man kannte niemanden, jeder hatte vor jedem Angst. Ein paar Deutsche, Kaschuben... die Russen, ein schrecklicher Abschaum – wie die Sintflut. Na und wir, auch nicht viel besser, ein Mischmasch aus ganz Polen. Und diese neue Macht, die vom NKWD, mit Raub und Diebstahl. Kaum war eine Plage zu Ende schon begann die nächste. Danach der Sicherheitsdienst und diese Sekretäre, jeder mit einer Pistole natürlich...“

Wie bogen ab in die Felder. Wir gingen jetzt in Richtung des dunkelblauen Waldbandes. Für einen Augenblick dachte ich, dass sie zum Turm wollte.

„Das war kein gelobtes Land. Und es war auch kein Niemandsland, obschon man die Autochthonen hier mit Stumpf und Stiel ausrottete. Als wolle man das Terrain für uns reinigen. Die Marodeure bemühten sich ihre Namen zu ändern. Die Dame, die jetzt bei Iryś ist, wollte nirgendwohin gehen, sie wollte auf Gedeih und Verderb hier bleiben. Sie ist seine Köchin. Eine alte Deutsche und gute Hausfrau. Und in dem heutigen Haus von Gienia wohnte jemand, der so etwas war wie der Dorfvorsteher. Erich Wuttke mit Frau, einer großen vollbusigen Deutschen, und einem Schwarm von Kindern. Auch der wollte nicht weg. In dem verlassenem Dorf eine einzige Familie. Sie gingen täglich aufs Feld. Später abendliche Hausarbeiten, danach das Abendessen. Eine weiße Schüssel, das Ausschneiden der Suppe... Und die Front war schon zu hören. Am letzten Sonntag, es war wohl Palmsonntag, ist er dann ganz übergeschnappt. Er ließ einspannen und sie fuhren mit zwei Britschkas zur Kirche. Die war offen, noch nicht geplündert, allerdings ohne Pfarrer. Sie standen auf ihren Plätzen und beteten. Und am Dienstag haben die Russkis sie alle erschossen. Sie begruben sie nicht einmal, ließen sie hinter der Scheune liegen. Sie lagen bis zur Ankunft Gienias da. Ihre Jungs haben eine Grube ausgehoben und sie dort hineingeschoben. Kein Kreuz, kein Namen, nichts.“

Im Sommer kam Fred von der Zwangsarbeit zurück. Ausgehungert und durchsichtig wie Molke. Läuse hatte er überall, sogar auf den Augenbrauen.“ – schüttelte sie sich vor Ekel. „Man musste bis zur Haut rasieren. Als er sich erholt hatte, schloss er sich Gienias Geschäften an. Und kam hierher. Und ich hinter nach ihm. Als diese – jämmerliche – neue Macht kam, tat sich Gienia rasch mit ihnen zusammen. Hosenscheißer mit Holstern unter den gestohlenen Jacketts, PPRler, alles mögliche Gesindel. Volksdeutsche, die plötzlich zu Patrioten geworden waren. Sie regierten, also stahlen sie. Und mordeten. Man wusste nicht, woran man sich halten sollte. Gienia war älter, also dachte ich, auch klüger. Politisch sehr aktiv, sie redete an einem Stück und wurde auch sofort eine PPRlerin. Eine Pistole hatte sie auch, und ob... Ich dachte, das wäre vorbei. Dass sie nicht mehr daran denkt. Aber sie hat selbst damit angefangen. Es scheint so, als würde sie noch etwas plagen. Ja, mein Sohn“ – sagte sie – „man konnte nirgendwohin fliehen... Es gab zwar keine Grenzen und trotzdem wusste man nicht wohin. Und Gienia immer selbstbewusst. Sie griff zu, als gehöre es ihr, sie nahmen alles in Beschlag – wie die Wanderameisen...“

Sie schüttelte den Kopf so, als sähe sie das alles wieder. Sie ging neben mir her und sprach. Sie sagte das alles mir. Einem Kind. Schwierige Dinge aus der Welt der Erwachsenen. Sie lief zu mir hingebeugt, so dass ich mich richtig wichtig fühlte. Nicht nur in der Art, die mich schon am Tag ihrer Ankunft überrascht hatte, als sie die Kinder so aufmerksam begrüßt hatte. Da war noch etwas mehr. Für einen Moment spürte ich das, was später zur Essenz des erwachsenen Lebens wird: Ernst. Ernst und Wertschätzung. Von jemandem für dich, sicher, aber auch dieselbe, die jemand von deiner Seite erwartet. Einfache kindliche Entdeckungen, wir kennen das. Und damals spürte ich auch, dass sich unter der Clownerie, die ein Teil von uns ist, ein harter Untergrund befindet. Vielleicht nicht allzu groß, vielleicht nicht größer als eine Insel aus ein paar Sätzen, ein paar Geboten, aber immerhin.

Und das damit verbundene, sich allmählich entwickelnde Bedürfnis nach Reinheit. Das in dem Jungen von damals dank des Besuchs von Marta erwachte.

Nachdem wir einen Bogen gemacht hatten, näherten wir uns unbemerkt, der Behausung der Tante. Von hinten, von den Wiesen kommend, erblickten wir sie. Sie waren alle da. Auch Tante Gienia war an diesem Tag vom Tisch aufgestanden und war in der wirklich schönen Sonne vorsichtig an die Hausschwelle getreten. Die Hausbewohner waren gemeinsam mit ihr ausgeschwärmt. Sie winkten uns zu.

Ich schaute sie aus der Ferne an und konnte die erregten Kinderstimmen unterscheiden. Ich schaute so, als würde ich mich nicht nähern, sondern entfernen. Ein seltsames Gefühl, nicht einmal optisch, vielmehr eine sich in den Vordergrund schiebende Anomalie. Als würde ich – mich nähernd – in einem Brunnen versinken. In dem Bruchstücke, Silben ihrer Wörter wiederhallten. Auf der Brunnenauskleidung dröhnend, zu mir vorstoßend, der etwas benommen oder nicht ganz anwesend war. Jemand von ihnen sagte etwas, das Heiterkeit auslöste und sie lächelten wie auf einer Fotografie. Auch Gienia lachte. Gelöst und leicht, scherzend. So standen sie dort – und so sehe ich sie heute noch. Die ganze Schar vor dem Haupteingang, versammelt um die ausladende, aber auf ihre Art wohlgeformte Tante. Mit der Fachwerkwand im Hintergrund, mit dem an die Türleibung gelehnten Aloch und mit dem an der Mauer stehenden Fahrrad.

XIII

Es ist Zeit das zu erzählen, was immer vorherzusehen war. Tante Gienia starb. Es gelang ihr nicht jemanden zu betrügen oder etwas hinauszuschieben. Es kann sein, dass sie uns und sich selbst ein wenig mehr an den Tod gewöhnte, uns lehrte an ihn zu denken. Vielleicht hatte sie in den letzten Jahren sein Eintreten sogar demütig akzeptiert, aber wohl nicht so sehr. Sicherlich, das wäre nicht wenig gewesen, vielleicht kann man auch nicht mehr tun. Das Verdienst Gienias besteht darin, dass sie zeit Lebens dort manipulierte, wo es gewöhnlich niemand tat.

Sie starb viel später als Sabina. Sie nahm noch an Beerdigung Stefans teil, des glücklosen Einzelkindes von Iryś. Von dem, der in einer Pfütze ertrunken ist. Aber sie war auch auf der Hochzeit von Kasia, zu der auch ich kam. Sie saß am anderen Tische, weit von mir entfernt. Ich ging zu ihr, um sie zu begrüßen und wenigsten ein paar Worte zu wechseln. „Ich hätte nicht gedacht, dass ich es noch erlebe.“ – sagte sie echt gerührt. „Das ist meine Urenkelin und ich bin ihre Urgroßmutter.“

Sie sollte bald Urgroßmutter werden und sie wusste es. Auch das hat sie noch erlebt. Sie hat ihren Urenkel noch gesehen – und ihn mit seiner Hand berührt.

Ich fuhr von Hawa zur Beerdigung der Tante. Ich war nicht allein, wir fuhren zu dritt. Mit meinen beiden jüngeren Söhnen. Wir übernachteten bei Familienangehörigen und machten uns am nächsten Morgen auf den Weg nach Koperwasy.

Ich erinnere mich gut an diesen schweigend zurückgelegten Weg. Ich dachte an das, was jetzt endgültig vorbei war. Ich fuhr etwas zu schnell, hatte aber genug Zeit um mir die in der Ferne glänzenden, zwischen den Hügeln versteckten, größeren oder kleineren Seen anzuschauen. Sie sind wie die Augen der Erde, in denen sich das Blau des Himmels widerspiegelt. Aus den Augenwinkeln sag ich die hügeligen Felder, auf denen ziegelrote oder graue Gehöfte standen, mit einer hier und da weidenden Kuh. „Das ist nach der Eiszeit entstanden.“ – erklärte ich den Jungs als wäre es von größerer Bedeutung. „Die Kühe?“ – fragte mich der Jüngere verwundert.

Ich begriff, dass ich alt und sentimental. Aber ich hatte nicht vor das zu verbergen. Auch nicht meine Rührung. Ich wollte, dass die Junges sie wahrnehmen – und dass sie verstehen, dass dies ein normaler Zustand ist.

Tante Gienia saß nach Sabinas Beerdigung stundenlang am Tisch. Sie schaute aus dem Fenster. Sie beschäftigte sich weder mit dem Haus noch mit dem Hof. Es verging eine Woche, ein Monat und sie kam noch immer nicht zu sich. Das war also der Schlag, der immer kommt, den sie nicht aushalten konnte. Sie zerbrach wie ein Stock, man kann danach nicht mehr so leben als wäre nichts geschehen. Das eigene Kind begraben war in ihrem Alter zu viel.

Das Haus hielten mehr schlecht als recht zwei Enkelinen, die Töchter von Sabina, in Ordnung. Sie hatten gerade die Schule beendet und es nicht fürs Studium geschafft. Den Hof führte Aloch. Die Tante verzichtete nach einem Jahr darauf den Laden zu leiten und ging auf Rente, die ihr schon seit Jahren zustand.

Ich ließ mich bei den Koperwasy noch ein paar Mal blicken und fand die Tante immer am Tisch oder irgendwo in der Nähe. Außer dem sonntäglichen Kirchengang fuhr sie nirgendwo mehr hin. Ihre Augen schauten mit der Melancholie und Ruhe einer alten Frau. Gerade in diesen letzten Jahren erzählte sie mir von Onkel Józef, ihrem Mann, und sogar ein bisschen von Kazik. Von ihm am wenigsten, das was sie sagte, war aber wichtig. Einmal, als sie von seinem Schicksal erzählte, ließ sie nebenbei die Bemerkung fallen, dass er wohl am meisten unter all dem gelitten habe.

Sabina lebte nicht mehr, die Tante hatte sich zurückgezogen, Iryś hatte ein Gewächshaus gebaut und mühte sich in der Gärtnerei. Zweimal in der Woche stand er auf dem Markt in Kwidzyn und verkaufte Gemüse, später auch Blumen. Er war von morgens bis abends beschäftigt, also musste Aloch den Hof übernehmen. Das war natürlich, er war vor Ort.

Er führte den Hof so gut er konnte. Und er konnte viel. Denn er stammte aus jenen Gegenden, in denen sich die Bauern recht viel von den Deutschen abgeschaut hatten.

Vor allem kümmerte er sich um die Maschinen und sogar um die kleinsten Geräte. Er zerlegte sie in ihre Einzelteile, säuberte, strich und ölte sie. Die Kinder halfen ihm und lernten von allein, was wozu dient, wie man es zusammensetzt und konserviert. Das was zu nichts mehr zu gebrauchen war, verbrannte er in einem großen Feuer hinter der Scheune. Den Eisenkram vergrub er, damit er nicht mit Brennesseln zuwuchs. Im Winter konstruierte er einen Zerschroter und mahlte damit das Futtergetreide. Zunächst nur für sich selbst, danach begannen die anderen damit, ihr Getreide anzuliefern. Sie fuhren vor, trugen die Säcke hinunter und blieben dann voller Bewunderung in die Nähe des Zerschroters stehen. Auf diese Weise hatte Aloch außer dem offensichtlichen Prestigegewinn noch eine zusätzliche Einnahmequelle.

Bald kaufte er eine kleine Dreschmaschine und einen Pferderechen. Zuerst bediente er sie alleine, später mit jemandem, dem er vertrauen konnte. Die Dreschmaschine flog bald auseinander, es gab keine Ersatzteile, also lieh er sich Geld und kaufte eine neue. Er stellte sie auf die andere Seite, die Windseite der Scheune, schloss Elektrizität an und drosch das Getreide für das halbe Dorf. Um es leichter zu haben, steckte er einen neuen Weg ab, auf dem eigenen Feld, in großem Bogen um das Anwesen. Man musste ein neues Brückchen bauen

– und er baute es. Mit betonierter Auskleidung, durch Pfähle verstärkt, stabil. Es besteht bis heute, obwohl dort niemand mehr entlangfährt.

Er stand früh auf, drosch oder schrotete und machte sich dann an die Hofarbeiten. Später kam er um Frühstück zu machen. Wenn es auf dem Tisch stand, weckte er die Kinder. Die Tornister standen auf den Stühlen, tags zuvor gepackt, jeder hatte seinen Platz. Wenn das letzte Kind in die Schule gegangen war, ging auch er aus dem Haus. Zur Feldarbeit. Erst jetzt begann ich zu verstehen, was er früher, in der Epoche der Zwangsherrschaft der Tante im Sinn hatte, wenn er lächelnd immer wieder wiederholte: „Wer dem Weib gehorcht, kommt an den Bettelstab...“

Die Tante blieb am Tisch, den ganzen Tag allein. Sie sprach nichts, sie mischte sich weder in die Kindererziehung noch in Pläne und Vorhaben ein. Das langjährige Matriarchat ging in Koperwasy seinem Ende entgegen.

Tante „Gienia“. Genau so und nie anders. Wenn schon, dann „Genofewa“, in verkleinerter Form aber immer und obligatorisch mit jenem „i“ in der Mitte. Der entfernte Kusine Eugeniusz funktionierte in der Familie als „Genek“, ohne irgendwelche Erweichungen, weil diese nur ihr zustanden. Dieser Vorname, die weibliche Version einer männlichen Form, forderte diesen Buchstaben ganz selbstverständlich ein. Sogar, wenn man einen Brief schrieb, war es immer diese Kombination. „Tante Gienia“ funktionierte wie ein Stempel.

Nach dem Tode von Sabina hörte Aloch auf zu trinken. In den „Hafen“ schaute er überhaupt nicht mehr hinein. „Ich bin aus der Zunft ausgetreten.“ – erklärte er denjenigen, die sich wunderten. Wenn er Zigaretten brauchte und der Kiosk geschlossen hatte, schickte er einen seiner Jungs ins Wirtshaus.

Und noch eins: er kehrte zu seinem Namen zurück. „Herr Aleksander“ – sprachen ihn die Kleinen und die Großen an, niemand jemals anders.

Im Herbst suchte er ein Stück Feld aus und pflanzte dort kleine Sträucher an, die in dieser Gegend ganz unbekannt waren. An jedem Strauch befestigte er einen kleinen Pfahl. Er verband die Pfähle mit einem Draht. Wenn man ihn fragte, was das denn für eine Anpflanzung sei, lächelte er und erteilte nur ausweichende Antworten. „Das ist mein Hobby. Damit ich im Alter eine Beschäftigung habe.“

Im Frühjahr schnitt er die Setzlinge zurück, im Herbst noch einmal und hüllte sie ein. Er hatte gut daran getan, denn der Winter war so streng, dass die Leute die Kälber mit in die Wohnungen nahmen. Die Setzlinge überstanden den Winter und zwar fast alle und dort, wo sie erfroren waren, setzte er die Lücken mit neuen zu.

Im Herbst wurde das Geheimnis gelüftet. Einer der besonders Neugierigen näherte sich den Pflanzen und schaute sie sich genauer an. Auf einer fand er eine winzige harte Weintraube. Es war also ein Weinberg. Ein sentimentales, aus der Leubuser Land wieder aufgenommenes Spiel als Winzer.

Fünf Jahre nach Sabinas Tod heiratete Aloch – eigentlich Aleksander Berlacz – zum zweiten Mal. Gleich danach verließen die Kinder das Haus um Schulen zu besuchen. Das heißt die Jungs, denn die beiden Mädchen hatten schon früher geheiratet. Außer der Mitgift stiftete er ihnen Hochzeiten mittlerer Größe.

Sie blieben zu dritt im Haus. Die Tante, die neue Frau und er. Sie kamen miteinander zurecht, sogar ganz gut, denn niemals hörte man etwas Schlechtes über sie. Damals gab ich es im Übrigen auf dort hinzufahren. Nicht wegen der Frau, sondern weil die Menschen und das Haus nicht mehr dieselben waren. Und auch später, nach dem Tod der Tante, bin ich nur einmal dort gewesen, um den Kindern meine Kindheit und meine Gräber zu zeigen. Das interessierte sie nicht, sie wollten nicht einmal Aloch kennenlernen. Für sie waren das unbekannte Dinge, nicht ihre Welt, aus dieser Richtung kam keinerlei Wärme. Wir standen also kurz auf dem Friedhof, vor den Gräbern von Sabina und den Zwillingen, aber vor dem Haus stiegen die Kinder nicht einmal aus dem Auto aus. Aber das war noch später, erst vor kurzem.

Die Tante starb also. Sie war schon fast hundert, klein und vertrocknet wie alle mürbe gewordenen Großmütter. Wie die mit dem Stock, die wir immer vorsichtig auf dem Randstreifen überholen. Es war mit ihr wie in dem alten Mythos, sie verwandelte sich in ein sich immer mehr zur Erde neigendes Kind. Bis sie in ihr versank. Ich fuhr hin. Ich hatte schon immer gewusst, dass ich hinfahren würde, wenn es passiert.

Mit dieser Beerdigung ist ein Ereignis verbunden, an das ich noch heute nur widerwillig und mit Grausen zurückdenke. Denn damals war es dort schrecklich und lächerlich zugleich, wie die Landsleute Grischas zu sagen pflegen. Und wenn ich heute an diesen Tag zurückdenke, dann ist wird jeder meiner Sätze von dieser Gefühlsmischung bestimmt.

Der Tod Gienias ereignete sich zu einer Zeit, als auf den Dörfern nicht nur das Fernsehen auftauchte, sondern auch alle anderen Geräte der neuen Ära. Noch nicht der Computer, aber bereits das Radio mit Tonband, das schwer auszusprechende „Video“ und schließlich auch Kameras. Dieser auf dem Lande ablesbare Fortschritt war auch auf dem Leichenschmaus feststellbar. Ganz offensichtlich war es Gienia bestimmt gewesen, dass ihr am Lebensende groteske Grimassen zusetzen sollten. Was war passiert? Na ja, nichts besonderes, heute kennen wir diese Bilder von vielen Hochzeiten und Kommunionen. Einer der Urenkel fing in der Friedhofskappelle vor dem offenen Sarg damit an einen Film aufzunehmen. Der Amateurregisseur – eine ziemlich lästige Figur.

Als sie starb, spürten alle, dass eine Welt versank, die viele Jahren lag, wie auch immer, ohne größere Veränderungen funktioniert hatte. Ich weiß nicht, ob diese Welt groß oder klein war. Wenn ich es wüsste, würde ich nicht so viel darüber sprechen. Für mich als Kind war sie groß, denn sie war die einzig. Sogar heute, da ich ihr wohl die angemessenen Proportionen geben könnte, möchte ich das nicht. Mir schiene es eine Lüge, eine Veruntreuung zu sein. Damals war sie wichtig, weil sie die erste war.

Auf seine Weise verstand dies auch der die Beerdigung filmende Kameramann und Künstler. Er mühte sich sehr, um die wichtigsten Einstellungen einzufangen. Er kam näher, ging in die Hocke, beugte sich gefährlich vor, danach zoomte er oder ging wieder auf Distanz. Seine Anwesenheit – während der dramatischen Momente – war noch nachvollziehbar. Er war jung und verstand einiges noch nicht. Überraschend und fast unerträglich war etwas anderes. Die Tatsache, dass die Begutachtung des Films während des Leichenschmauses erfolgte und dass dies von allen schweigend akzeptiert wurde.

Der Film wurde von dem nach dem Tode von Stefan geborenen einzigen Sohn gedreht. Von dem, der in einer Pfütze ertrunken war. Denn Stefan hatte – wie ich wohl schon erzählt habe – vor seinem Tod geheiratet.

All diese Tode, Zufälle und Unfälle waren in Koperwasy nichts Besonderes. Und man behandelte sie auch nicht als etwas Unnatürliches. Selbst dann, wenn es ein Kind oder ein Junge war, der mit einem Moped tödlich verunglückte. Sicher, man war verzweifelt, denn es handelte sich um einen Todesfall, aber jeder verstand, dass der Tod eben der Tod ist. So oder anders, schließlich ist er etwas Normales. Nur die Tante unterschied sich von ihnen. Sie wollte sich mit ihm, mit dieser Normalität nicht abfinden. Etwas ganz Offensichtliches akzeptieren.

Marta kam nicht zur Beerdigung. Der Besuch, zu dem sie sich ein paar Jahre zuvor entschieden hatte, erschöpfte und befriedigte ihre familiären Bedürfnisse. Als sie später, in den 1990er Jahren, nach Polen kam, tat sie es wegen Kurt. Damit er, der seit dem Krieg nicht hier gewesen war, sich während seines Besuches nicht einsam fühlen sollte. Ich weiß nicht einmal, ob sie während dieses zweiten Besuchs am Grab ihrer Schwester war.

Der Australier, der Mann Gienias, meldete sich nie wieder. Er ist wahrscheinlich ein paar Jahre früher verstorben, denn die Briefe von Iryś kamen als unzustellbar zurück. Vielleicht hatte er da drüben niemanden, möglich ist auch, dass er jemanden hatte, man weiß es nicht. So oder so, die Koperwasy bekamen nicht einmal den Totenschein des Vaters zugestellt.

Auch Iryś war nicht mehr am Leben. Eine notdürftig verheilte Tuberkulose, über die im Übrigen niemals gesprochen wurde, machte sich plötzlich wieder bemerkbar und brach eines Frühlings aus wie ein Geysir. Im Mai, an ausgesprochen schönen Tagen, starb er und wurde beerdigt. Die Menschen und die mit ihnen verbundenen Dinge verabschiedeten sich und gerieten in Vergessenheit.

Zur Beerdigung von Gienia kam eine Unmenge Menschen. Das ganze Tal von Koperwasy und dazu noch Gäste von außerhalb. Diejenigen, die jahrelang gekommen waren, jetzt allerdings nicht mehr mit Bussen oder Zügen, sondern mit ihren größeren oder kleineren Autos. Es waren – wie eines der Kinder zählte – sechzehn. „Schade, dass es nicht einundzwanzig, das wäre Black Jack gewesen.“ – fügte eine Stimme so überraschend hinzu, dass ich mich umdrehen musste. Es war der jüngste Sohn von Aloch.

Für die mit der Beerdigung verbundenen Kosten kam Aloch in Gänze auf. Auch das Geld für den Leichenschmaus stammte von ihm.

Dies war offensichtlich und angemessen, denn Gienia hatte ihm fast alles überschrieben. Das Land, das Haus und das ganze Anwesen. Niemand anders hätte es gewollt oder gar benötigt. Sogar Iryś machte nicht nur keine Einwände geltend, sondern riet geradezu dazu. „Ich habe genug Ärger mit meinem Kram, wozu noch etwas dazunehmen.“ – sagt er solange zur Mutter, bis die Tante sich sicher sein konnte, dass diese die beste Lösung war. Nur den Schmuck und einen Teil vom Tafelservice mit deutschen Signaturen vermachte sie Kasia Kurcjanówna.

Kasia heiratete einige Jahre später nachdem sie das Lyzeum beendet hatte. Zweimal versuchte sie ein Studium aufzunehmen, zweimal wurde sie abgelehnt. Der dritte Versuch war schließlich die Heirat. Ich war auf ihrer Hochzeit, wir schauten uns in die Augen. Als es niemand sehen konnte, drückte ich mich mit meiner ganzen Härte gegen ihre festen, weißen, unter dem Kleid verborgenen Schenkel. Sie wehrte sich nicht. Sie war erfahrener als ich. Meine erste Liebe war vorbei, unsere blutschänderische Verbindung fand ein Ende.

Nach ein paar Monaten schickten die jungen Eheleute ein freudiges Telegramm: Kasia war Mutter geworden. Ich freute mich nicht, ich spürte, dass ich wieder allein war. Als ich sie später traf, umgeben von ihren Kindern, sah ich, nahm ich wahr, dass von der Ähnlichkeit mit Marta nichts geblieben war. Sie hatte sich nicht nach vorn, sondern zurück entwickelt. Zu einer traditionellen, sehr gewöhnlichen Variante. Sie war genauso grau geworden wie ihre einer verheirateten Frau angemessene Kleidung. Vom damaligen Glanz waren nur noch ihre Augen geblieben. Aber man sagte, dass sie glücklich sei und dass „sie einen guten Kerl abgekriegt habe“.

Ausgerechnet auf der Beerdigung Gienias sah ich die zweite Frau Alochs zum ersten und einzigen Mal. Sie war erheblich jünger als er, glich sich ihm aber bald an. Sie sahen aus wie Bruder und Schwester. Beide schlank, mit rotblonden, schon etwas ergrauten Haaren. Sie war sanft und beherrscht in ihren Bewegungen. Eine von jenen Bäuerinnen, die immer auf ihrem Platz sind. Man sah, dass sie mit ihrer Gelassenheit eine zweite stützte, jene, die Aloch nach Jahren wieder zurückgewonnen hatte.

Nach der Beerdigung lud Aloch – wie er sich ausdrückte – zum „traditionellen“ Leichenschmaus ein. Der Leichenschmaus fand nicht im Haus der Verstorbenen statt, sondern in dem neu errichteten der Enkelin. Von Fabiola Kurcjanówna, der Schwester Kasias. Derselben, von der es hieß, dass sie die Stadt gesehen habe und durchgedreht sei. Die über Jahre keine Kinder haben wollte, weil die sich negativ auf die Figur auswirken.

Wir kamen vom Friedhof zurück. Jadzia enthüllte die Spiegel. Wir setzten uns alle zum Leichenschmaus, ohne bestimmte Ordnung und es fing an. Kutteln und rote Rüben wurden gereicht, Schnaps auf den Tisch gestellt, aber bevor man die Schüsseln mit den Kartoffeln brachte, hatte der Kameramann die Geräte angeschlossen und auf dem Bildschirm wurde der Film der gerade erst beendeten Beerdigung gezeigt.

Das sind Dinge, die man schwer beschreiben und sich unmöglich ausdenken kann. Um sie erzählen zu können, müssen sie sich wirklich ereignet haben.

Also begann die Grotteske. Dem Filmschnitt fehlte der letzte Schliff, die Montage ließ viel zu wünschen übrig, aber das kümmerte den Kameramann nicht. Sein Ziel war ein Dokument und kein Spielfilm, der das Pathos und den Ernst des Augenblicks wiedergegeben hätte. Es gab keine fließenden Sequenzen vom Heraustragen des Sarges, der Gottesdienst war bruchstückhaft in den weniger wichtigen Momenten aufgenommen worden. Gezeigt wurde auch nicht der Trauerzug, die Überführung des Sarges zum Grab. Wichtig waren die Menschen und ihre Reaktionen, hier hatte sich der Regisseur, das muss man trotz allem sagen, bewährt. Mit pornografischer (das Wort gehört hierhin) Genauigkeit zeigte er die schmerzverzerrten Gesichter und üppigen Tränen der Gäste. Er nahm die Verstorbene in ihrem Sarg auf, präzise filmte er ihren aufgeblähten Bauch und die Hände, die von den verzweifelten, rotäugigen Trauergästen geküsst wurden.

Der Fernsehapparat stand am Ende des Tisches, auf dem Lieblingsplatz Gienias und die Tante erschien auf dem Bildschirm. Höchstpersönlich, in der sogenannten virtuellen Version, nur etwas weniger real als sie zeit ihres Lebens für mich gewesen war.

Es gab noch einen Unterschied. Ihre Gestalt erschien uns nicht mehr sitzend, wie die vielen Jahre zuvor, sondern horizontal. Im Sarg. Dem letzten Möbel, das sie beanspruchte.

Sie wirkte klein, denn sie war wohl zu tief hineingelegt worden. Nur die Nase und der Bauch schauten hervor, auf ihm die mit dem Rosenkranz gefesselten Hände. Sie selbst schien in dieser Position gefesselt zu sein und das nicht nur durch den Rosenkranz. Sicher, die Natur hatte sie mit keiner besonderen Körpergröße ausgestattet, allerdings war leicht zu erkennen, dass man es hier nicht besonders gut mit ihr gemeint hatte. Ganz sicher war sie nicht ganz so klein, wie sie in diesem Film vorgestellt wurde. Der Kopf auf dem Kissen schien kleiner zu sein als zu Lebzeiten, das Gesicht auf dem weißen Samt wirkte indessen nicht nur grau, sondern geradezu schwarz. Alte Menschen haben keine roten Wangen, Bäuerinnen und Bauern haben einen sonnenverbrannten Teint, nichtsdestoweniger war das Gesicht der Tante zu dunkel. Man erzählte später, dass das von der Leber gekommen sei, dass man deswegen so schwarz werde, aber dieses Schwarz war absolut auffällig. Wir schauten uns das ganz genau mit Hilfe der Kamerafahrten an, da der Regisseur mehreren Ebenen gearbeitet hatte. Die schwarze Schnute und der kleine Kopf, wie ausgetrocknete. Man hatte den Eindruck, dass sich die Tante nicht nur in Richtung Wachsfigur, sondern noch weiter bewegt hatte. In Richtung Mumie, also eines Wesens, das außerhalb des für uns erreichbaren Alters überdauerte. Ich schaute sie an und überlegte melancholisch geworden, dass dies wohl die einzige für uns vorgesehene Form der Unsterblichkeit ist. Nicht großartig, aber dennoch ein wenig länger während als die Hölle menschlicher Erinnerung.

Die Filmdokumentation rief frische Tränen hervor. Noch waren die anderen nicht getrocknet, wir fühlten sie noch auf den Wangen, und schon forderte der rücksichtslos manipulierende Regisseur neue Rührung von uns. „Oh, schaut nur, Aloch weint! Und hinten stehst du, Medard, siehst du? Du weinst auch. Tante Jadzia kommt am besten raus.“ Niemand flüsterte ihm zu, niemand bremste ihn. Ich wollte dies auch nicht tun, denn wenn es ihnen recht war, dann erst recht mir, einem Gast, der viele Jahre nicht da gewesen war?

Man reichte den Hackbraten. Die Trauergäste schauten mit einem Auge auf die gefilmte Gestalt, mit dem anderen auf die kleinen Fleischklöppe. Danach gab es einen Schweinebraten in Öl, später, ohne Rücksicht auf die Reihenfolge, alles andere. Salat aus mehreren Gemüsesorten, Fischfilets, Streuselkuchen, Leber mit Zwiebeln. Dann, mir nichts dir nichts, Brühe – und all das wurde begossen mit einem traurigen und anscheinend zu schwachen Schnaps, der noch immer stellte sich nicht die erhoffte Entspannung ein.

Der Lärm nahm zu, die Stimme des Regisseurs drang nur noch mit äußerster Mühe durch. Der Fernseher brummte, auf dem Flur tobten die Kinder, meine Söhne schauten mich verwundert an. Es machte keinen Sinn länger zu bleiben. Nachdem wir Aloch erklärt hatten, dass wir ausschlafen müssten, verabschiedeten wir uns und traten ins Freie.

Lucyna, die aus Hawa, kam uns nachgelaufen. Sie wollte mit uns nach Hause fahren. Die, mit denen sie angereist war, beschlossen, nachdem sie etwas getrunken hatten, in Koperwasy zu übernachten. Dem stand nichts im Wege wir hatten genug Platz und erklärten uns sofort bereit. Sie bat nur, noch einmal mit ihr nach oben zu gehen um ihre Handtasche zu holen, denn wenn sie allein hinginge, würden sie sie nicht wieder ziehen lassen. Ich begleitete sie.

Als wir den ersten Stock erreicht hatten, blieben wir verwundert stehen. Drinnen, dort wo der Leichenschmaus stattfand, geschah etwas Ungutes. Es sumnte wie in einem Bienenstock. Wir drückten auf die Klinke.

Durch die jäh geöffnete Tür, wie durch das Leck in einem sinkenden Schiff, schlugen uns Lachen und Schwaden von Zigarettenrauch entgegen. Das war wirklich ein Bienenstock. Es redeten alle, ein jeder mit dem anderen, jeder mit irgendjemandem in der Nähe oder auf der gegenüberliegenden Tischseite, gestikulierend und sich Flaschen reichend. Schwarz und in schwarzen Anzügen ballten und drängten sie sich zusammen – endlich unter sich, ohne die auswärtigen Gäste. Und daz – was im diesem Moment am wichtigsten war – ohne die Tante, die sicherlich für Ordnung gesorgt hätte. Als wären sie zu dem uralten, natürlichsten Chaos unter der Sonne zurückgekehrt. Und dieses Lachen um den Fernseher herum. Verständlich, nach so vielen Monaten des Sterbens, aber absolut unangebracht – ein so befreites Lachen, als seien sie keine Trauergäste, sondern eine Hochzeitsgesellschaft, lange nach Mitternacht. Niemand beachtete noch die Tante, die vom Bildschirm. Der Fernseher warf ein blaues Licht in das Zimmer, der tonlose Film ging im allgemein herrschenden Lärm unter. Man servierte Schweinesülze.

Ich zog mich ins Innere des Korridors zurück, Lucyna ging alleine hinein. Ich hatte den Eindruck, dass das, was dort mit der virtuellen Tante geschah, wie eine Rache war. Ja, das war Rache. Es war wie die Ironie des Schicksals gegenüber einer, die den Mut gehabt hatte, sich dem Tod gegenüber zumindest ambivalent zu verhalten. Ihn provozieren, ihn herbeirufen, aber auch mit seiner Hilfe erpressen.

So sah das also aus. Diese Familie. Die Koperwasy, so oft zu groteskem Verhalten gezwungen, nicht selten lächerlich gemacht, ließen mit einer misslungenen Filmproduktion und einem liederlichen Leichenschmaus den wichtigsten Moment im Leben Gienias zur Farce geraten. Auf den sie sich so intensiv vorbereitet hatte, den sie bis ins kleinste Detail hatte arrangieren wollen. Jetzt hatte sie also ihre Regie bekommen. Die Koperwasy, in all den Jahren vom Komödiantentum angesteckt, erlaubten sich, die wichtigste Beerdigung in der Familie in eine echte schwarze Komödie zu verwandeln.

Das alles sollte erst noch geschehen. Es war wild und unwahrscheinlich, wie ein total verrückt gewordener Irrer, ich weiß. Aber es geschah.

XIV

Martas letzte Tage in Koperwasy vergingen im Nu. Die Tante wurde gesünder, es blieb nichts mehr zu tun. Das Leben kehrte zur Norm zurück, man musste nach Hause fahren.

Auch für Marta wurde es nun Zeit. Vor der Abfahrt wollte sie noch einige Verwandte besuchen. Auf dem von Sabina voll gestellten Tisch machte sich der Nebel der Melancholie breit. Das Lachen der an dem glücklichen Leichenschmaus Beteiligten verstummte. Die Familienangehörigen tauschten von der Völlerei verblasste Blicke aus.

Da kam Marta auf eine seltsame Idee. An einem der Nachmittage als Sabina überlegte, was sie zum Mittagessen machen sollte, schlug die Tante vor, dass man statt Pökelfleisch nicht mehr und nicht weniger als ein Erntedankfest in Koperwasy machen sollte.

„Man braucht dazu keine Delikatessen.“ – versuchte sie die skeptische Jadzia zu überzeugen. „Ein wenig Zucchini, ein wenig Moosbeeren... Den Teig mache ich und Öl hast

du doch? Es wird feierlich und amerikanisch. Ein richtiger Thanksgiving Day. Und die Zucchini als Vorspeise, nicht hinein.“

„Na eben.“ – schloss sich die durch das unbekannte Wort verunsicherte Jadzia an – „Hinein nie... Nur woher einen Truthahn nehmen?“

„Im Falle eines Falles kann man auch Kürbis nehmen, sogar aus dem Weckglas!“ – gab Marta klein bei. „Man füllt die Truthahnhälfte mit Farce, legt sie in die Bratpfanne und fertig. Und der Mais?“

„Wieso?“

„Ich mache einen Gang daraus.“

„Ach geh, wer isst denn das?“ – verzog Jadzia das Gesicht.

„Na dann ohne. Hält jemand in Kóleczo Federvieh?“

„Ja sicher, aber...“

„Was?“ – fragte Marta.

„Wir stehen mit denen auf Kriegsfuß... Die alten Drewniaks haben Truthähne.“

„Dann lass sie über die Kurcjanows bitten.“

Ich hatte die Hoffnung, dass sie mich nach Kóleczo schicken würden, aber die Sache war zu wichtig, um damit ein Kind zu beauftragen.

Jadzia machte sich für den Aufbruch bereit. Unsicher fragte ich, ob ich mitfahren dürfe. Sie nickte.

„Die Marta wird sonderlich.“ – sagte sie zu mir, bevor wir auf die Räder stiegen. „Sie hat selbst zum Pfarrer gesagt, dass das Fest der Danksagung im November ist. ‚Fengivindej‘. Beide schenken sich nichts.“ – fasste sie zusammen. „Die eine zieht in die eine Richtung, die andere in die andere.“

Ich sah mich in Kóleczo um, während sie am Organisieren war. Sie kam aus einem der Häuser heraus, winkte mir aus der Ferne zu – und verschwand hinter der Tür eines anderen. Ich ging zur Pumpe, drückte auf den Hebel und wusch mir das Gesicht. Wohl zum letzten Mal, denn später, als sie Wasserleitungen verlegten, verschwand die Pumpe.

Ich dachte an die Schwestern. Eine Stunde verging nach der anderen, und sie waren noch zu keiner Verständigung gekommen. Ich spürte, dass alles, die Dinge von damals, von Schweigen überdeckte wurde.

Und dann die Zeit. Die nicht hervorhebt, sondern verwischt. Und wenn es nach Gienia ging, sollte die Zeit schon längst alles getilgt haben.

Ja, das war wohl wahr, nur dass sie selbst – und da war ich Zeuge gewesen – damit abgefangen hatte. Tante Gienia. Und jetzt, nachdem sie den Wolf aus dem Wald gelockt hatte, wollte sie ihn wieder zurücktreiben. Aber dafür war es zu spät.

Wozu hatte sie damit überhaupt angefangen? Aus Angst? Oder umgekehrt, weil sie sich so sicher fühlte? Weil sie sich auf ihrem Terrain befand und nicht beabsichtigte klein bei zu geben? Sie hatte das Haus und die Familie, die sie über die Jahre beschützt hatte, hinter sich, sie war im Besitz dessen, was sie sich angeeignet hatte. Warum dann dieses Verhalten?

Jetzt war Marta in der Offensive und Gienia versuchte wieder in ihre alte Position zu gelangen. Sie war selbst schuld, sie musste jetzt in Martas Anwesenheit klagen. Verspätet, unnötigerweise. Eines Tages sagte sie zu folgendes zu Marta:

„So unterstützt du mich also? Mich, die mit einem Bein im Jenseits steht? Ich sterbe und du rechnest ab? Du bist hart gesotten, Schwesterlein... Ich frage nicht einmal, mit welchem Recht, aber pass bloß auf, meine Liebe, denn wir leben in anderen Zeiten. Ein anderes Leben. Es war wie es war. Ich weiß sehr gut wie. Alle haben zugegriffen, also griff auch ich zu. Wenn ich's nicht gemacht hätte, dann andere. Und Kurt kannst du sagen, dass ich keinen Stachel im Fleisch spüre. Die Beute wurde ganz normal aufgeteilt. Das weißt du nur zu gut, ich muss es nicht wiederholen. Aber du mahlst und mahlst. Dasselbe Korn. Kein Korn“ – verbesserte sie sich – „es ist Spreu. So viele Jahre sind vergangen, du lebst in einer anderen Welt, aber es sitzt noch immer in dir drin? Anscheinend musste es so sein – und so kam es

dann auch. ...Ich hab' hier auf dich gewartet und gewartet. Ich hab' mich wie ein Kind gefreut, als du kamst...“

Marta lächelte. Ein wenig so, als wäre dies ein Witz oder eine leicht durchschaubare Lüge.

„Na, na...“

„Was denn? Ich sehe dich nach Jahren wieder, gut beisammen und gesund, freue mich und du kommst mit diesen Dingen... Siehst du nicht, wie viel ich erreicht habe? Das ist doch nicht von alleine gekommen. Die Kinder habe ich groß gebracht. Sie sind verheiratet und sitzen auf dem ihren. Sind weder reich noch arm. Laufen weder hungrig noch schmutzig herum. Sie sind im Dorf die ersten. Siehst du das nicht? Musst du die Sünden ausgraben? Die es nicht mehr gibt? Nein. Mädels, so geht das nicht, damit zerstörst du nur dich und andere.“

Marta lächelte wieder. Und später, wie zufällig, fragte sie mit etwas brüchiger Stimme:

„Kann man denn so leben wie du? Wenn du willst, dann sag' ich's dir eben. Mit dem Pfarrer hast du deinen Frieden gemacht, aber nicht mit Gott. Und nicht mit den Menschen, So sieht das aus. Du verstehst das wohl wirklich nicht. Dieses Durcheinander. Spürst du denn nicht, dass hier etwas nicht stimmt? Und wenn du mit den Menschen Frieden gemacht hast, dann nur mit denen, die so sind wie du selbst. Offensichtlich kommt ihr damit gut zurecht.“

Sie hielt inne und wartete. Aber Gienia ließ sich nicht auf sie ein. Sie legte ein Bein über das andere und betrachtete das Geflecht der Äderchen auf ihrer Wade.

So gestalteten sich die letzten Gespräche – und die letzten Tage mit Marta. Aber es waren nicht die einzigen Gespräche. Als schon schien, dass sich das alles, meine, aber auch die Erwartungen der anderen nicht erfüllen würden, kam es zu einer Situation, die die ganze Angelegenheit auf ganz andere Gleise lenkte. Und diese anderen Neben- wurden letztlich zu Hauptgleisen.

Ja, es ging zu Ende, aber nicht so, wie es hätte zu Ende gehen sollen. Nicht die Abrechnung mit Gienia und ihren geradezu lässlichen Sünden, sondern mit jemand ganz anderem. Mit dem Pfarrer.

Aloch, der wie jeder Trinker sogar nüchtern antiklerikal gesinnt war, hatte das schon früher vorausgesagt. „Sie sind gut fürs Scheißen wie der Arsch“ – erklärte er einmal unumwunden. „und sie tun nichts. Er war über zehn Jahre auf die Tante beleidigt – so geht's auch! ...“ Und als er Zustimmung spürte, fügte er hinzu: „Die Wampe und der Geldbeutel – ja...Das schmeckt ihnen am besten.“

Ähnlich dachte Marta. Sie kannte Alochs Sprüche nicht und ihre Art die Dinge zu sehen, war anders, aber es ging um denselben Bannfluch, der gegen die Tante ausgesprochen worden war. Der zum Grund dafür wurde, dass man ihr aus dem Weg ging. Daran hatte Marta wohl denken müssen, sonst hätte sie diese Situation nicht provoziert. Und gerade diese Idee, in Koperwasy das Erntedankfest zu feiern, führte zum Eklat.

Ich muss nicht betonen, dass die Idee uns allen, auch mir, eigenartig vorkam. Zunächst nur der Vorschlag und danach der Starrsinn Martas. Denn eigentlich ließ sich dieses Fest nirgends so richtig einordnen. Es ging auch nicht um die Indianer, die der stark angetrunkene Aloch anmahnte. Auch nüchtern sahen wir darin keinen Sinn. Die Genesung der Tante gehörte zu einer anderen Ordnung, zu der von mir angedachten Aussöhnung war es nicht gekommen, wofür also danken? Für all das, was sie vorgefunden und sich erarbeitet hatten? Eine allgemeine Danksagung, für die Gesamtheit? Heute meine ich es zu wissen, aber ich bin mir nicht ganz sicher, was ihr damals im Kopf herumging.

Durchaus nicht mit großem Enthusiasmus, aber sie fügten sich. Als die Entscheidung gefallen war, meldete Marta allerdings neuen Bedarf an. Gerade da fragte sie, ob man den Pfarrer nicht einladen könne. Den aus Brachlewo. Sogar Tante Gienia erschauerte vor Verwunderung, als man ihr das wiederholte. Aber dann, nachdem sie zugestimmt hatte, behandelte sie den Vorschlag als wäre es ihr eigener.

„Iryś, hol ihn ab. Und sag ihm, dass er mit dir zurückfahren kann. Und du, Sabcia, schau nach den Moosbeeren. Im Laden müssten noch sein, wenn sie nicht ausgegangen sind.“

Und man begann mit den Vorbereitungen. Speziell für den Priester aus Brachlewo holte Iryś die Britschka heraus. Er reinigte sie zusammen mit den Jungs. Man zerriss ein Handtuch und jeder bekam ein Stück, um die Speichen und die schön gebogenen Kotflügel blank zu putzen. Dem Pferdegeschirr widmete sich Stefan, der aus der Pfütze, den Pferden Iryś. Man nahm zwei erbeutete Reitgeschirre vom obersten Nagel, voller Messingrädchen und rasselnder Blechteile. Iryś striegelte die Pferdehintern und kämmte die Mähnen sorgfältig.

Bis Mittag war alles fertig. Die Britschka, das Geschirr und die Pferde glänzten so, dass sie in einem Zug hätten mitgehen können.

„Und die Bändchen?“ – fragte Aloch.

Sie hatten nicht verstanden.

„Na, am Zaumzeug.“ – erklärte er und steckte sich eine Zigarette an.

Den Kürbisteig machte Marta, den Truthahn briet indessen die ganze Familie. Sie schauten immer wieder zu ihm hinein und konnten ihre Ungeduld nicht zurückhalten. Das zögerte die so schon schwierige Angelegenheit noch weiter hinaus. „Schmiert ihn mit Öl ein. Dann gibt er gleich auf.“ – witzelte Aloch wieder. Und sie drehten ihn um, begossen ihn mit Wasser, diskutierten, ob er schon zart sei und was er noch brauche. Da der Truthahn aber so groß war wie Lazarus, dauerte das einen halben Tag. Dauernd öffnete jemand den Schlund des Backofens. Sie ergriffen die wie Hilfe herausstehenden Beine und drehten ihn auf den Rücken, dann wiederum auf den flachen, aller Innereien beraubten Bauch. Die Haut, anfangs ungesund weiß, nahm zusehends eine goldene, appetitliche Farbe an.

Schließlich war er so weit angerichtet. Er sollte erst im letzten Moment ganz durchgebraten werden. Es blieb nichts anderes übrig, als auf den Pfarrer zu warten.

Mich schickte man wegen der Moosbeeren los. Ich lief freudig los, ich hatte Lust mich zu bewegen.

Im Laden gab es keine Moosbeeren, aber die Mädels wussten, dass es welche in Rozpędziny gab. Die Straße entlang war es nicht weit, ich lief gleich los. Umso lieber, als dies mein bevorzugtes Stück war. Nicht nur, weil es wellig war, aufsteigend und abfallend, sondern weil es unter einer Steinbrücke hindurchführte. Es sind die Viadukte und Transformatorentürmchen aus Ziegelstein, die dieser Gegend schon auf den ersten Blick wieder erkennbare Züge verleihen.

Ich rannte dahin wie der Wind, zumindest schien es mir so. Bergauf ging es schlechter, dafür machte ich die Zeitverluste bergab wieder gut. Gleich hinter Koperwasy passierte ich das Häuschen des Bahnwärters, und sein neugieriges Gesicht flog an mir vorbei. Ich achtete nicht darauf. Ich rannte und atmete die frische Frühjahrsluft ein.

Irgendetwas passierte damals mit mir. Etwas platzte. Eine Art von Spannung, die seit Jahren irgendwo an meiner Kopfspitze gesessen hatte, löste sich. Ich spürte plötzlich, dass dieses „etwas“ mit einem Mal weg war. Als hätte mir jemand die mit einem stählernen Handschuh bewehrte Hand aus dem Genick genommen.

Ich lief am hellen Tag eine leere Straße entlang und hielt mich nicht an den Seitenstreifen. Die Sorge, dass ich seltsam aussehen könnte war von mir abgefallen. Dass sie mir zusehen könnten. Sollen sie doch zusehen – dachte ich fast laut nach. Sollen sie sich doch wundern! Ich war gänzlich ungeniert damit einverstanden. Und sollte mir jemand entgegen kommen, ich würde nicht langsamer werden.

Aber mit den Moosbeeren schaffte ich es nicht. Vor dem Haus stand die Britschka, die Pferde von Iryś waren ausgeschirrt. Müde betrat ich die Küche. Und hier erwartete mich eine Neuigkeit.

Sie saßen dort, bei der Tante im Schlafzimmer. Man hatte die Tür zum Zimmer ausgehängt, den Tisch auseinander gezogen. Gienias Bett, bezogen und mit der aus Amerika

stammenden Überdecke geschmückt, hatte man an die Wand gerückt. Küche und Zimmer bildeten jetzt, wie bei Hochzeiten, einen Raum.

Und drinnen die zweite Überraschung. Im Zimmer Gienias waren beide Pfarrer. Beide auf einmal. Der aus Brachlewo und der Ortspfarrer, der Dickwanst aus Koperwasy.

Am Kopf des Tisches saß die Tante. Von allen gesehen und alles überblickend. Auf der linken Seite ergoss sich der massive Körper von Pfarrer Stanislaw, auf der anderen der ihres neuen geistlichen Ehemanns. Sie sah aus wie eine Waage mit zwei schwarzen Gewichten. Die Gesichter der drei strahlten gelassene Freude aus. In den letzten Tagen hatte die Tante zugenommen und war – wenn ich mich so ausdrücken darf – noch hauptsächlich geworden. Ihnen fehlte auch überhaupt nichts. Zusammen stellten sie eine gewaltige, gleichsam steinerne, prächtige Repräsentation der lokalen Monarchen dar.

Das war von Tante Gienia sehr schlitzohrig. Diese zusätzliche Einladung von Stanislaw. Diese priesterliche Doppelung schwächte die Position eines jeden von ihnen, vor allem die des Pfarrers aus Brachlewo. Die Tante und er bildeten nicht mehr ein einfaches Paar, bei dem jeder gleich wichtig ist. Zwei Pfarrer auf einmal sind genauso lächerlich wie zwei Generäle. Der eine Pfarrer glich den anderen aus und untergrub brutal die Träume von Einzigartigkeit. Der Dualismus, diese Plage der Menschheit, war von Gienia durchbrochen worden. Sie bildeten ein Triumvirat.

In ihm war die Tante am wichtigsten. Weiß gekleidet, sah sie aus wie eine Päpstin. Wie auch immer, sie hatte sie beide. Sie in Hochzeitsgewändern und die beiden an ihrer Seite. Wie Priester beim Festgottesdienst. Und alle drei lachten und zeigten sich über dem Tisch die Zähne. Nicht kämpferisch, sondern den gerade geschlossenen Frieden verkündend. Für einen Moment hatte ich den Eindruck, dass sie wie Herrscher sind, von denen jeder von einem etwas anderen Wild lebt. Die Initiatorin der Begegnung, Gienia, schaute sie mit unverhohlenem Stolz an. Nicht mit Stolz, sondern mit Genugtuung. Wie auch immer, sie konsumierten ihre Vorräte.

Und so verwandelte sich das Erntedankfest in ein Konzil. Oder in eine Ablassfeier. „Fenksgivingdej“ wandelte sich zu einem Mittagessen nach dem Ablass. Genauer gesagt, wandelte Gienia ihn um. Ich wusste nicht, was im Kopfe Martas vorging, aber ich weiß, dass die Tante ihre Ordnung gestört hatte. Gerade durch dieses Triumvirat. Aloch ging herum und schenkte den Trauergästen von dem Wein ein, den Brachlewski mitgebracht hatte.

Und Marta war wieder abseits, nicht bei ihnen. Und auch nicht bei den Kindern. Sie betrachtete sich die drei mit kühler Distanz. Sie, die sich diesen Empfang ausgedacht hatte, nahm kaum daran teil. Ich weiß nicht, ob sie die Arche freiwillig nicht bestieg oder ob sie von ihr heruntergestoßen wurde. Ich denke aber, dass sie von sich aus von Bord ging und sie es zuließen.

An das andere, das bessere Ufer, gelangte nur die Tante. Sie war unter ihnen, wie immer. Wie ihr ganzes Leben lang – unter den Mächtigen. Den Geistlichen oder Milizionären, das war einerlei. Und alles deutete darauf hin, dass nur sie den Ablass erhalten sollte. Sie triumphierte.

Die gesegneten Hände der Hochwürden stöberten nicht mehr so ungeniert über den Platten, wie damals als jeder von ihnen alleine erschienen war. Voreinander genierten sie sich ein wenig. Die rosigen Finger wählten die eingangs servierte Vorspeisen mit einer gewissen, man könnte sagen majestätischen Vorsicht.

Vornehm griffen sie nach den Nierchen in Essig oder der gut durchgebratenen Leber. Oder, wenn im Gelee, dann nach den Herzen.

Bis die Zeit für den Truthahn kam. Er wurde unter der doppelten Assistenz von Aloch und Iryś hereingebracht, auf einer Platte so groß wie ein Schild. Man schob die Flaschen auseinander und legte das Opfer mitten auf den Tisch. Gienia reichte dem Pfarrer ein Besteck in der Größe einer Lanze.

Der Römer aus Brachlewo erhob sich. Schwungvoll stieß er das Messer in die große Truthahnbrust. Und führt es, gegen den Widerstand des Knochens, von unten nach oben. Das mit Wildblut vermischte Fett spritzte auf die Hände des Pfarrers. Sabina beeilte sich mit einer Serviette. Der Pfarrer schnitt die erste Portion ab – und legte sie ergeben auf den Teller der Tante. Das war eine Demonstration.

Alles vollzog sich scheinbar normal. Die Tante war die älteste, sie war hier die Hausherrin, na und sie starb. Der Vorrang stand ihr zu.

Ja, das stimmte, aber dachte ich mir, wenn Marta dominant geblieben wäre – dann hätte es genügend wichtige Gründe gegeben, ihr die erste Portion als Opfer dar zu bringen. Schon alleine, weil sie der Gast war, der amerikanische, auf den man so viele Jahre gewartet hatte. Aber es kam so und nicht anders.

Marta hatte keinen Ausweg. Um nicht präventiv zu wirken, erklärte sie sich mit einem kleinen Stück einverstanden. Das dritte kam Stanisław zu. Der begann sofort mit dem Verzehr. Zwei, drei Scheiben von der Brust verschwanden in seinem Mund, bevor Gienia ihre Portion auch nur angerührt hatte. Im Innern seines Bauches, um seine Eingeweide herum, musste eine neue apokalyptisch verdrehte Bestie entstehen.

Brachlewski (ich werde die Großmutter nach seinem richtigen Namen fragen müssen) verhielt sich indessen vorbildlich. Nachdem er den Vogel in Portionen zerlegt hatte, wandte er sich per Vornamen an jeden der Festgäste und legte ihnen das Fleisch eigenhändig auf den Teller, wie ein Diener, der sich seiner Würde bewusst ist.

Nachdem er alle bedient hatte, ging er zu uns Kindern über. Gienia protestierte.

„Aber, Herr Pfarrer! ...Die kommen doch selbst zurecht! ...“

„Die Kinder stehen im Himmelreich an erster Stelle.“ – erinnerte er sie mit sanftem Lächeln. Und legte dem am Rande sitzenden Sohn von Iryś auf.

Die Tante verstummte. Sie hielt sich im Großen und Ganzen an die Regeln des Evangeliums, aber diese erschien ihr immer eine Art Dekoration zu sein. Ich glaube, dass sie ihrer Überzeugung nach eine höfliche Floskel gegenüber denjenigen war, die man nicht wirklich zu Wort kommen lassen dürfe.

Er bediente uns alle. Erst danach kam er zum Tisch zurück. Er bat Sabina um ein Schüsselchen mit Wasser, wusch sich die Finger ab und legte sich selbst auf.

Wir aßen schweigend, etwas mühevoll wie das mit Geflügel so ist. Vom Laufen hungrig, konnte ich nur mit Mühe die Eile zurückhalten. Trotzdem hielt ich mit dem in der Tischgesellschaft am schnellsten essenden Stanisław fast mit.

Der schluckte die Bissen wie eine Dreschmaschine herunter. Er hielt sich an den alten, den Kanon siegreichen Ringens bildenden Rhythmus: Fleisch, Brot und Wein. Als einer der Hausbewohner, es war wohl Iryś, vorschlug ein stärkeres Getränk zu servieren, widersetzte er sich mit dem geheiligten Reim des Kenners:

„Lammfleisch, Kalb und Vogel fein mögen nur den weißen Wein.“

Iryś, der sich schon halb aufgerichtet hatte, klappte auf seinen Stuhl zurück. Aloch umkreiste den Tisch mit Genugtuung und schenkte das für die Auserwählten bestimmte Getränk nach.

„Lammfleisch, Kalb und Vogel fein mögen nur den weißen Wein.“ – sprach ich schnell vor mich hin.

Und Pfarrer Stanisław verkündete – durch den Erfolg ermutigt – bereits eine neue, nicht weniger erhabene Sentenz:

„Die Gans kommt für mich vor dem Fisch, er schwimmt im See, sie auf dem Tisch.“

Und er lachte schallend los, mit dem trefflichen Auftritt zufrieden. Auch wir, die Kinder, brüllten vor Lachen. Wurden aber sofort wieder still. Denn Brachlewski schaute ihn so an, dass Stanisław verstummte und zusammenfiel wie ein Bofist.

Wohl ein wenig um den Eindruck zu dämpfen, wandte sich der Brachlewski, nachdem er sich den Mund abgewischt hatte, an Marta. Dies wirkte so, als wolle er sie aus ihrer gesellschaftlichen Absenz befreien.

„So geht das nicht, Frau Marta.“ – sprach er mit schöner, satter Sanftheit. „Der Mensch ist schwach und fällt...“

Ich wusste nicht, woran er damit anknüpfte. Mir wurde nur klar, dass sie darüber gesprochen haben mussten, bevor sie sich so richtig an den Tisch gesetzt hatten. Bevor ich mit den Moosbeeren angelaufen kam. Da musste irgendein Streit gewesen sein, denn die Festgäste wurden verlegen und ließen die Köpfe sinken, als sie hörten, dass das wieder anfing.

Marta schaute mit einem vom Widerwillen befreiten Blick in seine Richtung. Auf ihrem Gesicht irrte der leichte Schatten von Nachsicht umher.

„Ja. Aber das spricht niemanden von den Sünden los.“

„Sicherlich nicht.“ – sagte er ebenso sanft wie entschieden. Und er fügte wie aus dem Katechismus hinzu: „Das ist die Sünde der Urahn. Und die Freiheit. Die uns Gott geschenkt hat.“

Ich schaute vom Teller hoch, auf die stillen Rücken der Trauergäste. Zu einem Haufen zusammengedrängt, fast unbeweglich glichen sie einer Herde verschreckter Schafe.

„Da sind wir wenigstens einer Meinung.“ – sagte sie. „Aber mir geht es um den Hirten. Warum lässt er sie ganz allein?“

Der Pfarrer schaute sie jetzt aufmerksamer an. Er verstummte. Diesmal war er wohl überrascht. Neu war nicht einmal, dass jemand kritisierte. Eher, dass versucht wurde ihn von der Position des Schiedsmanns auf die des Polemikers zu drängen. Mehr noch – auf die des Angeklagten.

Auch Gienia äußerte sich nicht. Vielleicht erkannte sie an, dass sie als Angeklagte nicht das Recht hatte zu sprechen. Oder noch anders: sie beschloss, dadurch dass sie sich nicht einmischte, Marta mit Hilfe des Pfarrers zu besiegen. Sollte das nicht gelingen, dann war es auch gut. Verlierer war dann der Pfarrer, nicht sie.

Mir wurde klar, warum die Tante so lange auf Marta gewartet hatte. Sie wollte sie auf ihrer Seite haben. Genau so – entschieden und stark. Und gleichzeitig sanft, weil ihrer Argumente sicher. Sie wollte, dass jemand am Ende ihres Lebens ihr Schicksal bestätigte. Und es als gut, weil schwer, anerkannte. Und sie wollte, dass dieser jemand eine Person von außen sein sollte, der mit einem Blick die Erhabenheit der Jahre erfasst. Und sie, wie das jeder will, lobt. Sie hatte nur nicht vorausgesehen, dass Marta hinter dem großen Teich härter geworden war als die Mormonen.

Ich wusste nicht, wohin Marta jetzt zielte. Aber ich spürte, dass sie ihm, Brachlewski, nicht vergeben würde. Und ihm die Beichte so abnahm wie dies bisher noch niemand getan hatte.

Genau – Beichte! Ja, das war offensichtlich, das war das Neue. Nicht mehr einfache Polemik, sondern der Beichtstuhl. Nur... dass Marta Brachlewski die Beichte abnahm und nicht er ihr! Sie versuchte die längst festliegenden Rollen zu tauschen. Sie zwang ihn zum öffentlichen Schuldbekennen.

Der Pfarrer verbarg nur mit Mühe, dass er beleidigt war. Marga biss sich auf die Lippen. Sie wartete. Er überlegte lange. Schließlich sprach er:

„Man darf nicht zu viel von ihnen verlangen. Sie sind weder Heilige noch Märtyrer... Hier ist alles sehr gewöhnlich.“ – antwortete er und stellte das Glas beiseite.

Ich wunderte mich, dass er so etwas sagen konnte. Vor ihnen. Ohne Rücksicht auf sie. Später erlebte ich so etwas oftmals, aber niemand ging so weit, solche Urteile im Beisein der Schäfchen zu sprechen. Gönnerhaft und mit einer Prise Verachtung. So wird gesprochen, sicher, aber nur im eigenen Kreis. Im Kreis der Kaste. Von Direktoren, Priestern oder Vorsitzenden. So äußerte er sich damals und ich meine heute, dass es für ihn die einzige

Möglichkeit war, um seine von Marta untergrabene Position zurückzugewinnen. Sich so stark erheben, damit auch sie unten bliebe.

„Das wissen wir schon“ – antwortete Marta nach einem längeren Moment. „aber ihr, was macht ihr bei all dem?“

„Ach, gnädige Frau...“ – er ging gegenüber Marta zu einem offizielleren Ton über. „Wir müssen doch nicht streiten. Wir sehen uns so selten, es ist ungewiss, ob wir uns noch einmal begegnen...“

„Das ist Unterstützung, aber nur die zum Überleben.“ – beendete sie ihren Gedanken. „Bis sie sterben. Sie bis ins Grab bringen. Und später wird's schon irgendwie, nicht wahr?“

Und sie lächelte in einem Fort. Sie sagte solche Dinge und lachte. Dies verhiess wirklich nichts Gutes.

„Deshalb nennen wir das so, wie wir es nennen.“ – antwortete Brachlewski geheimnisvoll.

Wohl nicht nur ich, es sah so aus, als hätte auch sie ihn nicht verstanden. Diese recht geheimnisvoll klingenden Wahrheiten. Vielleicht knüpfte er wieder an etwas an, das zuvor gesagt worden war, ich weiß es nicht.

„So sind sie. Aber ihr zieht sie nicht empor.“

„Das heißt?“

Er tat so, als brauche er Erläuterungen. Er wollte sie dazu zwingen offen zu sprechen. Damit Formulierungen fielen, wegen denen er sich wenigstens hätte beleidigt fühlen können. Die Tante schnaubte wie eine Rassestute.

„Manchmal habe ich den Eindruck, dass ihr zu Bekennern eines neuen Götzen geworden seid. Ihr positioniert euch von der Wiege an, aber nur, um zu...“

Er fiel ihr ins Wort, als wüsste er, was sie weiter sagen wollte. Und als wolle er es hier, vor Zeugen, nicht zulassen.

„Sie irren sich. Wir positionieren uns nicht. Das ist das Leben. Aber diese Momente... Die hat unser Lehrmeister überliefert. Sie heißen Sakramente. Es ist der Mensch, der zu Gott kommt.“

„Lassen wir Gott da raus, ja?“

Brachlewski schaute in Richtung Stanisław. Offenbar erwartete er, dass der als zweiter Repräsentant auch etwas sagen würde. Aber der war beschäftigt. Er sprach mit Stefan, der in der Fußballmannschaft im Tor spielte.

Marta war in die Mitte ihres doppelten Schweigens vorgestoßen. Vornweg und mit Mut, wie Moses ins Wasser. Und fast wiederholte sie das, was sie schon Gienia erklärt hatte:

„Warum söhnen sie sich hier bei euch mit dem Pfarrer aus und nicht mit Gott? Und nicht einmal mit den Menschen. Ich habe den Eindruck, dass bei euch alles durcheinander geraten ist...“ – fügte sie hinzu, als würde sie versuchen, noch einen Schritt weiter zu gehen.

„Sie haben leicht reden... Und ich sehe, dass es Ihnen noch leichter fällt zu verurteilen...“

„Jaa?“ – lachte sie geradezu höhnisch auf. Aber dann hörte sie zu lachen auf und fragte: „Und ich, woher stamme ich denn? Bin ich nicht eine von euch?“ Brachlewski schwieg. „Sie sprechen laufend über das Leben, Herr Pfarrer... Rechtfertigungen. Dass die Menschen leben müssen... Und sie haben Zeit, sie leben doch ewig, nicht wahr?“

„Die Menschen sind nicht ewig, sie haben ihren Katechismus vergessen. Ewig sind nur ihre Seelen.“ – fügte er schnell hinzu, wobei er ihre Ironie deutlich ignorierte. Und er ergänzte: „Betrachten wir das einmal anders. Stellen Sie sich vor, was ohne uns wäre. Sie würden doch in einem Löffel Wasser ertrinken. Aber so hält sie etwas. Nicht besonders stark, aber immerhin. Und was kann man tun?“ – fragte er weiter. „Sie lehren – und dann loslassen. Sollen sie doch selbst erwägen. Jeder für sich, in seinem Herzen.“

Er endete und atmete auf. Er lockerte den ihn beengenden Kragen. Das war wie die kurze Predigt nach dem Ofertorium. Damit allen und vor allen deutlich wurde, wer hier die Hauptfigur war.

Man musste sich nur Gienias Miene betrachten. Sie war so zufrieden als hätte sie selbst diese Strafpredigt verkündet. Sie schenkte sich einen Magenbitter ein und schien auf den Toast zu warten.

Aber Marta gab nicht klein bei. Sie blähte die Lippen auf, und sagte dann langsam, die einzelnen Wörter geradezu siebend, in vollem Ernst:

„Die Menschen sind nicht ewig, aber die Kirche muss bestehen bleiben...“

Brachlewski, ganz von seinen eigenen Argumenten erfüllt, schien dies nicht gehört zu haben. Oder anders: er ignorierte es in aller Ruhe. Jetzt, wo er das Gefühl des Sieges in sich hegte, musste er nicht einmal beleidigt sein. Er schaute sie an, wie einen gegen die Welt rebellierenden Jungen, der vieles noch nicht richtig verstand.

„Wissen Sie...“ – fing er an. „Ich lebe hier mit ihnen. Wenn ich etwas tun kann, dann nur ganz vorsichtig. Sie möchten vielleicht Märtyrer haben... Aber ich habe mich schon einmal verbrannt.“

Er legte ihr die Hand auf die Schulter, aber Marta sah ihn so an, dass er sie sofort zurückzog.

„Welches Zeichen haben Sie, Herr Pfarrer?“

Er war deutlich verwirrt.

„Wohl das der Kreuzes, oder?“ – Und sie fügte hinzu: „Ich bin heute da und morgen bin ich weg. Aber Sie, Herr Pfarrer, bleiben. Und wägen Sie bitte ab, Herr Pfarrer – in Ihrem eigenen Herzen...“

Brachlewski machte den Mund zu. Danach, aus Höflichkeit, wobei wer sich noch um ein Lächeln bemühte, fügte er hinzu:

„Ich sehe schon, ich werde Sie nicht bekehren...“

„Und werden Sie sich, Herr Pfarrer, bekehren?“

Sie verstummten. Massiv und ein wenig übersättigt schnappte er mühsam nach Luft. Schließlich sprach er, aber aus einer ganz anderen Litanei:

„Es gibt, meine Verehrte, keinen anderen Weg als Barmherzigkeit. Hier lebten einst Deutsche und Juden, Polen. Auch Holländer. Und man musste leben. Miteinander zurechtkommen. Und jetzt – nur unter eigenen Leuten – kann man keine Eintracht erzielen?“

„Sie wechseln schon wieder das Thema, Herr Pfarrer.“ – bemerkte sie. „Na gut, meinerwegen. ... Aber das ist wohl auch nicht so. Diese Eintracht kommt mit der Zeit. Und mit dem Tod. Sie sind zusammen mit ihrem Leid in die Erde gefahren. Amen.“

Sie übernahm dieses Amen von ihm, als wollte sie noch einmal versuchen, ihm seinen Platz streitig zu machen. Brachlewski antwortete nicht. Stille setzte ein, lähmend wie eine Schweigeminute.

„Jaaa...“ – seufzte er tief in Gedanken. Und dann, wohl wegen der von den Festgästen erwarteten Entschärfung, gab er Marta gleichsam Recht:

„So ist das auf dieser Welt. Denn es ist eben nur diese Welt. Und wir können einzig um Vergebung bitten. Sowohl Gott als auch die Menschen. Nicht anderes bleibt uns übrig.“

XV

Am zweiten Tag nach dem „Fenksgivingdej“ wurde das Datum der Abreise festgelegt. Es kam recht plötzlich – und diese Plötzlichkeit empfanden wir alle. Als hätte Marta alles erledigt und als wolle sie nicht mehr länger bleiben. Warum? Na, weil sie hier mit ihren Ansprüchen angekommen war, aber niemand auf sie gehört hatte. Und tatsächlich erwies sich – wie Iryś später sagte – dass niemand so richtig auf sie gewartet hatte. Und wenn, dann nicht auf diese

Marta. Wenn man auf sie gewartet hatte, dann nicht auf ihre Imperative, sondern darauf, dass sie einem auf die Schulter klopfte wie dem Kalb auf den Nacken. Aber sie lehnte das stur ab. Sie wollte es nicht. Man sah, dass sie uns uns selbst überließ.

Also wurde der Termin festgelegt. Es fiel das magische Wort: übermorgen. Für einen Moment wurde es ernst und traurig. Jeder spürte die Last. Nicht so sehr die der Abreise, als vielmehr die Last ihrer Ablehnung. Das dauerte nicht lange. Jemand sagte schnell etwas Lustiges – und die andere Stimmung verschwand. Schließlich waren das noch fast drei Tage, eine Menge Zeit, also hatte es keinen Wert, sie mit Trauer zu vergeuden. Wir feierten weiter als wäre nichts geschehen.

Auf das Gespräch Martas mit dem Pfarrer, das von mir als ehrenvolles Remis bewertet wurde, kam niemand mehr zurück. Als ich die Tante fragte, warum sie nicht darüber sprächen, schaute sie mich ebenso verwundert wie tadelnd an.

„Ist doch gut so. Soll sich doch jeder mit sich selbst beschäftigen.“ – entschied sie. „Sie haben sich gesagt, was zu sagen war – und das war’s. Das ist ihre Sache.“

Ich legte die Ohren an. Dieses Remis konnte nicht nach dem Geschmack von Marta sein.

Und das war es. Ich kehrte zu den Festgästen zurück.

Iryś hatte im Vorratstraum die eisernen Reserven angegriffen. Es gab noch anderthalb Kästen Wodka – „das langt bis zum Alleluja“ – es war also fröhlich und zum Lachen. Je mehr sich die Abfahrt der Haupttrauernden näherte, desto lustiger wurde es. Und lauter. Etwas künstlich und schwerfällig, aber dafür mit Lachkaskaden.

Am liebsten scherzte Gienia. Nicht so sehr über sich, aber über ein Thema, von dem man leicht zum eigenen übergehen konnte. Das tat sie allerdings nicht. Sie scherzte über Frau Kurcjanowa, die Mutter meiner Kasia. Denn sie waren ein wenig wie Zwillinge, die eine war dauernd krank, die andere war fortlaufend am Sterben.

Ich erinnere mich an ihre Erzählung über den Arztbesuch, eben mit jener Kurcjanowa, mit ihrem ewig verzerrten Gesicht. Die – als der Pfarrer Gienia die Beichte abnahm – das Rosenkranzgebet leitete. Über deren Flausen das ganze Dorf lachte. Die an keiner Apotheke vorbeikam ohne hineinzugehen.

„Und dieser Arzt“ – erzählte die Tante – „untersuchte sie durch den Mantel. Mit dem Stethoskop. Er schaute sie sich von oben bis unten an, sah, dass das Weib gesund war, warum sollte er sich also bemühen. Und die, als wollte sie ihm vorsagen, meinte noch: ‚Herr Doktor, alles, bloß keine Diät.‘ Als er das hörte, wandte er sich an die Pflegerin Tereska aus Kółeczko:

‚Teresa, schreib ihr auf, was wir da haben.‘

Teresa erhob sich nicht einmal, griff das erstbeste Fläschchen und fragte:

‚Herr Doktor, das vielleicht?‘

‚Das ist gut.‘ – sagte der, ohne hinzuschauen.

Die Kurcjanowa nahm die Tabletten in die Hand.

‚Herr Doktor, helfen die?‘

‚Wenn es nicht hilft, dann schadet es auch nicht. Den Rest zieht die Erde raus.‘

„So hat er ihr geantwortet.“ – lachte Gienia. „Wie ein echter Militärarzt. Kurz und bündig. Und er fügte noch hinzu, dass der Tod der beste Arzt sei. Aber Schmiergelder nahm er nicht.“ – lobte sie ihn. „Nur einen Viertelliter.“

Danach erzählte sie noch eine andere Geschichte, aus der Vorkriegszeit. Wie Onkel Koperwas einen Aufgesetzten aus Brennspritus und aus einer irgendwoher aufgetriebenen Königsnatter ansetzte. Und alle erblindeten.

„Wir haben Spaß gehabt, so einen Spaß... Es gab Bälle, da wurde der Hund in der Pfanne verrückt. Die Menschen kamen damals in Scharen zusammen, nicht so wie heute... Und Józef konnte Bigos machen wie kein anderer. Man erzählte sich, er habe die Zubereitung dieses Gaunerbigos von den Zigeunern gelernt. Mit Pferdefleisch. Er lachte nur, wollte es aber nicht zugeben. Nicht einmal mir gegenüber. Damals fasste kaum einer Pferdefleisch an. Und

Schnaps brannte er so, wie es nur sein Kompagnon, der Herr sei seiner Seele gnädig, auch konnte.

Na, und dann braute er diesen Aufgesetzten. Mit Kirschgeist, wie man das nannte. Kirschgeist auf Knochen. Mit Königsnatter. Er siebte durch, goss hin und her, süßte – und fertig. Er erzählte, dass der Gutsherr ihn einst mit so einem bewirtet hatte. Also war das Gesindel neugierig, was die besseren Leute so trinken... ‚Du darfst nicht langsam, sondern alles auf einmal.‘ – instruierte er. Und das war ein ganzes Wasserglas. Sie schluckten es mit einem Zug herunter, tranken Wasser nach, kosteten von dem Bigos – und alles war gut. Sie saßen herum. Erzählten. Scherzten. Aber plötzlich schlägt die schwächliche Kryisia Poteruchówna Alarm. Und etwas später der ganze Rest. ‚Oh mein Gott, Józef, ich sehe nichts, wo bist du?‘ ‚Henius, was hast du?‘ – und nur noch so was war zu hören. Und so, betrunken, suchten und betatschten sie sich gegenseitig. Und stolperten übereinander. Sie sprangen mit der Trägheit von Blinden umher, drehten sich im Kreis wie bei Blinde Kuh und fielen erneut übereinander. Aus Spaß auf die Mädels, aber auch ein wenig erschrocken. Dass es so bleibe.“

Wir lachten jetzt alle. Lauthals und immer mehr. Wie immer, wenn eine Geschichte die nächste ablöst und man nicht viel braucht, um immer lauter zu lachen.

Und die Tante erzählte ohne Unterlass. Pausenlos. Als wolle sie die Zeit zurückgewinnen, in der sich aus Rücksicht auf Marta auf jedes Wort hatte achten müssen. Jetzt ließ sie sie nicht mehr zu Wort kommen. Musste sie auch nicht. Marta wollte sowieso nicht sprechen. Sie schwieg. Und mit diesem Schweigen grenzte sie sich, ich weiß nicht, ob von allen oder nur von Gienia ab. Sie saß fast steif da. Als wolle sie sagen, als wisse sie, dass sie sowieso recht habe. Sie war schön und stolz und trotzdem verhielt sie sich so wie eine jener ausgetrockneten Damen von der unnachgiebigen Heilsarmee.

Sie sprach nur einmal, aber so, dass ich es für immer behalten habe. Als wir in einem Moment weniger waren, sagte sie mir nichts dir nichts zur Tante:

„Du lebst wie eine Heidin. Dein Pfarrer auch.“

„Der Pfarrer? Welcher denn?“

„Beide.“

Gienia zuckte mit den Achseln Das konnte Marta nicht genügen, als es einmal vorkam, dass sie nur mit mir da saß, fügte sie dem Gespräch einen dieser geheimnisvollen Sätze hinzu:

„Sie meinen, dass wenn sie dich auf ihr Feld ziehen, sie schon gewonnen haben. Also pass bloß auf.“

Und zum dritten Mal, als wolle sie wenigstens mich überzeugen, fügte sie hinzu:

„Sie hat sich nicht bekehrt, sie hat sich nur mit ihnen zusammengetan. Ich dachte, dass es im Laufe der Jahre so kommen würde, aber sie hat etwas anderes im Kopf. Und der Pfarrer ist auch ein anderer geworden.“

Mir wurde klar, dass sie nicht einig werden würden. Dass sich sich nicht entgegenkommen würden. Dass es zwei verschiedene Welten waren. Ich sah nichts, was sie hätte verbinden können. Gienia war zufrieden, erfüllt von allenthalben geteilten Einsichten – und siegreich. Denn sie fing damit an den Sieg zu simulieren. Dass sie damals erfolgreich gewesen war. Dass sie und der Priester oben auf seien.

Marta blieb abseits, wirkte angesäuert und verstoßen. Ganz offensichtlich von allen verstoßen.

Schließlich kam jener Tag. Der letzte vor der Abfahrt. Marta packte seit dem frühen Morgen ihre Koffer. Und Tante Gienia – also wolle sie zumindest zu einem Motiv des Sterbens zurückkehren – legte sich wieder ins Bett. Schon in der Nacht hatte sie sich schlechter gefühlt.

Gerade da geschah etwas Schlimmes. Etwas, das hätte nicht passieren sollen, nicht passieren dürfen. Nicht einmal in Koperwasy, wo die Menschen sich sogar an absolut unerwartete Todesfälle gewöhnt hatten. Wie den von Stefan, dem Sohn von Iryś, in der Pfütze oder den eines Jungen, der mit dem Motorrad von einem Fest zurückkam. Wie der von

Zdzisiek Stachowiak, der mit dem Traktor umkippte, als er den Graben mähte oder der Tod seines betrunkenen Kameraden. Der, als er vom Erntedank zurückkam, unter einer Heumiete einschlief und an seinem eigenen Erbrochenen erstickte. Man kannte den Tod von Frauen, wie den baldigen von Sabina oder den weißen Tod von Adam und Ewa. An solche Tode hatte man sich gewöhnt, sie wurden geradezu ins Schicksal mit einkalkuliert, denn es ist bekannt, dass junge Menschen aus Dummheit sterben und Frauen wegen ihrer Frauenkrankheiten – aber der Tod von Kazik Krupniak übertraf sie alle.

Später, als sich die Leute wieder einigermaßen beruhigt hatten, wurde gesagt, dass man es hätte voraussehen können. Dass jemand, der nach oben klettert, auch herunter fallen könne, aber hinterher ist jeder klug. Niemand hätte gedacht, dass es Kazik treffen kann, einen ruhigen und bedächtigen Kerl, der fast schon ängstlich wirkte. Und dazu noch fromm, was den Verdacht ausschloss, dass mit seinen letzten Stunden etwas nicht gestimmt hatte. Eher müsse es so sein, erzählte man sich, dass der Herrgott die Guten zu sich nimmt, die Sünder aber leben lässt. Damit sie Zeit haben sich zu bessern.

Er wurde vom Buckligen gefunden als der zu seiner Schicht kam. Kazik lag am Fuße des Turms, es war klar, dass er heruntergestürzt war. Er lag bereits tot da, vielleicht seit einer oder zwei Stunden. Nicht so lange, denn er war noch nicht ganz kalt, aber ohne die geringste Chance auf Rettung. Der bucklige Andrzejek kletterte im Nu den Turm hoch, rief im Krankenhaus und bei der Miliz an, aber das konnte nichts mehr ändern. Der Leichnam wurde sofort in das Leichenschauhaus gebracht. Der Bucklige blieb nicht oben, er wurde zunächst zur Wache mitgenommen, kehrte dann ins Dorf zurück und saß vollkommen aufgelöst zu Hause. Danach kamen all diese seltsamen Dinge ans Licht.

Als Andrzejek schnell auf den Turm geklettert kam um anzurufen, war er nicht fähig nachzudenken. Erst die Fragen des Kommandanten machten ihm bewusst, dass dieser unerwartete Tod etwas seltsam war. Denn die Tür vom „Kiosk“, wie man das Häuschen auf der Turmspitze nannte, war verschlossen und drinnen alles so aufgeräumt wie das nur eine Frau hinbekommt. Die Fenster geputzt, der Fußboden gewischt, das Geschirr aus seinem Platz, Fernrohr und Feldstecher im Futteral. Auch die Bücher waren auf das Regal zurückgekehrt. Und auf dem Tischchen, ganz am Rand, fast ostentativ – wie ein Schlusswort – eine Bibel.

Die Neuigkeit brachten die Kinder nach Koperwasy. Marta war da nicht zu Hause. Sie kamen vom Wald her gelaufen, aber sie riefen nicht schon von Weitem, wie das Kinder gewöhnlich tun, sondern näherten sich – nachdem sie den Hof erreicht und dort stehen geblieben waren – ganz langsam dem Haus. Danach betraten sie die Küche.

„Kazik Krupniak ist umgekommen.“ – sagte der ältere der beiden Jungs von Aloch. Er sagte dies leise, fast flüsternd und weil das Flüstern Stille erfordert, wurde es so still, als sei niemand anwesend. Als würde sich niemand bewegen. Und alle, die damals dort waren, standen da wie ein Mann und schauten ihn schweigend an, als er, nachdem er das gesagt hatte, was zu sagen war, auch bewegungslos in der Zimmermitte stand und gar nicht darauf achtete, dass er so für einen Moment zur wichtigsten Person geworden war.

Diese Nachricht wirkte wie eine Dusche. Mit kaltem Wasser, aus dem Eimer, direkt auf uns, die wir mit alldem, was sich in den vier Wänden des Hauses abspielte, so sehr beschäftigt waren. So beschäftigt, dass wir fast vergessen hatten, dass es noch eine andere Welt gab. Bei den Koperwasy wurde es erneut still.

In diese Stille drang die Tante ein. Die Tür des Zimmers öffnete sich, sie stand an der Schwelle und schaute fragend in unsere Gesichter. Sie musste sogar durch die geschlossene Tür gespürt haben, dass etwas Außergewöhnliches geschehen war. Man sah, dass sie es wusste, sie wusste nur nicht wer. Sie schaute uns an, und wir schauten sie genauso fragend an, bevor überhaupt ein Wort fiel.

„Kazik Krupniak ist umgekommen.“ – wiederholte der Junge eigens für sie.

Gienia wurde blass. In einer Sekunde blass, als hätte sie der Blitz getroffen. Sie schaute so, als hätte sie nicht ganz verstanden, schloss dann die Augenlider und stützte sich an den Türrahmen.

„Er ist vom Turm gefallen.“ – fügte Alochs Sohn hinzu, ich weiß allerdings nicht, ob das bei ihr ankam. Ihre Hand fand irgendwie die Klinke, sie drehte sich um und zog sich ins Schlafzimmer zurück.

Am Nachmittag kam Marta aus Sztum zurück. Sie war dort hingefahren um vor der Abreise noch ein paar Einkäufe zu machen. Sie wusste schon alles. Bevor sie ins Haus kam, hatte ihr es schon jemand erzählt.

Sie kam in die Küche hinein, stellt die Handtasche auf den Stuhl, stand eine Weile wie ein Wächter da, nahm die Handtasche wieder an sich und ging in ihr Zimmer. Nur zu Sabina, die noch etwas sagen wollte, sprach sie ein kurzes: „Ich weiß.“

An diesem Tag äußerte sich keine mehr von beiden. Die Tante aß etwas, schob es weg und schlief ein, nachdem sie sich auf die Seite gelegt hatte und Marta kam überhaupt nicht mehr zu uns.

Am nächsten Tag brachte Iryś, der mit den Milizionären befreundet war, schon eine sichere Nachricht mit. Dass es kein Unfall war. Dass ert vom Turm nicht wie von einer Leiter fallen konnte, weil die Leiter so dicht mit einem Korb aus Metallstäben umgeben war, dass er – falls ausgerutscht – wie in einem Rohr heruntergekommen wäre. „Und unter solchen Umständen“ – erklärte er mit entliehener Sprache „wird der Körper des Toten zermalmt. Aber Kazik hat keine Schrammen, er ist ganz geblieben, nur mit zertrümmertem Schädel.“ schloss er ab.

Er erzählte dies im Zimmer der Tante, wo wir wohl alle zusammengekommen waren. Er sprach zu allen, aber am meisten zu ihr.

Nachdem sie ihn angehört und geschwiegen hatte, niemand wagte es das Wort zu ergreifen, sprach Gienia einen von diesen seltsamen Sätzen, die ich damals gar nicht verstand. Und obwohl sie zu uns allen aussprach, wussten wir, dass er für Marta bestimmt war.

„Er hat meinen Tod mitgenommen.“

Das sagte sie.

Marta fuhr zusammen. Sie bewegte den Kopf wie ein Vogel, aufgescheucht, und für einen Moment blieb ihr aufgescheuchter Blick auf Gienia gerichtet.

„Woher weißt du, was er wollte?“

„Ich weiß schon Bescheid.“

Und sie unterstrich diese Überzeugung mit einer Geste, die so bedeutete, dass sie nicht darüber sprechen wollte. Der Dialog brach ab.

Nachdem Iryś gesagt hatte, was zu sagen war, faltete er die Hände zusammen, faltete sie wieder auseinander und steckte sie in die Hosentaschen. Dann nahm er sie wieder heraus – und verließ seitwärts das Zimmer. Jadzia folgt ihm, dann Sabina und alle anderen. Ich ging auch. Die Schwestern blieben allein.

An diesem Tag geschah nichts mehr Besonderes. Im Haus war es still, die Frauen machten sich bei den Töpfen zu schaffen, Aloch bei den Pferden und die Kinder gingen – wie es sich gehört – am nächsten Morgen in die Schule. Die Tante lag da als wäre sie krank. Marta packte.

Nach dem Mittag kam Kasia Kurjanówna. Mit Neuigkeiten, dass der Pfarre wisse, dass Kazik sich umgebracht habe und es ungewiss sei, wo er beerdigt werde. Auch sei unklar, ob mit oder ohne Priester.

Sie erzählte das alles wie eine Sensation, angespannt und als warte sie auf eine Reaktion. Das war so auffällig, dass mir plötzlich ihre wahre Rolle bei der Erkrankung der Tante klar wurde. Dass Kasia über die Jahre eine Art Botschafter gewesen war, der Nachrichten von uns nach Kóleczo überbrachte – und das es niemals umgekehrt gewesen war. Dass von dort niemals irgendetwas zu uns drang. Gar nichts, nicht einmal die

gewöhnlichsten Plaudereien über ihre Mutter oder darüber, was ihr Vater macht. Und jetzt war es zum ersten Mal anders – und ich erkannte es genau. Es war, als sähe ich ihr zweites mir bis dato nicht bekanntes Gesicht. Das Gesicht von ihr, die ich in Gedanken für die Meine hielt. Und mir war sofort klar, dass sich diese Szene, dieses Warten auf eine Reaktion, wenn es Neuigkeiten gab, in ihrem Haus zigmal hatte wiederholen müssen. Nur, dass es sich dabei um Details handelte, die mit der Tante aus Koperwasy in Zusammenhang standen.

Ich kannte also ein Stückchen von Kasia. So schmal wie ein Ausschnitt. Wie ein Türspalt, durch den man eine Nachricht weitergeben kann, die aber überhaupt nicht ausreicht, um zu wissen, was wirklich vorgeht. Das war für mich genauso schockierend wie die andere Sensation und die mit ihr verbundenen Komplikationen.

Denn mit diesem Ärger un Kaziks Beerdigung hatte niemand gerechnet. Weder Marta noch die Tante noch – wie ich glaubte – jemand von den anderen. Aber ich täuschte mich, Iryś schon.

„Sie bringen ihn nach Sztum.“ – stellte er fest. „Dort wird auch beerdigt.“

Wir schauten uns an.

„Auf dem Gefängnisfriedhof.“

Ich schaute ihn mit weit geöffneten Augen an. Alle anderen auch. Es war so als würde er uns nicht einfach etwas mitteilen, sondern sich mit jedem einzelnen Wort immer mehr quälen.

„Sie sprechen auf der Wache darüber.“ – fügte er hinzu als wolle er sich rechtfertigen. Dann sagte er nach kurzem Nachdenken und schon eher aus sich heraus: „Wenigstens wird er unter denen aus dem Wald zusammen liegen.“

Ich verstand gar nichts. Ich schaute die Tante an, dann Marta. Ihre Gesichter glichen versteinerten Masken. Jetzt verschlossen sie sich allen gegenüber. Ich blickte in Kasias Richtung – Kasia schaute ebenfalls erwartungsvoll zu den Tanten.

Etwas später, ich glaube noch am selben Tag, fragte ich Aloch. Vor allem wegen denen „aus dem Wald“ – ob es darum gehe, dass Kazik den Wald geschützt habe.

Aloch sah mich ernst an.

„Ich weiß nicht, mein Sohn.“ – sagte er. „Vielleicht...“ – Und schaute mich mit seinen blauen, plötzlich dunkel gewordenen Augen an. Dann klopfte er mir auf die Schultern – und verschwand durch die Scheunentür.

Am Nachmittag wurde bestätigt, wovon Kasia gesprochen hatte. Dass die Beerdigung ohne Priester stattfindet. Die als sicher geltende Nachricht brachte der Organist nach Kółeczko. Der Pfarrer hatte ihm gesagt, dass der Sztum wohl Messe halten würde, da er sowieso weg müsse und zwar den ganzen Tag. Na ja, noch war nicht klar, wann die Beerdigung stattfinden würde, aber der Pfarrer hatte schon für dieses unbekanntes Datum eine Dienstfahrt geplant. Allmählich klärte sich alles.

Ich stelle mir selbst eine Menge Fragen. Was wird mit seiner Beerdigung, dazu noch ohne Priester, wer von der Familie geht hin? Gienia war entschuldigt, das war verständlich, aber Tante Marta, die erste Frau von Kazik, bleibt sie etwa auch zu Hause? Und wenn sie hingeht, wie wird das dann auf dem Friedhof sein, wenn ihr seine heutige Frau begegnet. Und wenn niemand von den Erwachsenen hingeht, wird es sich dann für uns Kinder schicken alleine hinzugehen? Kinder gehen auf keine Beerdigungen, das ist keine Beschäftigung für sie, sie sind davon zu weit entfernt, was werde ich dann machen?

Vielleicht kommt aber alles anders, denn wenn er vor Ort beerdigt wird, dann geht man bestimmt hin, sollte es aber in Sztum sein, dann ist es etwas anderes. Bei diesen Verkehrsverbindungen nach Sztum zu fahren ist schwierig, also wie?

Kazik, sein Leichnam, war weiterhin im Krankenhaus in Kwidzyn. Den Sarg hatte man schon gekauft, aber das Datum für das Begräbnis stand noch nicht fest. Denn in dieser Angelegenheit kam noch jemand aus Danzig angereist, um die Version zu bestätigen und das Protokoll zu fertigen.

Der Totenschein war das eine, aber in Wirklichkeit war da etwas anderes, das das Ganze hinauszögerte. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet. Für alle seltsam und unverständlich. Eine politische Untersuchung. Eine ernste Sache, bei der um richtig dicke Dinge gehen sollte. Uns erreichten – natürlich durch Iryś – Nachrichten über Kaziks Kontakte, die man niemals für möglich gehalten hätte. Kontakte, zu wem? Na ja, zum Geheimdienst. Und zu welchem – zum allerschlimmsten. Dem amerikanischen. Und plötzlich fiel bei all dem ein Name: Marta Weber.

Diese Neuigkeiten brachte auch Iryś mit. Er sprach nicht „Marta“, sondern „Martha“ – denn so hatte es der Kommandant bei seiner Aussage vorgelesen. Ihm wurde von denen aus Danzig befohlen alles zu erzählen, was er über die Tante weiß. Was er während ihres Aufenthalts in Koperwasy bemerkt habe. Was sie tat, ob und wie sie sich mit Kazik getroffen habe, ob sie in den Wald gegangen sei, ob Iryś etwas beobachtet hätte. Denn nach Ansicht dener vom Ressort bewiesen die Spuren, dass Martha Weber gekommen war, um sich mit dem verdächtigen Toten Kazimierz Krupniak zu treffen. Mit dem sie, als ihrem Exmann, Kontakte unterhielt. „Was den Aufbau des Netzes erleichterte,“ – berichtete Iryś weiter. „wobei sie auf amerikanischem Sold war. Und zuvor auf deutschem.“

Gienia war erschüttert. Und erschüttert schaute sie ihre Schwester an. Umso mehr, als diese so tat, als ginge sie das Ganze nichts an. Als Iryś seinen Bericht beendet hatte, zuckte Marta mit den Schultern, und über ihr Gesicht glitt so etwas wie ein Lächeln. Und danach, als ihr Lächeln verlosch, sagte sie mit unverhohlener Verachtung:

„Sie haben nicht einmal vor dem Tod Respekt.“ – und schüttelte den Kopf.

Iryś, der aufatmete, als er sah, dass Marta keine Angst hatte, erzählte den Rest.

„Es gibt eine Spur, dass Kazik vom Turm Signale gegeben hat. Amerikanischen Flugzeugen. Militärflugzeugen. Solch einem, mit dem auch Marta geflogen war. Fünf Jahre lang Signale gegeben. Dafür habe die Tante jetzt Dollars mitbringen müssen. Aber sie habe keine mitgebracht. Sie hatten bei ihm zu Hause und auf dem Turm gesucht, sogar in der Scheune danach gegraben. Und deshalb sei er gesprungen...“

Das, was danach geschah, war vielleicht noch unwahrscheinlicher als dieser Bericht. Weil Iryś kaum Zeit gehabt hatte, den Mund zu schließen als Marta anfang zu lachen. Und wie! Zuerst ganz leicht, wobei sie die Luft aus der Nase hinausließ und danach mit dem Mund nach Luft schnappen und den Kopf fast unmerklich schüttelnd wie sich selbst zum Takt. Wir schauten sie verwundert und schweigend an, von einer solchen Wendung der Dinge überrascht. Marta lachte weiter, nahm uns überhaupt nicht wahr als lache sie für sich selbst, als habe sie einen Krampf. Als könne sie die Wangen nicht mehr straffen und als hätte sie für einen Augenblick vergessen, dass es bei all dem doch um Kaziks Tod ging. Wir saßen still wie die Kaninchen und über ihre Wangen flossen Tränen.

Sie hörte auf, schluckte mit Mühe den Speichel herunter und wischte sich die Augen.

„Was sind das für Dummköpfe...“ sagte sie kopfschüttelnd. „Dumme Dummköpfe...“ Sie schaute in Richtung der Welt hinter dem Fester und fügte hinzu: „Und Schweine.“

Gienia schaute sie sichtlich verängstigt an. Als sei sie vollkommen verunsichert. Auch ich hielt es für wahrscheinlich, dass die Miliz käme, um Marta zu verhaften und dass sie sie ganz sicher mitnehmen würde.

„Macht euch keine Sorgen, sie können mir nichts anhaben.“ – sagte Marta unsere Gedanken lesend. „Es geht ihnen nicht um mich. Sie müssen ihn bespucken. Weil er – wie sagt ihr hier – ein Zwerg der Reaktion ist.“

Und mit diesem Satz, mit dieser neuen Wunderlichkeit „Zwerg der Reaktion“ war das Gespräch beendet. Man kam nicht mehr darauf zurück, zumindest nicht in meiner Gegenwart, obschon sein Echo zurückkommen sollte, zuerst auf Kaziks Beerdigung und dann mit einigen wenigen Worten Martas, gleich nach der Rückkehr vom Friedhof.

XVI

Wir beerdigten Kazik in Koperwasy. Die Entscheidung hierfür, wie das in solchen Fällen zu sein hat, fiel plötzlich und unumkehrbar. Aufgrund der entstandenen Situation wollte seine Familie ihn schnell und fast heimlich bestatten. Ohne jemanden zu verständigen. Noch am Vormittag, fast des Morgens, wenn die Leute mit ihren Hausarbeiten beschäftigt waren oder die Fleißigeren schon auf dem Feld. Aber er kam anders, die Leute wussten es, woher auch immer, niemand ging ins Feld. Und es war eine Unmenge Volk da, denn alle kannten Kazik. Alle durch seinen Kirchendienst, und wer ich nicht von dort kannte, der kannte ihn durch den Dienst auf dem Turm. Und jetzt durch diesen Tod.

Aus jedem Haus kam jemand. Wenigstens eine Person, gewöhnlich aber Mann und Frau, aber auch die älteren Kinder – denn Kazik hatte bei vielen Hochzeiten und Taufen assistiert. Und auf den Beerdigungen trug er das Kreuz, führte den Trauerzug an, reichte dem Pfarrer die Schaufel, also fühlten sich die Familien dieser Verstorbenen auch verpflichtet ihn heute zu begleiten.

Von uns, den Koperwasy, gingen alle mit. Wie ein Mann. Zu Fuß, auf der gesamten Breite der Chaussee, in einem kleinen familiären Zug. Vorne weg die Tante und Marta, nach ihnen Jazia und Iryś, danach Sabina und Aloch (er trug den Kranz), die Kinder am Ende. Und zwar alle, denn den jüngsten Siebenjährigen hatte man bei niemandem lassen können, also nahm man ihn mit. Und schließlich ich, auch mit einem kleinen Strauß, bemüht neben Aloch zu bleiben, denn mit den Kindern passte es mir nicht mehr.

Wie gingen zu Fuß. Iryś hatte zwar vorgeschlagen, aus Rücksicht auf die Tante mit der Britschka zu fahren, aber Gienia war nicht einverstanden. „Ich schaffe das schon.“ – beruhigte sie alle Zweifler. Sie zog ihr braunes Kostüm an, Schuhe mit flachem Absatz, einen Hut – Tante Marta auch, ihren schwarzen – und sie gingen vorneweg wie zwei Witwen. Eben: zwei Witwen von eines gemeinsamen Ehemanns – und auf dem Friedhof wartete noch eine dritte.

Wie nahmen die gesamte Straßenbreite ein, eine große Gruppe und in der Ferne, aber noch sichtbar, ganz ähnliche Grüppchen, nur dass sie kleiner waren, auch schwarz und auch zu einem Haufen zusammengedrängt wie die Hühner im Regen. Das sah ganz gewöhnlich aus, wie wenn die Menschen auf dem Lande in die Kirche gehen, aus jedem Haus jemand, alle in die gleiche Richtung, jeder auf der Suche nach ein wenig geistiger Nahrung – aber diesmal zogen wir alle nicht in die Kirche, sondern auf den Friedhof. Die Absätze der Frauen klapperten, die Stiefel der Männer scharften und wir Kinder trippelten und all das in aller Stille, ohne eine Wort, denn wie immer weiß man in einem solchen Moment nicht, worüber man sprechen soll. Anders ausgedrückt: es gibt kein Bedürfnis und es gehört sich auch nicht. Die Erwachsenen schweigen, die Kinder, wenn überhaupt, flüstern sich etwas zu, falls es ihnen gelingt sich dem Blick des Vaters zu entziehen. Wir liefen also still vor uns hin, die Tante und Marta an der Spitze. Die Tante kam irgendwie zurecht, langsam, aber immerhin, und alle verlangsamten und passten ihre Schritte im Übrigen an sie an.

Auf halbem Wege zwischen den Gebäuden und dem Friedhof hielt die Tante an. An die Schulter von Iryś gelehnt, blieb sie einen Moment stehen und schnappte nach Luft und dann, nachdem sie sich aus seiner Obhut befreit hatte, drehte sie sich vorsichtig um und ließ ihren Blick über die ganze Umgebung schweifen. Sie schaute in Richtung Dorf, auf die verstreut liegenden Häuser, auf Kóleczo, die Ziegelei, auf all die Orte, die sie kannte, und auf die Menschen, die sie kannten. Sie hätte recht viel von ihnen erzählen können, sie kannte sie noch aus den Zeiten als sich ihre echten Nachnamen noch nicht in Abkürzungen verwandelt hatten, sie wusste, wer mit wem und wessen Kinder hat. Alle waren nach ihr hierher gekommen, sogar die Älteren waren irgendwie Weise jünger – und sie schaute sie so an als wären sie durchsichtig. Und das waren sie auch, allerdings nur für sie, denn schon für Aloch, aber auch für Iryś, blieben sie verschwommen und mit dunklen Flecken versehen, wie

das eben bei jedem so ist. Die Tante schaute in ihre Richtung, berührte mit ihrem Blick die Gehöfte, die Gebäude vor den Häusern, die am Horizont dunkelnden Darren oder den roten Backstein der Tabakfabrik. Sie ließ ihren Blick weiter schweifen auf das dunkelblaue Band des Waldes, sie stieß auf den wie einen Finger in den Himmel ragenden Turm – und ließ die Augen sinken. Als würde sie verlegen, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde, so dass man es kaum bemerkte, wonach sie sie wieder nach der Schulter von Iryś griff. Iryś legte seine große Hand auf ihren Arm. Wir gingen weiter.

Ich lief gedankenverloren am Rand entlang und humpelte – mit dem einen Fuß auf dem Asphalt mit dem anderen auf dem Randstreifen. Eine Schuhsohle klatschte auf den Asphalt, der Kies knirschte unter der anderen. In solchen Momenten scheint nichts zu geschehen, wir haben keine konkrete Sache im Kopf, wir geben uns nur dem Rhythmus des Körpers hin und können nach einiger Zeit oder ein paar Jahren nicht nur Einzelheiten wiedergeben, sondern auch die Stimmung oder irgendwelche Gedanken. Das sind allerdings keine echten Gedanken mehr, sondern eine Art Verdichtung, eine Stille, in der in unserem Innern vielleicht gerade ein Satz geboren wird – um erst nach Jahren unter unserer Feder hervorzuspringen wie eine längst bekannte Selbstverständlichkeit. Heute höre ich in diese Verdichtung von damals hinein, als wollte ich das erste Erzittern der Keimlinge erspüren, sie vorsichtig ergreifen und ihnen helfen, aus der Erde hervorzukommen, aber damals, dort, entstand ganz sicher nichts in dieser Art in meinem Kopf.

Ich spreche darüber, weil ich sie in einem bestimmten Moment aufgrund dieses Erspürens des neuen, humpelnden Rhythmus meines Körpers und des jungenhaften Versunkenseins unwillkürlich alle überholt und mich an die Spitze dieses trauernden Peletons gesetzt hatte. Aber das merkte ich gar nicht – und ich ging weiter, zwei und später schon fünf Schritte voraus, bevor mich Aloch nicht mit einer gedämpften Stimme zur Ordnung rief:

„Medard.“

Dieser halblaut herausgepresste Name ließ mich sofort anhalten. Ich blieb stehen, die anderen holten mich, und wir gingen gemeinsam weiter. Das war nichts Besonderes, eine winzige Episode, der ich keine Bedeutung beimaß, wenn ich allerdings heute daran denke, sehe ich mich, den Jungen von damals als denjenigen, der diese Gruppe einen Moment lang führte und sich gleichzeitig für immer von ihnen losreißen wollte. Als würde ich sie selbst und meine Höhle, in der ich mich vor ihnen versteckt hatte, verlassen. Wie oft war ich hier her gekommen und genau auf dieser Chaussee entlang gegangen, um zu ihnen, den Nesthockern, zu gelangen. Jetzt war es anders. Ich führte sie die Chaussee entlang, aber gegen die Strömung. Nicht in die umgekehrte Richtung, denn sie hatten sich wohl niemals in meine Richtung bewegt, aber immerhin waren sie aus diesem Nest herausgekommen. Sicher, nur für einen Augenblick, und das nicht wegen mir, sondern wegen Kazik, aber für eine Sekunde war gerade ich es gewesen, der sie führte. Ein Rotzbengel, noch nass hinter den Ohren.

Wir näherten uns dem Ziel. Die Menge wurde mit jedem Schritt dichter, schmale Menschenrinnsale flossen ineinander und vereinigten sich zu einem breiten, schwarzen Strom. Wir näherten uns dem engen Tor und drängten uns vor ihm wie die in ihren Stock zurückkehrenden Bienen, die Menschen begrüßten einander mit knappem Kopfnicken. Ich sah eine Menge Bekannte, darunter auch jene, die häufig gekommen waren um sich nach der Gesundheit der Tante zu erkundigen, aber auch solche, die man nur vom Sehen her kennt. Denn man läuft auf der Straße an ihnen vorbei, sieht sie vor dem Wirtshaus oder der Kirche – und weiß, dass es die Eltern von Altersgenossen oder Bekannte der Koperwasy sind. Jetzt waren sie hierher gekommen. Gedrängt und schweigend schritten wir durch das Tor.

Wir kamen in einem Moment auf den Friedhof, als der Leichnam schon auf dem Katafalk lag. Denn es gab einen Katafalk direkt auf dem Boden, auf dem rundherum verstreuten Sand – und auf ihn, auf seiner Höhe hatte man den offenen, dunkelbraun bemalten Sarg gestellt. Der Katafalk stand stets in der Kirche, hinten im Seitenschiff und schreckte die Kinder – dort war sein Platz, das wusste jeder – bis er sich jetzt plötzlich auf dem Friedhof

wiederfand. Das unterstrich die Andersartigkeit der Situation und die Außergewöhnlichkeit des auf ihm niedergelegten Toten. Ohne Sargdeckel sah der Sarg aus wie ein Boot ohne Ruderblätter und Kazik...Kazik lag in ihm wie ein besonderer Passagier. Der einzige absolute Passagier, vollkommen bewegungslos. So als sei die Bewegungslosigkeit die Bedingung für eine sichere Flussfahrt. Jeder Sarg sieht aus wie ein Boot, sicher und schließlich ist er auch ein Boot, mit dem Sargdeckel verschlossen an das andere Ufer bringt. Das Boot Kaziks war nicht von solcher Art, es war auch keine Kapsel, wie die aus Aluminium, die an U-Boote erinnern – es war eher wie eine alte Piroge, offen und mit Blumen geschmückt, in der man den Toten den Fluss stromabwärts gleiten lässt. Das Gefährt, in dem sich Kazik von uns entfernte, war für eine Person bestimmt – und er, was mir damals nicht ganz klar war – schwamm für immer davon. Wir waren wie zu einem Hafen, wie an ein Ufer gekommen um ihn jetzt zu verabschieden.

Ich habe hier so viel über Beerdigungen geschrieben – mein Gott, eine regelrechte Nekrophilie – heute schreibe ich über die Bestattung Krupnikas, aber erst eben wurde mir bewusst, dass die von Kazik meine erste war. Das war der erste Trauerzug, an dem ich teilnahm. Sabina starb erst nach ihm, danach der Sohn von Iryś (da fuhr ich nicht hin) und erst ganz am Ende Tante Gienia.

Es wird also keinen Trauergottesdienst in der Kirche geben. Also doch nicht, der Pfarrer war nicht einverstanden. Also hat er entschieden, dass dies ein selbst gewählter Tod war. Obwohl Kazik bei ihm Kirchendiener gewesen war; selbst, wenn er Pfarrer gewesen wäre, aber Selbstmörder (manchmal hört man von so einem, einmal in vielen Jahren) wäre es auch nicht möglich gewesen. Schlimmer noch: schon erzählte man sich, dass der Pfarrer nicht einmal auf den Friedhof kommen würde. Um mit allen anderen eine Minute zu beten und den ersten Krumen Erde zu werfen. Kazik sollte allein beerdigt werden, von uns und nur von uns, mit Kreuz, aber ohne Fahnen, ohne das „Gegrüßet seist du, Königin des Himmels“ anzustimmen.

Wir standen ziemlich weit entfernt, näher konnte man nicht herantreten, denn die Menge umgab den Katafalk und das ausgehobene Grab dicht. Vielleicht hätte man es gekonnt, die Leute wären wohl zur Seite getreten und hätten der Tante Platz gemacht, aber ganz offensichtlich wollte sie es selbst nicht. Marta hätte es auch gekonnt, aber sie blieb auch lieber dort stehen, wo sie stand. Alle schwiegen, niemand sagte etwas, den Katafalk bedeckten immer mehr Kränze und Sträuße. Da erst verstand ich, dass hier jemand vermisst wurde. Sehr vermisst. Jemand, der das alles in die Hand nehmen und anleiten könnte, ihm einen Sinn gäbe, welchen auch immer – denn sonst würde diese Beerdigung, trotz unserer Trauer, erst recht für Kazik, einen guten, vielleicht den besten Menschen im ganzen Tal der Koperwasy, dieser ganze Abschied nur zu einem schrecklichen Versenken in der Grube. Was war zu tun, wie sollte man es anstellen, damit das alles schlussendlich nicht zu einem furchtbaren Alptraum würde. Damit das, dem wir zeitlebens versuchen einen Sinn zu geben, uns nicht entschlüpft und in die Grube fällt. In eine lehmige bedeutungslose Grube. Diese Spannung fühlte nicht nur ich. Man es in der Luft, eine Art Unruhe, das Fehlen eines ausgetretenen und bewährten Pfades, auf dem man sich in diesen schweren Zeiten hätte bewegen können. Es wurden zusehends mehr Blumen, die Menschen traten heran und legten immer wieder neue Sträuße nieder, aber das war kein Ersatz, denn dieses Niederlegen, das Ausschmücken der Grube mit den zeremoniellen Relikten musste doch früher oder später zu Ende sein. Und gerade da, als ich unruhig in die vertrauten Gesichter schaute, in die Stille hinein erklang plötzlich ein Horn.

Ein Feuerwehrtorn. Es spielte das Turmlied der Feuerwehr, denn wie sich herausstellte und wie ich später erfuhr, gehörte der „Kiosk“ auf dem Turm nicht zum Forstamt, sondern zur Feuerwehr – Kazik war also Mitarbeiter der Kreisfeuerwehr gewesen. Er hatte die Wälder vor Bränden geschützt – und nun verabschiedete ihn die Feuerwehr.

Es spielte und hörte auf. Wieder wurde es still. Ich blickte zufällig zu Aloch hinüber und bemerkte, dass er zögerte. Also wolle er und wolle doch nicht etwas tun, aber – als er

meinen erwartungsvollen Blick wahrnahm – bewegte er sich vorsichtig nach vorne, wobei er Menschen und Gräbern auswich. Er passierte den Katafalk, schlug einen Haken und verschwand aus meinen Augen.

Wo war er hingegangen? Zur Familie? Zur Witwe? So dachte ich, dann zeigte sich aber, dass es anders war. Denn nach einer Weile erklang seine Stimme. Ihn selbst konnte man nicht sehen, aber er musste hinter dem Katafalk sein, denn seine Stimme kam von dort Und sie war gut zu vernehmen. Alle hörten das, was er sagte. Er sagte bloß ein, zwei Sätze – nur, dass sie sehr deutlich gesprochen wurden, fast zu deutlich. Gleichsam ostentativ oder noch anders – als habe Aloch, indem er seinen Widerstand zum öffentlichen Auftritt überwand ihn ein wenig zu stark überwunden.

„Wir verabschieden heute unseren Kameraden und Soldaten Kazimierz, Pseudonym ‚Krupa‘ aus der Abteilung ‚Bohun‘. Ehre seinem Andenken.“ – sagte er.

Wir hörten das alle. Tante Gienia und Marta – ganz deutlich, alle. Genau das hatte er gesagt.

Einen Moment später war er wieder bei uns. Er stellte sich schweigend auf seinen Platz neben Iryś. Iryś gab ihm die Hand, sie drückten sich wortlos die Hände. Und dann spielte das Horn zum zweiten Mal, aber nicht wieder das sanfte, wie über die Wälder dahin fließende Turmlied, sondern etwas Lebhaftes, wohl einen Marsch. Die Erwachsenen mussten wissen, was es war, denn sie schauten sich bedeutungsvoll an, ich aber kannte es nicht. Ich weiß nach so vielen Jahren noch immer nicht, was es war, denn ich kam niemals dazu jemanden zu fragen, aber wahrscheinlich handelte es sich um Militärmusik. Sicher kein Armee- eher ein Partisanenlied, vielleicht von der Heimatarmee. Ich weiß nicht, ich hatte damals noch keine dieser Melodien im Ohr, also verband ich sie auch mit nichts. Nur so viel dass es, obwohl ein Marsch, gleichzeitig tief traurig war, – wie dies mit den polnischen Liedern so ist.

Dann aber, als der Hornbläser noch spielte, begann sich auf dem Friedhof etwas zu rühren. Eine geringfügige Bewegung, wie diskrete Unruhe. Und was noch seltsamer war, die Leute schauten in unsere Richtung. Auf uns, die Koperwasy. Es ging mir kurz durch den Kopf, dass sie vielleicht noch etwas mehr von Aloch erwarteten, dann, dass vielleicht nicht von ihm, sondern von der Tante – immerhin war sie im Tal so etwas wie die Landrätin – aber vielleicht war es noch anders und sie erwarteten ein Wort von Marta. Denn obschon von hier, so war sie doch aus der weiten Welt gekommen, vielleicht würde sie uns allen etwas sagen – und zwar etwas, was niemand anders sagen konnte, nicht einmal jemand aus Kaziks neuer Familie. Ich drehte mich zur Tante um, aber Marta zuckte nicht einmal. Und dann erblickte ich ihn.

Den Pfarrer. Die Leute schauten nicht in unsere Richtung, sondern in die des Pfarrers. Er kam hierher – aber nicht unser Fußballer, sondern Brachlewski. Ein großer, alle überragender Gladiator. Offensichtlich war unser Ortspfarrer wirklich nicht da. Brachlewski kam nicht durch das Haupttor, sondern durch den kleinen Durchgang, der den Friedhof mit der Kirche verband, genauer gesagt, mit dem Pfarrhaus neben der Kirche. Er kam verspätet, beschleunigte seine Schritte aber nicht. Er schritt würdevoll im Wissen darum, dass er gleich hinter dem Verstorbenen die unentbehrlichste Person war. Denn was soll man da groß erzählen: jemanden nur als Feuerwehrmann zu bestatten, das ist doch etwas zu wenig.

Ein Pfarrer beeilt sich von seinem Wesen her niemals und schon gar nicht auf einer Beerdigung – denn nichts kann sich mehr ändern. Er kam also, aber nicht im Ornat, sondern im weißen Messgewand, das er auf die Soutane gezogen hatte, mit dem violetten Band der Stola und hielt ein schwarzes Büchlein in der Hand. Ohne Ministrant, aber beladen. Denn in der anderen Hand trug er das Weihrauchfass und den Weihwedel, klein wie ein Kinderzepter.

Es sah so aus, als sei er gekommen, weil er das Horn gehört hatte. Dass er gekommen war um zu kontrollieren, was auf dem Friedhof, in seinem Revier, vor sich ging. Oder noch anders, dass er auf den Ruf des Horns kam, das wie ein Turmlied und Weckruf in einem war.

Oder wie ein Alarm, ich weiß es nicht. Ich bezweifele, ob ich damals so genau darüber nachdachte, eher möchte ich jetzt so denken, dem allen noch einen anderen Sinn geben ohne zu berücksichtigen, dass ich dies alles wohl kaum mit einer einzigen Gefühlsempfindung hätte erfassen können, ich weiß nur, dass Unruhe entstand.

Sie traten auseinander, bevor er sie erreicht hatte. Er war noch etliche Meter vom Rand der Menge entfernt als die Trauernden auseinander fuhren und ihm einen breiten Korridor überließen. Er trat unter uns und verbreitete den Duft von Harz und der im Weihrauchfass glimmenden, durchsichtigen Weihrauchkörner. Wie in eine Schneise, wie man in den Wald geht und auf halbem Weg zum Katafalk intonierte er:

Kommt herab vom Himmel, hört unsere Gebete
Bewohner der Ehre, ihr göttlichen Heiligen alle,
Von den hellen Wolken steigt herab, ihr Engel...

Er hob mit einer solchen Kraft an, man muss sagen, es gab wohl keinen anderen Ausweg – denn sofort schloss sich ihm der ganze Friedhof an. Wir hatten auf ihn gewartet, das war jetzt deutlich, in der Furcht wie es wohl ohne Pfarrer werden würde, also sangen jetzt alle wie ein großer Chor, erleichtert und wie aus Dankbarkeit, die man eben durch eifriges Singen zum Ausdruck bringen kann:

Der Engelszug empfangen Deine Seele
Trage sie von hier in Himmelshöhe,
Und der Erlösten Lied sie führe
Bis vor des höchsten Gottes Blick

Man hätte hören sollen wie diese quasi Amateure sangen. Nicht wie die Kirchengesänge heute, blass und rührselig, sondern wie ein einziges großes Flehen. Nein, das ist falsch ausgedrückt – das war kein Flehen, sondern eher Aufforderung. In ihrem Gesang war kein Flehen, sondern Aufforderung, vielleicht sogar noch etwas mehr. Ich möchte heute und hier nicht übertreiben, aber in ihren Stimmen war Aufforderung oder veränderte es sich während des Singens von einer Minute zur anderen in... Weisung. Weisung – und Befehl. Das war ein Befehl von dieser Menge, von diesen hier unten im Jammertal versammelten Trauernden an die Leibwächter Gottes. An die Serafine und an alle anderen Engel. Noch einmal, damit kein Zweifel aufkommen konnte, wiederholten sie im Chor:

Der Engelszug empfangen Deine Seele...

Das Lied erklang inmitten der wenigen Friedhofsbäume, aber ich spürte, dass es vor allem in uns hämmerte, in unseren Herzen. Es war wie ein entschiedenes Postulat, das keinen Widerstand erträgt, das an die Himmelpforte klopft wie ein gewaltiger Mast, höher als Kirchentürme.

Der Pfarrer stand nun am Katafalk. Er übergab dem erstbesten, am Grabesrand Stehenden das geweihte Zepter und begab sich selbst auf die kleine Prozession, die ihn um eine seiner Seelen herum führte. Er umkreiste den Sarg in einer Richtung, blieb zu Füßen Kaziks stehen, verbeugte sich und ging in die andere Richtung. Er tauschte das Weihrauchfass gegen den Weihwedel – und besprengte den im Sarg – diesem wankenden Boot – liegenden Körper. Danach, wieder zu Füßen Kaziks, kniete er nieder und betete zunächst leise, wonach er sich beim Aufstehen an die Versammelten wandte:

„Im Gebet verabschieden wir uns von dem verstorbenen Kazik. Sein ganzes Leben lang arbeitete und litt er in Christo, diente er seiner Familie und den Nächsten, die Hilfe brauchten. Wir wissen, dass ihm gute Taten vor den Thron Gottes

Folgen vor den Thron Gottes folgen werden. Wir wissen, dass er mehr litt als viele von uns. Wir wissen, dass er, trotz seiner Sünden, unschuldig Opfer für uns alle ist. Er war mit der Kirche, er lebte mit der Kirche und er lebte in der Kirche. Deshalb empfehlen wir ihn in stillem Gebet und voller Vertrauen der göttlichen Barmherzigkeit.“

Er nickte den am nächsten Stehenden zu und sie stellten den Sarg vorsichtig vom Katafalk herunter, hoben den Sargdeckel auf und deckten Kazik damit zu. Dann nahmen zwei von ihnen Nägel und Hämmer aus den Taschen – und auf dem Friedhof ertönte ein taubes, feindseliges Klopfen. Derart endgültig und hoffnungslos, das es die Menschen nicht aushalten konnten. Der Pfarrer wurde dessen gewahr, und stimmte rasch das *Salve Regina* an.

Ich muss noch eine Entdeckung hinzufügen, über die ich eigentlich schon gesprochen habe. Darüber dass auf dem an den Sarg genagelten Täfelchen ein mir unbekannter Name stand, als man die Blumen zur Seite schob. Ich konnte ihn nicht ganz ablesen, aber sicherlich hieß es nicht Krupniak, sondern war länger. Kazimierz – ja, der Vorname war der gleiche, aber der Nachname nicht. Etwas in der Art von: Mościpański oder Mościbrodzki, ich kann mich nicht mehr erinnern. Und darunter die kleine Ergänzung: „ps. Krupa“. Ich habe später erfahren (obwohl es mir scheint, dass er mir das schon früher irgendwie erzählt hatte), wie immer von Aloch, was das auf sich hatte. Dass Kazik den Namen geändert hatte, weil er dachte, dass man nach ihm fahnden würde. In Krupniak, aber den Vornamen beließ er. „Um“ – erzählte er Aloch – „sich immer umzudrehen, wenn ihn einer von seinen Kameraden rief.“

Zu Hause fragte mich Aloch noch, ob ich die drei bei der Beerdigung wahrgenommen hätte. Die so schlank waren, mit blassen, schon lange nicht mehr gebräunten Gesichtern. „Das sind die, die man entlassen hat. Es hat eine Amnestie gegeben.“ – erklärte er, obwohl ich überhaupt nicht gefragt hatte und nicht so genau wusste, was das eigentlich war. Und schon gar nicht, worauf diese Amnestie beruhte.

Und noch eine Sache, jetzt wirklich die letzte. Ich muss sie ansprechen, denn ich weiß, dass sie wichtig war, aus Sicht der Koperwasy vielleicht sogar die wichtigste. Als die ein oder anderen bereits auseinandergingen, als sich die ersten der am weitesten entfernten Personen in Richtung Tor begaben, geschah etwas, das wohl niemand vorausgesehen hatte. Tante Gienia, die bis dahin einen kleinen Strauß in Händen gehalten hatte, setzte sich in Bewegung, aber nicht zum frischen Grab oder zum Tor, sondern mitten in den Friedhof hinein. Sie schritt langsam zwischen den Gräbern, begleitet von unseren erwartungsvollen Blicken. Begleitet, das ist zu wenig gesagt. Es war ein wenig so, als könne die wie auch immer kranke Frau nur deshalb laufen, weil wir sie mit unseren Blicken aufrecht hielten und dass sie es ohne unsere Unterstützung nicht schaffen würde. Sie musste das fühlen, unsere Blicke, denn sie drehte sich kein einziges Mal um.

Der Pfarrer bemerkte es auch, ihren Abgang, aber, nachdem er den Kopf nur für einen kurzen Moment gedreht hatte, sang er weiter:

Dein Fundament stütze uns...

Die Tante hielt vor einem Täfelchen an, las, blieb ein wenig stehen und ging weiter. Sie ging immer weiter hinein, in die zunehmende Dunkelheit, war aber immer noch gut zu sehen und immer noch zu einem uns nicht bekannten Ziel. Sie passierte noch einige Gräber, und befand sich bereits am äußersten Saum. Der Pfarrer beugte sich hinunter, nahm eine Handvoll Sand in die Hand und verteilte sie wie Goldstaub über die Sargränder:

„Asche bist du, und zu Asche wirst du, aber der Herr wird dich von den Toten erwecken, am Tage...“

Erst da begriffen wir. Das, was bisher ganz unvorstellbar war, was niemandem in den Kopf gekommen wäre, dass es passieren würde. Die Tante ging zu den alten Gräbern – ja, jetzt war das ganz offensichtlich. Sie näherte sich ihnen mit jedem weiteren Schritt. Dorthin, wo die Familie Wuttke lag und der Betonobelisk Grischas graute. Und als sie dort

angekommen war, kniete sie nieder, legte den Strauß auf Grischas Platte nieder und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Als sie zu uns zurückgekehrt war, flüsterte sie Marta zu:

„Lass uns noch zu den Kindern gehen.“

XVII

So geschah das, was hatte geschehen sollen. Nun hatte sich alles erschöpft, alles beruhigt. Alles was gesagt werden sollte, war gesagt worden, alles was verschwiegen werden sollte, verschwand in uns wie der Tod. Es blieb nur noch die Abreise. Instinktiv zogen wir uns in den Schatten zurück. Auf der Bühne blieben nur noch zwei Personen – die Tante und Marta. Die eine war am Sterben, die andere flog ins Leben zurück. Gegensätzlich und doch ähnlich.

Es war am zweiten oder dritten Tag nach der Beerdigung Kaziks. Wohl am dritten, vielleicht sogar einen Tag später, denn wenn es gleich danach passiert wäre, hätte ich es wohl als gleichzeitiges Ereignis erinnert. Aber es muss eine Pause gegeben haben, denn die Abreise und die Beerdigung bestehen als zwei klar voneinander getrennte Bilder in mir. Aber vielleicht haben sie sich auch nur voneinander getrennt, denn als sehr starke Bilder hätten sie nicht gemeinsam bestehen können. Ich weiß nicht, vielleicht war es so.

Ich wusste, dass Marta abreist und dennoch stand ich erst spät auf. Ich stand spät auf, aber ich war früh wach. Und das nicht nur einmal. Ich war von alleine wach geworden – aber ich wollte nicht aufstehen. Abschiede sind eine der schlimmsten Dinge, mit denen man es zu tun hat. Es ist manchmal besser, sie nicht zu beachten, nicht daran teilzunehmen, zu verschlafen als sich der unvermeidlichen Depression hinzugeben. Zur Seite treten und den Abreisenden erlauben quasi beiläufig zu verschwinden.

Wenn ich mich recht erinnere, hatte die Angelegenheit auch noch einen anderen, wiederum jugenhaft hilflosen Aspekt. Ich zögerte das Aufstehen so heraus als hätte ich den Anspruch, dass sie ohne mich nicht zu recht kämen. Dass sie wegen meiner Nichtanwesenheit gezwungen sein würden ihre Pläne um wenigstens einen Tag zu verschieben. Aber dieser Versuch, diese kindliche Beschwörung der Zeit, war natürlich vollkommen hilflos.

Ich stand spät auf, wie sich herausstellte, im letzten Moment. Denn die Koffer standen schon an der Schwelle. Einer neben dem anderen, der eine schwarz, der andere braun wie unser einsteuereuropäischer Schäferhund. Die riesigen Koffer, die wie zwei große Hunde in die weite Welt aufbrachen. Das Paar reisebegleitender Zerberusse, das Marta an ein für uns unerreichbares Ufer zog. Man wartete nur noch bis das Taxi vorfuhr. Blitzschnell verstand ich, dass es keine Zeit mehr geben würde.

Abschiede, dieses Sterben auf Raten. Vielleicht aber auch nur das Begreifen, dass etwas war und vergangen ist. Genauso wie das vergehen wird, was jetzt ist. Etwas gespielte, angestrenzte Härte, etwas Sentimentalität natürlich, aber außerdem die unerbittliche Tatsache, an der man nichts ändern kann. Kinder wissen das noch nicht, aber die Erwachsenen und die Älteren von uns sind sich bewusst, dass jede Abreise die letzte sein kann. Ohne Rückkehr. Oder es gibt eine Rückkehr, aber wir sind nicht mehr da.

Wir waren alle in der Küche versammelt, außer der Tante. Gienia hatte sich schon vorher ins Bett gelegt, die Geschehnisse hatten sie erschöpft. Aber wir anderen waren alle zusammen gekommen, niemand wollte diesen Moment verpassen. Es waren also die beiden Frauen, Sabinka und Jadzia da sowie ihre Jeans tragenden Männer, na und wir, die ganze Schar größerer und kleiner Kinder. Aus Kóleczo war Kasia gekommen und überbrachte die Grüße ihrer Eltern, angelaufen kam sogar der Sohn von Iryś, jener unglückselige Stefan – und zusätzlich brachte er noch sein Mädels mit. Um sie Marta zu zeigen und mit ihr anzugeben. Jadzia wurde deshalb richtig böse. „Da hat er sich den richtigen Moment ausgesucht.“

– brummte sie so vor sich hin, dass Marta es hören konnte. Aber Marta störte das nicht. Sie lächelte das etwas schwermütige Fräulein sogar an und machte in Richtung Jadzia eine fast unsichtbare, die Situation beruhigende Geste.

„Aha“ – sagte sie. „Damit ich es nicht vergesse: Wenn sie jemanden von euch einbestellen und euch zusetzen sollten, dann sagt, dass ich es bin. Ich bin dieser Zwerg.“

Sie lachte kurz auf und dann, nachdem sie mit einer Kopfbewegung auf die Stühle gewiesen hatte, fügte sie in einem anderen Ton hinzu:

„Setzen wir uns doch noch einen Moment hin.“ Und sie setzte sich als erste. Gehorsam nahmen wir unsere Plätze ein. Und als sich das Niedersetzen, dieser ganze Wirrwarr beruhigt hatte, machte sich in der Küche plötzliche Stille breit.

Genau, eine plötzlich Stille. Denn niemand hatte sie erwartet, in diesen letzten Momenten, die mit Aufregung und Gelaufe erfüllt waren. Eine Stille, die exakt auf das Bedürfnis nach Stille traf. Plötzlich auch deshalb, weil es nichts mehr zu sagen, nichts mehr hinzuzufügen gab und einem nichts Neues mehr in den Kopf kam. Es war klar, dass alles gepackt war, dass der gelbe Koffer in Koperwasy bleibt, dass Marta die Butterbrote für die Reise schon im Handgepäck hat. Also setzten wir uns in absoluter Stille, die in diesem Hause so selten zu Gast war, hin.

Die Worte waren gesprochen, es blieben noch die Bewegungen, aber auch davon gab es nur wenige. Alles schien bruchstückhaft, wie angeknabbert, wie kürzlich die Knochen beim Leichenschmaus. Jemand stütze sich auf den Tisch, hob einen Moment später die Ellenbogen, jemand anders lehnte sich mir nichts dir nichts auf dem Stuhl zurück. Sabina band sich die Küchenschürze ab und hängte sie an den Nagel. Stille, die gut bekannte Abschiedsstille brannte auf den Wangen wie Frost, wie Säure.

Wir saßen um den Tisch herum wie bei einem Empfang, bei dem nichts serviert wird. Der leere Tisch, nicht einmal ein Glas, nur die im Laufe der Jahre dunkel gewordene Tischplatte. Und wir, die Koperwasy, um ihn herum – die, trotz allem, entgegen jeder Logik auf jemanden oder etwas warteten. Immer wieder in Erwartung. Als würde hier, in diesem letzten Moment etwas fehlen. Stille und Starre. Das Bild brannte sich wie ein Kupferstich ins Gedächtnis ein und setzte sich dort fest. So sah das aus, so empfand ich das und sicher die anderen auch – und darum war es Marta wohl auch gegangen. Marta – also wolle sie sicher gehen, dass alles so bleibe – fügte überflüssigerweise hinzu:

„Lasst uns noch etwas sitzen bleiben – schweigend, ja?“

Jetzt wussten auch die Kinder, dass das das Ende war. Dass das der Schlusspunkt war – und dass nichts anderes hinzukommen würde. Dass Marta für immer abfährt.

Wir hatten geradezu Angst uns zu rühren. Als wäre nicht sicher, ob wir schon genug geschwiegen hätten. Ob wir die Fotografie lange genug belichtet, das Kupfer intensiv genug mit unserer Säure behandelt hatten. Damals dachte ich nicht so weit, aber ich weiß, dass die Sorge darum weiterhin so zu verharren sich genau daraus ergab. Aus der Furcht, ob dieser Kupferstich, von unserem Schicksal verdaut und zerfressen, über die Jahre weiterhin deutlich bleibe oder ob alles aufweichen und der dünne Strich durch flüchtige, von den Zeitläufen mythologisierte Flecken ersetzt würde. Entsetzt schaute ich auf die glänzenden Spangen der Koffer.

Die Stille wurde durch das Brummen eines Motors unterbrochen. Zunächst weit entfernen und verschwommen, dann immer aufdringlicher, schließlich unwiderruflich vor den Fenstern. Marta stand als erste auf. Wir sprangen auch auf. Sie schaute in unsere Gesichter. Sie war kreideweiß, das kann niemand verbergen. Sie griff nach ihrem Hut. Sie setzte ihn auf und nahm ihn sofort wieder ab. Iryś half ihr in den Reisemantel. Sie legte ihn an wie ein Automat, blickte in den Küchenspiegel und begab sich in das Schlafzimmer von Gienia.

Die Tante lag im Bett und wartete. Wie immer auf die Küssen gestützt, jetzt aber nicht nur gestützt, sondern dagegen gestemmt wie mit dem Rücken gegen die Wand. Um von ihr,

der Wand, ein wenig Kraft zu bekommen. Es war offensichtlich, dass es auch ihr schwer fiel. Wir sahen wie Marta, diese Doppelgängerin des treulosen Ehemanns, in ihrem eleganten Mantel und mit dem Hut in der Hand auf den Zimmerdielen hin- und herlief wie ein nervöser Vogel. Die Tante richtete den Blick auf sie. Marta trat näher heran. Sie beugte sich über das Sterbebett.

„Auf Wiedersehen, Schwester, an Weihnachten komme ich wieder.“ – log sie.

Danach hielt sie es aber nicht mehr aus. Etwas brach entzwei in ihr. Sie kniete sich vor das Bett und – ihre Augen fest schließend – berührte sie die pergamentene Stirn Gienias. Die Tante umarmte ihren Kopf.

Einen langen Moment bewegten sie sich gar nicht. Schließlich erhob sich Marta, richtete sich auf und ergriff noch einmal die kalten Hände der Kranken.

„So warm, wie ich jetzt bin, wirst du mich nicht mehr küssen.“ – flüsterte die Tante und wandte ihr Gesicht schnell ab.

Ich weiß nicht, ob ich mich versah, aber für einen Moment schien mir, dass in den einst schönen Augen Gienias eine Träne aufblitzte.

[Übersetzung: *Zbigniew Wilkiewicz*]